This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Spielmannsbuch.

Spielmanns-Buch.

Novellen in Verſen

aus dem

zwölften und dreizehnten Jahrhundert,

übertragen

von

Wilhelm Hertz.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Gebrüder Kröner.
1886.

840.8
H576

Meinem lieben Freunde

Paul Heyse

gewidmet.

141167

Inhalt.

Einleitung: Seite

1. Die Spielleute III

2. Die älteſten franzöſiſchen Novellen . XLVII

3. Die bretoniſchen Feen LXIV

Herr Orfeo 1

Lanval von Marie de France 23

Iwonet von Marie de France 45

Guingamor 65

Tydorel 85

Die beiden Liebenden von Marie de France 99

Frene von Marie de France 109

Elidûc von Marie de France 127

Der bunte Zelter von Hûon dem Spielmanns-
könig 163

Seite

Der Ritter mit dem Fäßlein 185
Der Tänzer unſrer lieben Frau 209
Der arme Schüler 219
Sankt Peter und der Spielmann 229
Aucaſſin und Nicolette 243
Anmerkungen 289

Einleitung.

1. Die Spielleute.

Wenn wir uns die Stellung der Spielleute in der mittelalterlichen Welt vergegenwärtigen wollen, müssen wir über den Begriff, den wir heute mit dem Worte Spielmann verbinden, weit hinausgehen. In unserer Zeit dient der wandernde Spielmann fast ausschließlich dem Vergnügen der niedern Stände; im Mittelalter konnten ihn auch die höchsten nicht entbehren. Denn abgesehen von der naiveren, unverwöhnteren Lebenslust in allen Kreisen der mittelalterlichen Gesellschaft, auch die edlen geistigen Bedürfnisse waren fast ausschließlich auf die Spielleute angewiesen. Der Spielmann brachte nicht nur das Beste und Neueste auf musikalischem Gebiet; er war auch für eine Zeit, in der das stumme Lesen kaum erst über die Studierstube des Gelehrten sich hinauszuverbreiten begann, der berufene Vermittler für alle Gattungen der schönen Litteratur, vom ernsten Heldengesang, vom üppigen Ritterroman bis zum derben Schwank und zur neckischen Rätselfrage; ja er war als Darsteller kleiner mimischer Scenen der einzige Vertreter der profanen Schauspielkunst. Als weither wandernder Gast brachte er die Kunde von fremden Ländern zugleich mit den großen und kleinen

Neuigkeiten des Tages. Kurz, für all die Anregung und Belehrung, welche uns Konzertsaal und Theater, Buchladen und Zeitungsredaktion zu bieten bestrebt sind, hatte beim größten Teil des mittelalterlichen Publikums der wandernde Spielmann zu sorgen. Daneben aber lagen dem fahrenden Volk noch alle jene niedern Unterhaltungskünste ob, die es noch heute in Schenke und Jahrmarktsbude zu üben pflegt. So ergab sich von selbst nach der Wertschätzung der Leistungen eine gesellige Abstufung in dieser bunten Welt, von dem vornehmen Sänger, der im vertrauten Umgang mit Fürsten lebte, bis herab zum bettelhaften Schnurranten, der im Tierfell umhersprang und Feuer fraß.

Es waren drei Hauptelemente, aus denen sich der Stand der Spielleute zusammensetzte: die Sänger der keltischen und germanischen Völker, die Lustigmacher der antiken Welt und die fahrenden Kleriker.

Den Sängern der keltischen und germanischen Vorzeit haftete kein Makel an. Sie gehörten zu den Besten ihres Volks, hochgeehrt um ihrer Kunst willen, die von den Göttern kam. Jeder Hofhalt hatte seinen Sänger als ständiges Mitglied; andere wanderten von Volk zu Volk, von Herrensitz zu Herrensitz, emsig bemüht, den Schatz der nationalen Heldendichtung im Gedächtnis zu sammeln, zu mehren und zu verbreiten. Ob nicht schon in der alten Zeit dieses unstäte Leben den fahrenden Sänger an öffentlichem Ansehen unter den seßhaften Hofsänger gestellt hat, läßt sich nicht entscheiden. Sicher war dies bei den späteren keltischen Stämmen der Fall, wo sich die Hausbarden streng von den wandernden Barden unterschieden. Für die ursprüngliche Hochschätzung

des ganzen Standes spricht jedoch das in Wales noch lange geltende Gesetz, das dem Unfreien verbot, Gelehrter, Schmied oder Barde zu werden [1]).

Wenn der wandernde Sänger des europäischen Nordens in der allgemeinen Achtung sank, so hatte er das hauptsächlich dem zweiten Element zu danken, das sich von Süden her über die Länder der Kelten und Germanen ergoß, dem verrufenen Volke der römischen Mimen, Spaßmacher und Gaukler [2]).

Von alters her hatte sich die römische Welt an dem volkstümlichen Possenreißer ergötzt, der durch Rede und Gebärde Gestalten und Scenen des täglichen Lebens in karikierender Weise nachahmte und daher mimus, der Nachahmer, genannt war. Er trug schon in der ältesten Zeit das bunte Lappenkleid, das noch heute dem italienischen Harlekin eigen ist. Mit ihm teilten sich die Tänzer, Gaukler und Taschenspieler, die Flötenbläser und Saitenspieler in die Gunst von hoch und nieder, und alle durchwanderten scharenweise die weiten Provinzen des Römerreichs. Sie drängten sich auf die Bühne, wo bei dem sinkenden Geschmacke des Publikums die Seiltänzer, Akrobaten und Messerwerfer im Bunde mit leichtfertigen Tänzerinnen bald der edlen Schauspielkunst gefährliche Konkurrenz machten. Das Reich zerfiel; die Theater verödeten im fünften und sechsten Jahrhundert völlig; die alten Schauspieler, die Histrionen, starben aus; aber jenes Unkraut der Lustigmacher war unverwüstlich. In allen Provinzen überdauerten sie die römische Herrschaft und das römische Theater, und wie dereinst vor Cäsar und Augustus trieben sie nun ihre Künste vor Attila und Theoderich dem Großen.

In dieſer gemiſchten Geſellſchaft giengen die wandernden Sänger der Kelten und Germanen unter und teilten ihr Schickſal. Eine gemeinſame Bezeichnung warf alle die mannigfaltigen Abſtufungen in eins zuſammen: altfranzöſiſch jongleur und menestrel, altdeutſch spilman. Den Namen joculatoris, joculator hatte man in der ſpäteren Kaiſerzeit mit Vorliebe dem altrömiſchen scurra beigelegt, dem Luſtigmacher, der auf der Bühne, wie bei den Gaſtmählern der Reichen Späße und lascive Geſchichten vorzutragen pflegte. Mehr und mehr erweiterte ſich die Bedeutung dieſer Worte, ſo daß ſchließlich das provenzaliſche joglar (aus joculatoris) und das franzöſiſche jogleor (aus joculator) der Geſamtname für alle wurde, welche aus der Unterhaltung anderer ein Gewerbe machten, ſei es durch den Vortrag von Poeſie und Muſik oder durch Aufführung von Kunſtſtücken. Der Begriff des Gewerbsmäßigen liegt auch in der Benennung menestrel, engliſch minstrel. Das franzöſiſche menestier (heute métier) heißt Dienſt (lateiniſch ministerium), dann Handwerk, und menestrel (lateiniſch ministerialis) iſt ein jeder, der im Dienſt eines andern einen Beruf ausübt, dann Lohnarbeiter, Gewerbsmann im allgemeinen, berufsmäßiger Künſtler und Handwerker. Beide Wörter haben im Neufranzöſiſchen eine beträchtliche Einſchränkung erfahren, indem das heutige jongleur nur den Gaukler und Taſchenſpieler, das heutige ménétrier (aus menestrier) nur den Bierfiedler, der zum Tanze geigt, bezeichnet. Die alte deutſche Sprache faßt ſämtliche unterhaltende Künſte unter dem Begriffe „Spiel“ zuſammen, und Spielmann heißt daher ein jeder, der ſolche Künſte berufsmäßig ausübt.

Um das Bild noch bunter zu machen, gesellte sich als drittes ein gelehrtes Element hinzu, die fahrenden Kleriker (clerici vagabundi), auch Goliarden genannt, Männer von höherer Schulbildung, — clerici hießen alle Studierte, — die, von der allgemeinen Wanderlust der Zeit ergriffen, in den Klöstern, Zechstuben und Hoflagern der Christenheit sich umtrieben, unruhige Köpfe voll Geist und Sinnenglut, verkommene Genies aller Art, die als Dichter und wortgewandte Gesellschafter an den Tischen der Großen ihr Brot suchten. Frühe schon bezeugen sie ihr Dasein in der Litteratur durch lateinische Spielmannslieder, welche an den Höfen der sächsischen und salischen Kaiser im zehnten und elften Jahrhundert beliebt waren. Ihre Blüte fällt ins zwölfte Jahrhundert, wo ihre prächtigen lateinischen Liebeslieder einen siegreichen Wettkampf mit Troubadours und Minnesängern begannen und der Archipoeta, die Krone aller Vaganten, vor Barbarossas Kanzler jene berühmte Goliardenbeichte ablegte, das genialste, was die weltliche Lyrik des Mittelalters geschaffen. Unter diesen fahrenden Gelehrten waren Männer jedes Alters, grauhaarige Mönche und Einsiedler, welche noch in ihren alten Tagen der Langeweile ihrer Zelle entlaufen waren, neben glattwangigen Studenten, wie sie damals, vom Rufe der neu aufblühenden Schulen gelockt, scharenweise in Frankreich zusammenströmten, die clers escoliers, die fahrenden Schüler, welche ihr Wanderleben bis ins sechzehnte Jahrhundert fortführten und durch Wundermären und Schwänke, durch Zauberkuren und Schatzgräbereien sich die Gastfreundschaft der Laienwelt erkauften.

Es war selbstverständlich, daß die Kirche nicht bloß an diesen ihren wilden Schößlingen, sondern an dem ganzen Treiben der Spielleute Aergernis nahm und fromme Sittenprediger sie alle zusammen dem Herrn dieser Welt, dem leidigen Teufel, zusprachen. Schon der h. Augustin nannte die Freigebigkeit gegen die Spielleute ein abscheuliches Laster und keine Tugend [3]), und Alkuin citiert in einem Briefe den Ausspruch von ihm, daß der Mann, welcher Schauspieler, Mimen und Tänzer in sein Haus einführe, nicht ahne, wie viele unreine Geister mit ihnen kommen [4]). Im Elucidarium des Honorius von Augustodunum fragt der Schüler: Welche Hoffnung haben die Spielleute? und der Meister erwidert: Keine! Denn mit all ihrem Thun sind sie Diener des Satans [5]). Berthold von Regensburg, der gewaltigste Kanzelredner des deutschen Mittelalters, fordert sie daher nicht einmal zur Buße auf, da sie doch rettungslos verloren sind, und seine Apostrophe an diese Gesellen des Teufels [6]) wird an Kraft des Ausdrucks höchstens noch von den buddhistischen Dogmatikern übertroffen, welche die Taschenspieler und Komödianten mit den Vater- und Muttermördern in die unterste Gluthölle verdammen.

Diesem Urteil gemäß waren die Spielleute, wenigstens im späteren Mittelalter, von der Kommunion ausgeschlossen [7]). Das Gesetz, wie der Sachsenspiegel, erklärte sie für rechtlos und fand sie für persönliche Verletzungen mit einer höhnischen Scheinbuße ab. Nach dem Schwabenspiegel sollte derjenige, welcher einem Spielmann etwas zuleide gethan hatte, an eine Wand treten, auf welche die

Sonne ſchien, und der Spielmann ſollte das Recht haben, den Schatten auf der Wand an den Hals zu ſchlagen, und das ſollte ſeine ganze Genugthuung ſein [8]). Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein gehörten die Fahrenden zu den unehrlichen Leuten, die mit ihren Nachkommen vom Eintritt in die bürgerlichen Zünfte ausgeſchloſſen waren. Die Goldſchmiede von Köln z. B. forderten von jedem zureiſenden Geſellen einen amtlichen Nachweis, daß er weder eines Bartſcherers noch Baders noch Leinewebers noch eines Spielmanns Kind ſei [9]).

Die Verachtung galt natürlich nicht der Sang- und Saitenkunſt; denn dieſe gehörte zur feineren Bildung. Man denke an den ritterlichen Fiedler Volker, an den in allem Saitenſpiel erfahrenen Triſtan. Selbſt heilige Biſchöfe verſchmähten nicht, die Harfe zu ſchlagen, wie der h. Aldhelm von Salisbury († 709) und der h. Dunſtan von Canterbury († 988). Als der Biſchof Albrecht von Lüttich gegen Ende des zwölften Jahrhunderts verkleidet nach Rom reiſte, nahm er ſeine Harfe mit und ſpielte unterwegs auf einer Hochzeit zum Entzücken der Gäſte [10]). Ja, in einem Gedicht von geiſtlicher Minne tritt ſelbſt Jeſus als Spielmann auf, der den Seinen die ſüßeſten Weiſen fiedelt; darnach tanzen alle Seelen mit Cherubim und Seraphim [11]).

Was die Spielleute verächtlich machte, das war die niedrige, aufdringliche und brotneidiſche Art, wie ſie im allgemeinen ihren Erwerb ſuchten. In das begehrliche Gedränge wurden auch die anſtändigeren hineingezogen; denn bei der maſſenhaften Konkurrenz der unverſchämten konnte der verſchämte Spielmann (le honteux menestrel) [12]) hungers ſterben.

Alte Gloſſen überſetzen das lateiniſche parasitus Schmarotzer geradezu mit Spielmann [13]), und bezeichnend genug wurde im Altfranzöſiſchen das Wort lecheor „Tellerlecker" als Titel der Spielleute ſo gebräuchlich, daß es ſchließlich ſeine ſchlimme Bedeutung verlor und ſchlechtweg Spielmann hieß [14]). Es war das heimatloſe Vagabundentum, was ihnen ſchadete, das leichtfertige Wirtshausleben der Fahrenden, dem ſie in Deutſchland den Beinamen loter verdankten; es waren ihre nicht immer ſauberen Nebengewerbe, ihr Zuſammenleben mit ſtreunenden Gaunern und Frauen vom ſchlimmſten Rufe.

Aus der römiſchen Zeit her miſchten ſich ja Tänzerinnen und Muſikantinnen unter ihre Reihen, im Lateiniſchen joculatrices, im Franzöſiſchen jugleresses oder menestrelles, im Deutſchen spilwip geheißen. Dieſe tanzten und ſprangen auf den Märkten und bei Gaſtmählern. Auch in jenen nicht eben züchtigen Scenen, welche die mittelalterlichen Mimen aufführten, hatten Spielweiber ihre Rollen [15]). Bekannt ſind jene ſarazeniſchen Mädchen, welche Richard von Cornwall im Jahre 1241 am Hofe Kaiſer Friedrichs II tanzen ſah: ſie ſtanden jede auf zwei rollenden Kugeln und ſchwebten ſo unter anmutigen Bewegungen über den Eſtrich hin, indem ſie dazu ſangen und die Cimbeln ſchlugen [16]). Wenn in altdeutſchen Gedichten der Tanz der Herodias, der den Täufer Johannes das Leben koſtete, geſchildert wird, ſo heißt es: Sie ſprang wie ein Spielweib; gar gelenkig war ihr Leib [17]). Die Bilder, wie das Wandgemälde im Braunſchweiger Dom, ſtellen ſie dar als Akrobatin, rückwärts übergebogen und mit den Händen die Erde berührend oder auf den Händen

tanzend. Geigende Frauen begegnen uns oft in den Miniaturen. In der Pariser Minnesängerhandschrift z. B. schreitet eine solche vor Herrn Hildbold von Schwangau her, der von Kopf bis zu Fuß geharnischt von zwei bekränzten Frauen, wie es scheint, als Sieger vom Turnierplatz geführt wird [18]). Als der König Andreas von Ungarn sein vierjähriges Töchterlein Elisabeth, die Verlobte des jungen Landgrafen Ludwig von Thüringen, im Jahre 1211 nach der Wartburg sandte, gab er ihr nach einem Bericht des 14. Jahrhunderts eine Fiedlerin (rotterin) Namens Alheit mit, die das zarte Bräutlein, wenn es weinte, mit ihrem Saitenspiel stillen sollte [19]). Eine Spielmännin Agnes war die Geliebte des Königs Wenzel II von Böhmen, gleich erfahren im Fiedeln und Singen wie in der Kunst, sich Männern lieb und wert zu machen. Kam der galante König durch andere Frauen in Liebespein, so war sie weitherzig genug, ihm als Unterhändlerin zu dienen. Sie trug ihm wichtige Botschaften zu hohen Herrn und gieng oft für ihn auf Kundschaft in fremde Länder. Dafür überschüttete er sie mit Geschenken; zwölf Pferde oder mehr waren stets zu ihrem Dienst bereit, und ein Kammerwagen führte ihr ihre Kleider und Kleinodien nach. Als er aber im Jahre 1305 an einer damals noch wenig bekannten Krankheit starb, da bezichtigte man sie, daß sie ihn auf Anstiften seiner Feinde durch geheime Mittel in der Umarmung vergiftet habe [20]). Diese Kollegimnen, durch deren Lebenswandel der Name „fahrende Frauen" die schlimmste Bedeutung erhielt, trugen das ihrige redlich dazu bei, den ganzen Stand in der öffentlichen Achtung herabzudrücken [21]).

Doch wie es auch um das persönliche Ansehen des Spielmanns bestellt war, die Kurzweil, die er brachte, war allerwärts willkommen. Wenn Kaiser Ludwig der Fromme die Spaßmacher in Rücksicht auf seine Gäste zwar zuließ, aber ihnen auch nicht das leiseste Lächeln schenkte; wenn Kaiser Heinrich III an seinem Hochzeitfest zu Ingelheim im Jahre 1043 nicht Humor genug hatte, den Fahrenden ihren Anteil zu gönnen, und sie ungespeist und unbeschenkt traurig abziehen ließ, um das, was er ihnen entzog, den Armen zu spenden; wenn ebenso der französische König Philipp August im Jahre 1187 verfügte, daß man seine abgelegten Kleider künftig nicht mehr unter die Spielleute, sondern unter die Armen verteile und wenn er am Abend seines Lebens jene Diener des Teufels ganz von seinem Hofe verbannt haben soll[22]), so waren das vereinzelte Ausnahmen, die zwar von den geistlichen Chronisten höchlichst belobt wurden, den Betroffenen aber nur vorübergehenden Schaden brachten. Im allgemeinen hatten sich die vielgeschmähten Fahrenden über die geistlichen Herrn so wenig wie über die weltlichen zu beklagen.

Die fahrenden Kleriker, die es doch vor allem auf die geistlichen Höfe abgesehen hatten, mußten die Kränkung erleben, daß ihnen dort nicht selten der Possenreißer vorgezogen wurde. Während der Dichter vor euren Thüren hungert, ruft der entrüstete Archipoeta, werden die Mimen in eure Kammer eingelassen, die doch nichts wissen als Tollheiten[23]). Schon Karl der Große hatte sich veranlaßt gesehen, in einem Kapitular vom Jahre 789 den Bischöfen, Äbten und Äbtissinnen die Spielleute zu verbieten. Solche Verbote wiederholen sich

durchs ganze Mittelalter und beweisen eben dadurch, wie wenig sie befolgt wurden. Der durch seine französischen Dichtungen bekannte Bischof von Lincoln, Robert Grosseteste († 1253), war ein solcher Freund der Spielmannskunst, daß sein Harfner neben seinem Studierzimmer wohnen mußte, um ihm jederzeit bei Tag und Nacht mit seinen Weisen nahe zu sein[24]). Auch in den Refektorien der Klöster fanden die Spielleute gastliche Aufnahme. Im Jahre 1180 erhielt sogar ein Harfner Jeffrey von der Benediktinerabtei Hide bei Wincheſter eine Leibrente[25]), und noch früher verlieh der Erzbischof Roland von Dol in der Bretagne dem Spielmann Garin Trosseboef ein Grundstück zu lebenslänglicher Nutznießung[26]). In den provenzalischen Klöstern wurden im 13. Jahrhundert die Weinversteigerungen zu wahren Volksfesten, und da bei solchen die Spielleute und die fahrenden Frauen nicht fehlen durften, so wurden sie von den Mönchen gegen Bezahlung einer bestimmten Taxe zugelassen[27]). Die Spielleute der englischen Großen erhielten von ihren Herrn die Erlaubnis, an gewissen Festtagen in der Klosterhalle zu musizieren. So kamen im Jahre 1441 die Spielleute des Lords Clinton in die Priorei Martole und empfiengen für ihre Aufführungen vier Schillinge, während die für das Seelenamt beigezogenen Priester nur zwei erhielten. Außerdem speisten die Musikanten am Abend mit dem Subprior in der Camera Picta, dem gemalten Gastgemach des Klosters[28]). Höchst charakteristisch ist folgende Geschichte, welche sich unter König Heinrich III von England im Jahre 1224 zugetragen haben soll: Zwei Mitglieder des neugegründeten Franziskanerordens, die Eng-

land predigend durchzogen, wurden eines Abends in einem unermeßlichen Forst bei Oxford von einem furchtbaren Unwetter überfallen und pochten an das Thor einer mitten in der Waldeinsamkeit gelegenen Benediktinerzelle. Der Pförtner hielt sie wegen ihres zerlumpten, schmutzigen Aussehens und ihrer fremden Sprache für fahrende Spielleute und meldete sie dem Prior. Dieser lief mit dem Sakristan, dem Kellermeister und zwei jungen Mönchen herbei und hieß die Fremden willkommen, von deren Künsten er sich einen vergnügten Abend versprach. Als aber die Fratres mit strengem Angesicht erklärten, sie seien keine solchen Leute, sondern apostolische Diener des Herrn, da wurden sie von den enttäuschten Benediktinern mit Fußtritten und Faustschlägen hinausgeworfen. Nur einer der jungen Mönche erbarmte sich ihrer und erweichte den Pförtner mit Bitten, daß er ihnen, als die andern schliefen, im Heustadel eine Zuflucht vergönnte[29]).

Daß auch die schönere Hälfte der Religiosen den Spielleuten nicht abgeneigt war, beweist uns eine köstliche Scene in Köln, die uns der Spielmann Watriquet zu Anfang des 14. Jahrhunderts aus seinem Leben erzählt. An einem Himmelfahrtstage führte ihn eine Stiftsdame in ihr Haus, damit er mit ihr und zwei anderen zu Mittag speise. Die Damen setzten sich alle drei ins Bad, und nahe vor ihre Wannen wurde für ihn ein Tischlein gerückt. Erglühend von Bad und Wein ließen sie sich dann Gedichte von ihm vortragen, wobei sie ihn ausdrücklich ermahnten, auf ihr Zartgefühl durchaus keine Rücksicht zu nehmen. So lauschten sie mit hellem Lachen auf seine Verse, von denen man heut-

zutage nicht einmal den Titel vor Frauen nennen könnte[30]).

Wenn solches am grünen, geistlichen Holze geschah, was dürfen wir da vom weltlichen erwarten? Schon der Erzbischof Agobard von Lyon klagt im Jahre 836: Betrunken macht man die Histrionen, die schnödesten Mimen und nichtsnutzigsten Spielleute, während die Kranken der Kirche hungers sterben[31]). Unberechenbar geradezu werden die Geschenke genannt, welche Kaiser Heinrich V bei seiner Hochzeit im Jahre 1114 an die zahllose Menge der Spielleute und Mimen verteilen ließ[32]). Welcher Art die Gaben waren, erzählen uns die Dichtungen ausführlich: „Das teure Seidengewand, Silber- und Goldgeschirr, Maultiere und Rosse, Pfelle und Samt ganz und unzerschnitten, manchen roten Ring massiv von Gold, Zobel und Hermelin gaben die Fürsten[33])." So schied mancher zu Rosse, der zu Fuß gekommen war, und manches bunte Gewand wurde in Sack, Ranzen und Felleisen eingepackt[34]). Der flandrische Fiedler Colin Muset schildert in einem launigen Lied, wie schlimm ihn seine Frau empfängt, wenn er mit leerer Tasche heimkehrt; kommt er aber mit einem schwellenden Sack auf dem Rücken und in gutem Gewand, so wirft sie die Runkel weg und fällt ihm lachend um den Hals, und während sie das Felleisen auspackt, läuft sein Junge, sein Pferd zu tränken, die Dirne schlachtet zwei Kapaunen, und seine Tochter bringt einen Kamm, ihn zu strählen; dann fühle er sich mit Behagen als Herr im Hause[35]).

Die Vornehmen pflegten bei solchen Gelegenheiten ihre eigenen Prachtkleider auszuziehen und den Spielleuten zu schenken, so daß sie, wie es in

deutschen Dichtungen heißt, „aus Milde der Kleider ledig" dastanden[36]). Im Rosengarten musiziert eine Maid vor Kriemhild und dem Markgrafen Rüdeger:

Hinter sich trat der Markgraf, zog ab das Gewand
Und gab es der Spielmännin mit seiner milden Hand[37]).

Bist du ein Spielmann, sagt Girard von Viane, so sing uns ein Lied! Ich gebe dir meinen Hermelinpelz dafür[38]). Der nackt dem Meer entronnene Huon findet Hilfe bei einem hundertjährigen Spielmann der Heidenschaft, der ihn in seinen Dienst nimmt und in Hermelin und Scharlach kleidet. Er muß ihm sein Bündel tragen und die Mäntel aufraffen, die dem Alten, wenn er musiziert, von allen Seiten zugeworfen werden[39]).

Daß diese Angaben der Dichter der Wirklichkeit entnommen sind, bezeugen die Chronisten. So berichtet Rigord, der Geschichtschreiber des Königs Philipp August von Frankreich, daß er selbst gesehen habe, wie die Fürsten ihre kostbaren, kunstvoll gestickten Kleider, wofür sie vielleicht 20—30 Mark Silber bezahlt hatten, nach wenigen Tagen einem Spielmann auf sein erstes Wort zum Geschenke machten; vom Preis eines solchen Kleides hätten 20—30 Arme ein volles Jahr ihren Unterhalt haben können[40]). Nach der Chronik von Asti wurden bei der Hochzeit des Galeazzo Visconti in Mailand im Jahre 1300 über 7000 wertvolle Tücher an die Spielleute verteilt[41]). Bei dem Weihnachtsfest, das Kaiser Karl IV im Jahre 1356 in Metz hielt, ritten die Kurfürsten in die Halle bis an die Tafel und überließen beim Absitzen ihre Rosse den Spielleuten und dem fahrenden Volk[42]). Gold und Silber scheint

man erst dann verschenkt zu haben, wenn der Vorrat an Kleidern und Tüchern erschöpft war[43]). Außerdem pflegte man die Spielleute auch dadurch zu belohnen, daß man ihnen ihre Pfänder einlöste, die sie in der Herberge für Obdach und Bewirtung zum voraus hatten hinterlegen müssen. Von solcher Belohnung durch ausgelöste Pfänder (gages) kommt der heutige Ausdruck „Gage“[44]).

Wie einträglich bei dieser Freigebigkeit der Großen das Spielmannsgewerbe sein konnte, zeigt uns eine Sage des 11. Jahrhunderts von dem Spielmann Vollarc, der als angesehener Mann lebte und stets von einer Schar anderer Spielleute wie von einem ritterlichen Gefolge begleitet war[45]).

Für gewöhnlich aber wurden von dem leichtsinnigen Volk die rasch erworbenen Schätze ebenso rasch vergeudet. Argent de menestrier, Spielmannsgeld, war sprichwörtlich als in der Hand schmelzend wie Schnee[46]). Besonders gefährlich wurde den Fahrenden ihre Leidenschaft für die Würfel.

Am zahlreichsten waren die Spielleute in ihrer alten Heimat, in den Ländern der romanischen Welt. Einzelne Angaben der Chronisten grenzen geradezu ans Unglaubliche: So sollen im Jahre 1324 bei einem Feste der Fürsten Malatesta in Rimini über 1500 Spielleute mitgewirkt haben[47]). Ueberfüllt von Lustigmachern, Gauklern und Marktschreiern aller Art war Paris, wo ihnen der sonst übliche Eingangszoll erlassen war. Die Sänger hatten nur dem Zolleinnehmer eine Strophe zu singen, die Affenführer ihre Affen tanzen zu lassen[48]). Kein Land jedoch war so reich an Spielleuten wie Südfrankreich, wovon ein flandrischer Reimchronist des

13. Jahrhunderts sagt: Als der gute König Karl der Große seine Länder verteilte, gab er die ganze Provence, dieses Land voll Wein und Wald und fließenden Wassern, den üppigen Leckern, den Spielleuten, daher die Provenzalen als ihre Nachkommen noch immer bessere Lieder und Weisen erfinden denn jedes andere Volk[49]).

Frühe schon sahen sich die weisen Räte der Städte genötigt, ihre Bürger vor dem Andrange der Fahrenden zu schützen[50]). Um so ungehinderter ergossen sie sich über die Dörfer und lockten das junge Volk zum Tanz unter der Linde. Da gab es jene Scenen, wie sie uns von Nithart und seinen Nachahmern so lebhaft geschildert werden: Die üppigen bäurischen Galane, die Dorfsprenzel, drängen sich heran:

Der Grimpel und der Grampel, Haselpuselhart,
Rimolt und Wolfgart,
Rumolt und der Wetterschüll und Heinzlin Giegelwart.

Der letztere läuft, daß ihm der Schweiß über die Augen rinnt, auf die Dorfschönen los, deren eine ihm ein Kränzlein reicht. Da schreien sie alle nach dem Spielmann, und der schielende Löchlein in seiner gestreiften Hose verlangt den krummen Reihen, den man mit Hinken tanzt:

Der Spielmann stimmt die Pauken; die Reifen sind gespannt.
Schon hatte da der Löchlein ein Mädel bei der Hand:
O du tapfrer Spielmann, mach uns den Reihen lang! —
Juchheia! Wie er sprang!
Herz, Milz, Lung' und Leber sich rundum in ihm schwang[51]).

Hier brauchten sich die Spielleute am wenigsten Zwang anzuthun. Unter lasciven Gestikulationen und Sprüngen reizten sie Bursche und Dirnen, ihnen jene alten mutwilligen Tanzlieder nachzusingen, gegen

welche die Kirche solange vergebens eiferte, wie die Spielleute überhaupt in ihrem Widerstreit gegen den Klerus die alten heidnischen Festgebräuche, Tanz und Mummenschanz als Ordner und Vorsänger lebendig erhielten. Sie vertraten seit den Jahrhunderten der religiösen Umwälzung das konservative heidnische Element. Daher nennt sie Heinrich von Veldeke mit Recht „die weltlichen Leute" schlechthin[52]). Um ihrem mächtigen Einfluß entgegenzuwirken, waren die deutschen Geistlichen gezwungen, sich selbst in Reimen zu versuchen. Unsere älteste Kunstdichtung hat eingestandenermaßen keinen andern Zweck, und dieser durch Jahrhunderte sich hinziehende dichterische Wettkampf zwischen den Geistlichen und den Spielleuten bietet eines der merkwürdigsten Schauspiele unserer Litteraturgeschichte[53]).

Besonders einträglich waren den Fahrenden wie noch heute die Kirchweihen und Jahrmärkte des Volks. Da erschienen sie mit tanzenden Bären, Hunden und Ziegen, Affen und Murmeltieren, liefen auf dem Seil, schlugen Purzelbäume nach vorwärts und rückwärts, sprangen durch die Reife, ließen Becken auf Stäben wirbeln, warfen Schwerter und Messer und stürzten sich unverletzt auf deren Spitzen und Schneiden, verschlangen Feuer und zerkauten Steine, übten Taschenspielerkünste unter Mantel und Hut, mit Zauberbechern und Ketten, ließen Puppen miteinander fechten, schmetterten wie die Nachtigall, schrieen wie der Pfau, pfiffen wie das Reh, rangen und tanzten beim Klang der Doppelflöte, hüpften in grotesken Tiermasken umher, führten rohe theatralische Scenen auf, zankten sich in komischen Streitgesprächen, parodierten weltliche und

geistliche Stände und trieben alle jene tollen und derben Possen, an denen sich einst der kranke liebe Gott in Arras gesund gelacht hat[54]). Dazu erscholl allerart Musik, das Lied des Sängers und das Gekreisch des Marktschreiers, der dem gaffenden Volke von Madame Trote von Salern erzählte, der weisesten Aerztin in den vier Zimmelsstrichen, welche ihre Ohren als Haube benützt, und deren Brauen an Silberketten über ihre Schultern herabhängen[55]).

Doch abseits von dem lärmenden Gewühl sehen wir, wie noch heute in Venedig und Neapel, Bänke in Zuseisenform aufgestellt. Dort sitzt der „wohlsprechende Spielmann" und beginnt seine Verse zu recitieren. Mit Mühe bringt er sein Publikum zum Schweigen, indem er dessen Neugierde durch Lobpreisungen seiner Wundermäre zu reizen sucht. Zuweilen, wenn die Geschichte eben recht spannend wird, hält er inne und erklärt, er werde aufhören, wenn er kein Geld sehe, oder er verlangt einen Trunk. Denen, die ihm keine „Courtoisie erweisen" wollen, verbietet er sich zu setzen, und exkommuniziert alle, die seinem einsammelnden Weib nicht ihre Börsen öffnen. Am Abend bricht er ab, da er müde sei und nun in die Schenke müsse; sie möchten morgen nachmittag wiederkommen mit einem Geldstück in den Hemdzipfel eingebunden, aber nicht mit dem kleinsten: denn der wäre ein Filz, der damit einen „höfischen Spielmann" ablohnen wollte[56]).

Auch in den Häusern der Bürger, auf den Schlössern des Adels waren die Fahrenden gerne gesehen. Kehrten die Kaufleute von einer Handelsreise zurück, so ließen ihre Frauen zur Feier Spielleute kommen, welche trommelten und fiedelten und neue

Lieder sangen[57]). Wenn der Junghherr Ignaure am Frühlingsmorgen in den Wald zieht, um den Maibaum festlich einzuholen, so geleiten ihn fünf Spielleute mit Flöten und Schalmeien[58]) und wenn Herr Nithart die Herzogin von Bayern auf die Wiese führt, wo er im ersten Veilchen „den Sommer gefunden hat", so folgen ihm Pfeifer und Fiedler, Trompeten und Saitenspiel[59]). Zu allen Tauf- und Hochzeitfesten kamen die Spielleute und geleiteten die Neuvermählten bis in die Brautkammer[60]); sie kamen zu den Leichenbegängnissen der Großen und ehrten die verstorbenen Gönner mit Klageliedern.

Nach Baudouin aus Condé gehörte es zu den Tugenden eines hohen Herrn, daß er bei Tische fröhlich war und auf die Menestrels hörte[61]). Diese Tugend übte selbst der heilige Ludwig von Frankreich, der, so oft ihm Spielleute am Schluß des Mahles aufwarteten, die Tafel nicht früher aufhob, als bis sie mit ihren Vorträgen zu Ende waren[62]).

Vor allem aber strömten die Fahrenden zu den großen Festen der vornehmen Welt, zu Hoftag und Schwertleite. Sie wußten wohl, daß sie dem Hofe bei festlicher Geselligkeit unentbehrlich waren, und nannten sich daher mit stolzem Selbstgefühl „höfische Leute, uomini di corte"[63]). Man lud sie auch besonders ein, indem man durch Boten ausrufen ließ, wer Gut empfangen wolle, möge eiligst kommen[64]). Während des Essens widerhallte der Saal von ihrem Sang und Klang. Hörner riefen zur Tafel, und ein schmetternder Tusch begrüßte jeden einzelnen Gang des Mahls. Bei der Hochzeit des Königssohnes Robert von Artois ritten zwei Spielleute auf scharlachbedeckten Ochsen in die Halle und bliesen die

einzelnen Trachten der Tafel ein[65]). Im französischen Prosaroman von Merlin erscheint dieser bei einem Hoffest König Arturs als blinder junger Sänger in kostbarer Kleidung, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, einer silbernen edelsteinbesetzten Harfe mit Goldsaiten in der Hand, und geht von Tisch zu Tisch, jedem Gaste eine neue entzückende Weise spielend[66]).

Vergegenwärtigen wir uns das festliche Treiben auf einer französischen Herrenburg gegen Ende des zwölften Jahrhunderts! Das Mahl geht eben zu Ende; die Kämmerer reichen das Waschwasser in kostbaren Gefäßen; der Burgkaplan spricht das Gratias, und flinke Pagen entfernen die Tafeln aus dem Saal. Der Nachtisch, kandierte Gewürze, alexandrinischer Ingwer mit Honigwein, wird von den Gästen stehend und plaudernd entgegengenommen. Dann geht jeder seinem Behagen und seiner Unterhaltung nach. Einige legen sich zum Mittagsschlaf; andere setzen sich zum Schach, zum Brett- und Würfelspiel. Wieder andere gehen lustwandeln mit Falken und Sperbern auf den Händen durch das Festgedränge des Volks in den Gassen des Burgfleckens hinaus auf den grünen Anger, wo die lachende Jugend unter hellem Gesang den Springtanz anhebt. Die ritterlichen Gäste tummeln ihre Rosse und rennen mit Lanzen gegen aufgesteckte Schilde und Halsberge, die sogenannten Quintanen[67]). Die größeren Jungherrn werfen den Feldstein; die jüngeren üben sich im Laufen und Springen, im Fechten und Bogenschießen. Oben auf dem Umgang der Burgmauern stehen Damen und schauen den Waffenspielen ihrer Ritter zu. Die greisen Herrn

bleiben im Saal und ſtehen oder ſitzen im Geſpräche beiſammen oder lauſchen auf die Muſik der Spielleute.

Denn allerwärts, im Schloß wie im Freien, erklingt es von den mannigfaltigſten Inſtrumenten. Da ſchrillen Pfeifen und Flöten jeder Art, Pansflöte, Schalmei und Douçaine, die älteſte Form der Oboe. Dort brummt der ehrwürdige Dudelſack, ureinheimiſch bei den Kriegern Britanniens wie bei den Hirten Chaldäas, im mittelalterlichen Frankreich ſehr beliebt, aus einem Ziegenfell gemacht und daher chevrette genannt, in verſchiedenen Größen: hier ein kleiner, musette geheißen, dort ein großer mit den Ziegenhörnern am Schlauch, die cornemuse. Beſondere Aufmerkſamkeit erregt ein Spielmann, der mit der linken Hand eine Blockpfeife hält, die er bläſt, während er mit der rechten ein Trommelchen ſchlägt, das ihm am Gürtel hängt (tabor au flahutel) [68]). Ein zweiter ſitzt daneben mit der Tragorgel auf dem Schoß. Andere ſchlagen Tambourin und Glockenſpiel. Aber am zahlreichſten ſind die Saiteninſtrumente, vor allen die Harfe, das Lieblingsinſtrument der Kelten und Germanen, klein und handlich, daneben die große engliſche, in Deutſchland swalwe genannt. Mit ihr wetteifert in der Gunſt der Spieler und Hörer die keltiſche Rotte, die Ahnmutter unſerer Violinen, auf den linken Schenkel geſtützt oder zwiſchen den Knieen gehalten, die kleinere franzöſiſche Fiedel (viele), unter dem Kinn oder auf der Bruſt aufgeſetzt, die deutſche Geige, deren Schallkaſten ſich in den Hals verlängert, und die ſarazeniſche Rubebe oder Rebec, das zierliche Geiglein der Troubadours, mit anderem dem Morgenland

entſtammenden Saitenſpiel, wie Lauten und Guitarren. Daneben dreht einer die Kurbel der „ſüßen Symphonie", woraus unſere heutige Drehleier geworden. Ein anderer hält vor ſeiner Bruſt das trapezförmige Pſalterium mit den Armen umfangen und rührt die Saiten mit dem Plectrum. Ein dritter fiedelt mit niedlichem Bogen auf dem primitivſten aller Streichinſtrumente, dem Monocord, einem langen ſchmalen Schallkaſten mit einer einzigen Saite. Zum Tanz aber im Freien erſchallen Horn und Trompete, Trommel und Pauke.

Oben auf dem luftigen Söller hat ſich eine feine Geſellſchaft zu einem Kränzelſpiel (tour du chapelet) vereinigt, indem ein höfiſcher Spielmann mit einer Dame einen lieblichen Wechſelgeſang anhebt, um ihr ſchließlich unter den anweſenden Herrn einen Mann auszuwählen [69]). Während im Erker einige wenige ältere Ritter ſich um einen Spielmann ſcharen, der ihnen zur Fiedel Stücke aus den Heldenepen vorſingt, von Roland und Olivier, von Wilhelm von Orange, von Garin dem Lothringer, führt die Herrin des Hauſes einen auserleſenen Kreis von Liebhabern der modernen Litteratur, lauter Damen und Herrn in jüngeren Jahren, nach ihrem mit Roſen und Lilien beſtreuten Prunkgemach, um ſich dort von einem normanniſchen parleor die neueſte höfiſche aventure vorleſen zu laſſen.

Das war der Hofdienſt der Spielleute in friedlicher Feſtzeit. Doch ſtampften ſtatt der ſchlanken Frauenzelter die ſchweren Streitroſſe im Burghof und zogen die Herrn im Topfhelm und Kettenhemd mit wallenden Bannern und Waffenröcken ins Feld, ſo fehlten auch da die Spielleute nicht. Sie folgten

dem Lager, ritten auch wohl dem Heere voraus und feuerten die Krieger durch Heldenlieder an, ja sie griffen auch selber zum Schwert, wie der Spielmann Bitterpfeil in der Fehde der Stadt Straßburg mit ihrem Bischof Walther von Geroldseck im Jahre 1261 [70]). Jener Taillefer, der seine Waffe hoch in die Luft werfend und wieder auffangend vor dem Normannenheer bei Hastings herritt und Verse aus dem Rolandsliede sang, war nach Gaimar und Wido ein Spielmann, den sein kühnes Herz adelte [71]).

Seit dem 14. Jahrhundert gab es im französischen Heere ständige Trompeter, Hornbläser und Posauner. Die Trompeten ertönten in den Reihen der Reiterei, die Hörner beim Fußvolk und die Posaunen und großen Trompeten (clairons) schmetterten, wenn sich das ganze Heer in Bewegung setzte [72]). Diese kriegerischen Musikanten standen in höherem Ansehen als die übrigen. In Deutschland wurden die Pfeifer, Pauker und Trompeter des Reichsheeres zuerst unter allen Spielleuten ehrlich gesprochen.

Mit den Kreuzheeren zogen die Fahrenden in den Orient und kehrten heim im Pilgerkleid als wallende man, reich an wundersamen Mären. Der ideale Vertreter dieser Waller ist im deutschen Lied der Spielmann Trougemund, dem 72 Lande kund sind.

Wenn sie nicht die Kutte des Pilgers trugen, liebten die Spielleute farbige, auffallende Tracht. Zwar sehen wir sie in den ältesten Miniaturen noch in einfachen schwarzen oder weißen Talaren und nur durch ihr Instrument gekennzeichnet; aber schon im 12. Jahrhundert kam eine buntere Kleidung bei ihnen in Brauch. Tristrant und Kurvenal legen, um als fahrende Spielleute zu erscheinen, zwei rote

kurze Mäntel mit gelben Kapuzen an. Morolt hüllt sich als Spielmann in einen roten Seidenrock [73]). Besonders beliebt wurde in der spätern Zeit die sogenannte geteilte Tracht, französisch miparti, wobei Rock und Hosen senkrecht in zwei Farben geteilt waren. Der Spielmann Watriquet wird in einer Handschrift in einem kuttenartigen Rock abgebildet, dessen rechte Hälfte grün und dessen linke hellbraun ist. Ebenso zeigen die Miniaturen zum Sachsenspiegel einen Spielmann im gezaddelten Leibrock, rechts grün, links weiß und braun gestreift [74]). Bisweilen erstreckte sich diese Halbierung selbst auf die Haartracht. So läßt sich Baldur bei Wace, um einem Spielmann zu gleichen, auf der einen Seite des Kopfes Haar und Bart glatt wegrasieren [75]). Doch that dies sicher nur der clownartige Possenreißer, niemals ein „stolzer Spielmann". Bei Gottfried von Monmouth, dem Gewährsmann des Wace, heißt es auch nur: Er schor sich Haar und Bart und legte Spielmannskleider an [76]). Das Rasieren des Bartes war allgemeiner Spielmannsbrauch, und zwar lange bevor es in der höfischen Welt des zwölften Jahrhunderts zur herrschenden Mode wurde. Schon im Jahre 1000 erregten die südfranzösischen Herrn, welche Konstanze von Aquitanien ihrem Bräutigam, dem König Robert von Frankreich, zuführten, in Paris ärgerliches Aufsehen, weil sie kurzgeschoren und „nach Art der Spielleute" rasiert waren [77]). Diese Sitte stammte noch von den Mimen der antiken Welt. Spätere Abbildungen zeigen den Spielmann in grellbunter Tracht mit einem wallenden roten Federbusch auf dem Kopf [78]), und in einer der frühesten deutschen Reichspolizeiord-

nungen wurde geradezu allen Schalksnarren, Pfeifern, Spielleuten, Landfahrern, Singern und Reimensprechern eine besondere, leicht erkennbare Kleidung vorgeschrieben, „damit die ehrlichen Leute sich desto leichter vor Schaden hüten könnten“ [79]).

Sein Instrument trug der Spielmann um den Hals gehängt oder auf dem Rücken. Mancher Sprecher und Sänger verwahrte wohl auch in der Gürteltasche ein Pergamentbüchlein, worin er sich die Gedichte seines Repertoires aufgezeichnet hatte. Büchlein dieser Art legten sich schon die Erzähler der alten Welt an. König Philipp von Makedonien ließ sich ein solches von den gewerbsmäßigen Spaßmachern Athens gegen reiche Bezahlung zusenden [80]). Im Stichus des Plautus läuft der hungrige Parasit nach Hause, um sich für die Unterhaltung seines erhofften Wirts in seinen Anekdotenbüchern vorzubereiten. Die ältesten Handschriften der französischen Heldengesänge waren Spielmannsbücher, von denen uns einige noch erhalten sind [81]). Auch englische Minstrelbücher sind auf uns gekommen [82]). Aus solchen Liederbüchern der Fahrenden sind die großen Sammelhandschriften unserer deutschen Minnesänger hervorgegangen.

Schon im Mittelalter wurde das geistige Eigentum nach Kräften gewahrt. War der Dichter zugleich Spielmann, so behielt er seine Gedichte für sich und trug sie selber vor. Seine Werke vererbten sich in seiner Familie als ein kostbares Gut, das seinem Besitzer den Lebensunterhalt verschaffte [83]). Im andern Falle überließ der Dichter sein Werk einem Spielmann, häufig gegen entsprechende Bezahlung. Das bezeugt uns Petrarca in einem Brief

an Boccaccio um 1366, worin er auf jene Leute zu sprechen kommt, welche sich an den Höfen der Könige und der Großen vom Vortrage fremder Dichtungen ernähren: sie suchen nach Versen bei diesem und jenem und erwerben sie zuweilen vom Verfasser selbst durch Bitte oder durch Kauf (aut prece mercantur aut praecio); manche, denen er sein poetisches Almosen gegeben habe, seien arm und nackt von ihm gegangen und reich und im Seidenkleid wiedergekommen, um ihm zu danken; er habe einige gefragt, warum sie sich immer nur an ihn und nicht auch an andere, z. B. an Boccaccio, wendeten; aber die Antwort sei gewesen, Boccaccio habe alle seine italienischen Gedichte verbrannt [84]). Es war natürlich, daß der Spielmann das durch Geschenk oder Kauf erworbene Gedicht mit Eifersucht bewachte [85]), um so mehr, als in seinem ganzen Stande der litterarische Diebstahl gäng und gäbe war. Wie später in den Zeiten des Nachdrucks klagen Dichter und Spielleute über unbefugte Konkurrenz, welche ihre Werke entstellt und zerstückelt wiedergebe [86]).

Die lyrischen Lieder wurden vom Spielmann auswendig gelernt und zum Saitenspiel gesungen, ebenso die französischen Heldenlieder in Tiraden; die Gedichte in Reimpaaren wurden vorgelesen oder auswendig gesprochen. Daher unterschied man seit dem zwölften Jahrhundert vom Sänger den Sprecher, provenzalisch comtaire, französisch conteor, parleor, fableor, deutsch sprechaere, sage, fabelieraere. Doch übten ohne Zweifel in der Regel dieselben Personen sowohl Singen als Sagen, wie ein und dasselbe Spielmannspaar im Laurin (1046) zwêne wol singende man, zwêne guote sprechaere genannt wird.

Nicht selten fanden die Spielleute auf ihren Wanderfahrten einen dauernden Dienst im Hofhalt eines edlen Herrn und näherten sich damit in ihrer Stellung den alten Sängern der Heldenzeit. So hat König Etzel im Nibelungenlied zwei Hofspielleute, Werbel und Swemmel, und König Hetel von Hegelingenland in der Gudrun (Str. 406) hat zwölf Sänger an seinem Hof, die er selbst aber alle an Sangeskunst übertrifft. Der Hofspielmann Adenet le Roi hat in der ansprechenden Gestalt des allbeliebten und allvertrauten Menestrels Pinchonnet einen idealen Vertreter seines Standes mit wahrhaft zärtlicher Liebe gezeichnet [87]). Die vornehmen Dichter der Provence hatten Spielleute in ihrem Solde, welche ihre Lieder der Geliebten vorzusingen und unter die Leute zu bringen hatten. Einzelne dieser Hofspielleute wurden reiche Grundherrn. So besaß Berdic, der Spielmann Wilhelms des Eroberers, drei Güter in Glocestershire; die Joculereſſe Adeline hatte ein Gut in Hampshire vom Grafen Roger [88]). Der französische König Philipp der Lange († 1322) ermächtigte seinen Menestrel Pierre Touset, adeliche Lehen zu kaufen und zu besitzen, und Richard Geffrey, der Spielmann der englischen Könige Heinrich V und VI, erhielt in der eroberten Normandie das Land Vaux-sur-mer [89]). Häufig begegnen wir Hofspielleuten als Zeugen in Urkunden. Berühmt vor allen wurde jener Blondel von Neelle, der Sänger des Königs Richard Löwenherz, der nach der Sage seinen gefangenen Herrn auf den deutschen Burgen suchte und durch ein Lied, das sie einst gemeinschaftlich gedichtet hatten, seinen Aufenthalt erkundete [90]). Einzelne französische Fürsten

des 13. Jahrhunderts hatten ganze Truppen von Spielleuten, wie Gui von Dampierre, Graf von Flandern. Ein besonderer Freund des Gesangs und Saitenspiels war König Manfred von Apulien, der eine große Zahl von Spielleuten in seinen Diensten hatte, darunter 17 deutsche Meister, deren Namen uns der Reimchronist Ottokar von Steier aufzählt. Sollte ich, fügt er hinzu, den Namen derer nachforschen, die noch Fiedler hießen, so möchte euch das leicht zu viel werden. Ihrer waren mehr als genug, und sie trieben solchen Unfug, daß ihrem Herrn die Städte gram wurden, wovon er großen Schaden hatte. Wenn der König zu Felde lag, so hatte jeder von ihnen seinen eigenen Wagen und sein eigenes Zelt. Als schließlich in der Entscheidungsschlacht bei Benevent (1265) die Wälschen in Scharen zu Karl von Anjou übergiengen, da wandte sich Manfred in seiner Not an seinen alten treuen Dienstmann Occursius, der Kaiser Friedrichs II Mundschenk gewesen war, und bat ihn um seinen Rat. Doch der Alte erwiderte: „Herr, wo ist doch Meister Wildung? Nun sollten wir einen Klang haben seiner guten Töne. Vielleicht ließen dann der Karlot und die Seinen ihr Fechten und hüben zu tanzen an! Oder wäre doch Meister Reinold hier, dem Ihr vor uns allen hold seid, daß er diesen stolzen Laien den neuen Reihen fiedelte, den Graf Kamerlinc gemacht hat! Gedenkt, Herr, was ich zu Euch auf Eurem Schlosse sprach, wo der Klang von Euren Fiedlern so hell war und sie die guten Weinfässer leerten, wie ich Euch warnte vor diesen trunkenen Schnurranten, die Eurem Rufe schadeten. Da sagtet Ihr, ich sei ein Kind an guten

Witzen, weil ich nicht verstehe, welch feines Ding das Fiedeln sei, und der Rotenberger riet Euch, Ihr solltet mich hängen lassen. Wenn uns nun die Fiedler helfen wollten, das wäre uns gut gegen den Tod. Aber sie haben ihre Not jetzt in der Kühle beim klaren Wein; denn sie müssen ihre Finger schonen." — So sprach der Getreue in bitterem Schmerz und vertauschte den Helm mit seinem Herrn, damit dieser sich rette; aber sie wurden beide erschlagen [91]).

Eine Hauptaufgabe der Hofspielleute war, ihren Herrn zu loben. Schon die königlichen Gesandten der alten Gallier führten, wie der des Allobrogerkönigs Bituitus im Jahre 119 v. Chr., einen Barden mit sich, der das Geschlecht, die Tapferkeit und den Reichtum ihres Fürsten, ihres Stammes und der Gesandten selbst zu preisen hatte. Außerdem gab es Barden, welche diesen oder jenen Krieger feierten und dafür Lohn empfiengen [92]). Die großen Herrn konnten ihres Lobes nicht genug hören, daher sich die Sänger hüten mußten, ihr Lied unehrerbietigerweise allzufrüh abzubrechen; sonst ergieng es ihnen wie jenem Skalden, dem König Kanut zurief: „Wie kannst du dich unterstehen, was bisher keiner gewagt, ein kurzes Lied auf mich zu dichten? Bringst du bis morgen zum Mittagsmahl nicht wenigstens dreißig Strophen, so laß ich dir den Kopf vor die Füße legen!" [93]) — Auf solche Dienstleistung spielt das Sprichwort an: „Des Brot ich eß, des Lied ich sing," das schon ein Dichter des 13. Jahrhunderts unter die alten Sprüche rechnet [94]). Der Vorwurf der Käuflichkeit lastete schwer auf den Spielleuten: sie nahmen guot vür êre, d. h. Lohn für gespendetes

des 13. Jahrhunderts hatten ganze Truppen von Spielleuten, wie Gui von Dampierre, Graf von Flandern. Ein besonderer Freund des Gesangs und Saitenspiels war König Manfred von Apulien, der eine große Zahl von Spielleuten in seinen Diensten hatte, darunter 17 deutsche Meister, deren Namen uns der Reimchronist Ottokar von Steier aufzählt. Sollte ich, fügt er hinzu, den Namen derer nachforschen, die noch Fiedler hießen, so möchte euch das leicht zu viel werden. Ihrer waren mehr als genug, und sie trieben solchen Unfug, daß ihrem Herrn die Städte gram wurden, wovon er großen Schaden hatte. Wenn der König zu Felde lag, so hatte jeder von ihnen seinen eigenen Wagen und sein eigenes Zelt. Als schließlich in der Entscheidungsschlacht bei Benevent (1265) die Wälschen in Scharen zu Karl von Anjou übergiengen, da wandte sich Manfred in seiner Not an seinen alten treuen Dienstmann Occursius, der Kaiser Friedrichs II Mundschenk gewesen war, und bat ihn um seinen Rat. Doch der Alte erwiderte: „Herr, wo ist doch Meister Wildung? Nun sollten wir einen Klang haben seiner guten Töne. Vielleicht ließen dann der Karlot und die Seinen ihr Fechten und hüben zu tanzen an! Oder wäre doch Meister Reinold hier, dem Ihr vor uns allen hold seid, daß er diesen stolzen Laien den neuen Reihen fiedelte, den Graf Kamerlinc gemacht hat! Gedenkt, Herr, was ich zu Euch auf Eurem Schlosse sprach, wo der Klang von Euren Fiedlern so hell war und sie die guten Weinfässer leerten, wie ich Euch warnte vor diesen trunkenen Schnurranten, die Eurem Rufe schadeten. Da sagtet Ihr, ich sei ein Kind an guten

Witzen, weil ich nicht verstehe, welch feines Ding das Fiedeln sei, und der Rotenberger riet Euch, Ihr solltet mich hängen lassen. Wenn uns nun die Fiedler helfen wollten, das wäre uns gut gegen den Tod. Aber sie haben ihre Not jetzt in der Kühle beim klaren Wein; denn sie müssen ihre Finger schonen." — So sprach der Getreue in bitterem Schmerz und vertauschte den Helm mit seinem Herrn, damit dieser sich rette; aber sie wurden beide erschlagen [91]).

Eine Hauptaufgabe der Hofspielleute war, ihren Herrn zu loben. Schon die königlichen Gesandten der alten Gallier führten, wie der des Allobrogerkönigs Bituitus im Jahre 119 v. Chr., einen Barden mit sich, der das Geschlecht, die Tapferkeit und den Reichtum ihres Fürsten, ihres Stammes und der Gesandten selbst zu preisen hatte. Außerdem gab es Barden, welche diesen oder jenen Krieger feierten und dafür Lohn empfiengen [92]). Die großen Herrn konnten ihres Lobes nicht genug hören, daher sich die Sänger hüten mußten, ihr Lied unehrerbietigerweise allzufrüh abzubrechen; sonst ergieng es ihnen wie jenem Skalden, dem König Kanut zurief: „Wie kannst du dich unterstehen, was bisher keiner gewagt, ein kurzes Lied auf mich zu dichten? Bringst du bis morgen zum Mittagsmahl nicht wenigstens dreißig Strophen, so laß ich dir den Kopf vor die Füße legen!" [93]) — Auf solche Dienstleistung spielt das Sprichwort an: „Des Brot ich eß, des Lied ich sing," das schon ein Dichter des 13. Jahrhunderts unter die alten Sprüche rechnet [94]). Der Vorwurf der Käuflichkeit lastete schwer auf den Spielleuten: sie nahmen guot vür êre, d. h. Lohn für gespendetes

Lob, daher ſich der Troubadour Gordel mit Entrüſtung gegen den Titel joglar verwahrt; denn er gebe, ohne zu nehmen, und begehre keinen andern Lohn als den der Liebe[95]). Wie die Großen die Dienſte der Fahrenden zu nutzen wußten, ſehen wir am Biſchof Wilhelm von Ely, dem Kanzler und Reichsverweſer von England während der Kreuzfahrt König Richards I (1190 und 91): der ließ, um ſeine tyranniſche Wirtſchaft zu beſchönigen, Spielleute aus Frankreich kommen, welche Lieder zu ſeinem Lobe auf den Gaſſen ſingen und allenthalben verkünden mußten, daß ſeinesgleichen nicht auf Erden ſei[96]). So verſahen im 12. Jahrhundert die Spielleute den Dienſt unſerer offiziellen Zeitungen.

Uebrigens war es im allgemeinen den Herren nicht zu verdenken, wenn ſie ihrerſeits Gut um Ehre gaben. Denn in der Macht der Spielleute vor allem lag es, ob ihr Name der Bewunderung, dem Spotte oder der Vergeſſenheit überliefert wurde. Dankbare Sänger fügten die Namen ihrer Gönner in die Heldenlieder ein, die ſie vortrugen: ſo kamen Gottfried von Anjou und Richard der Alte ins franzöſiſche Rolandslied, ſo die bayriſchen Herrn von Tengelingen ins deutſche Spielmannsgedicht von König Rother. War aber der Spielmann gekränkt, ſo verſchwieg er den Namen ſelbſt da, wo er ihn hätte nennen ſollen, wie jener Richard der Pilgrim, dem der Graf Arnold von Guines ein Paar ſcharlachener Schuhe verweigert hatte, ſich dadurch rächte, daß er in ſeinem Gedicht von der Eroberung Antiochias (1096) unter den franzöſiſchen Edeln, die ſich dabei auszeichneten, ſeinen Namen nicht nannte[97]). Das Spottlied des Spielmanns aber

war allgefürchtet; daher mahnt Roland seine Genossen zur Tapferkeit, damit kein schlechtes Lied auf sie gesungen werde[98]).

Von jeher lobten die Fahrenden den Freigebigen und schalten den Kargen. Die Milde, la largesse, war nach ihrem Moralcodex der Herren höchste Tugend. Wenn daher im „Turnier des Antichrist" Largesse ihre rechte Hand verliert, so bejammern das vor allen die Spielleute; sie werfen ihre Instrumente weg und ringen die Hände: Stirbt die Milde, klagen sie, so müssen wir in Armut und Elend verderben[99])! — Ein und derselbe Mann wurde von dem gepriesen, den er beschenkte, und gescholten von dem, welchem er nichts gab. Vom Hoftag König Albrechts zu Nürnberg im Jahre 1298 sagt Ottokar: Das fahrende Volk sang mancherlei Lieder vom Hofe. Wem es wohl ergangen war, der lobte sehr den König und des Hofes Ehre; wer aber dabei zu kurz kam, der fluchte und schalt[100]).

Das Schelten und Spotten gehörte zu des Spielmanns gesuchtesten Künsten. Daher rühmt sich Tristan, als er sich in Irland für einen höfischen Spielmann ausgiebt, unter anderen Fertigkeiten auch der, zu scherzen und zu spotten[101]). Spielleute und Schelter wurden formelhaft zusammengenannt, und satiricus war gleichbedeutend mit Spielmann[102]). Das Lachen ist des Spielmanns Leben, sagt Brunetto Latini, er macht sich lustig über sein Weib, seine Kinder, über sich selbst und alle Welt[103]). Wer einen andern öffentlich angreifen wollte, besonders einen wortbrüchigen Schuldner, der ließ sich ein Rügelied vom Spielmann, dem scheltaere, machen, der es zugleich unter

die Leute brachte[104]). Von diesem Schelteramte erhielt im Norden der Hausdichter edler Herrn den Namen Skald (skâld Schelter), welches Wort dann in die allgemeine Bedeutung „Dichter" übergieng[105]). Eine glänzende Probe spielmännischer Satire haben wir in einem altfranzösischen Fableau, das an Schillers „Teilung der Erde" erinnert: Als Gott die Erde verteilte, da erhielten die Edeln den Grund und Boden, die Geistlichen die Zehnten und Stiftungen, und die Bauern wurden verpflichtet, für beide zu arbeiten. Nun waren aber noch zwei Stände unversorgt: die Spielleute und die „fahrenden Fräulein". Die kamen klagend vor Gott, und er bestimmte, daß jene von den Edeln, diese von den Geistlichen ernährt werden sollten. Die Geistlichen, fügt der boshafte Dichter hinzu, haben Gottes Gebot treulich erfüllt und werden auch dafür ihres Lohnes nicht ermangeln; die Edeln dagegen sorgen schlecht für ihre Schutzbefohlenen und werden es in jenem Leben zu büßen haben[106]).

Neben Loben und Schelten lag den Hofspielleuten noch gar manches ob. Sie ritten hohen Gästen zu feierlichem Empfang entgegen; sie musizierten bei Mahl und Tanz, geleiteten ihre Herrschaften beim Kirchgang und schritten bei festlichem Aufzug neben den paarweise wandelnden Jungfrauen fiedelnd einher. Wenn die Kandidaten des Ritterschlags im weißen Linnengewand die Nacht in der Kirche durchwachten, vertrieben ihnen die Spielleute die Zeit mit Geigenspiel[107]). Galt es, einen Traurigen zu erheitern, Kranke und Verwundete zu unterhalten, Sorgende einzuschläfern, sie vollbrachten es mit süßem Saitenklang. Fuhr der Herr über Land und

Meer, so geleiteten ihn die Spielleute und bliesen oder geigten die „Reisenote", den Marsch, wie dem Vater Parzivals, Gahmuret, als er in die Stadt der Mohrenkönigin einritt: voraus zogen seine Saumtiere, seine Knappen, Köche und Küchenjungen, seine Pagen und Rosse; hinter diesen ritten Posauner, ein tambûrer, der sein Tambourin schlug und in die Höhe warf, daneben Flötenbläser und drei Fiedler. Beim Gastmahl, wo ihn die Königin selbst bediente, saßen seine Spielleute an des Tisches Ende[108]). Fünfzehn Hofspielleute zogen im Jahre 1415 mit dem englischen König Heinrich V nach Frankreich ins Feld[109]).

Auch beim Turnier durften die Hofspielleute nicht fehlen, wo überhaupt die Fahrenden von nah und fern zusammenströmten. Graf Joufrois von Poitiers läßt am Abend nach dem Turnier unter einem Birnbaum eine Mahlzeit rüsten und durch die Stadt ausrufen, Jongleurs und Menestrels sollen mit ihm essen. Zum Dank geleiten sie ihn am andern Tage alle zusammen mit großem Schall zum Turnierplatz[110]). Aus den Reihen der Spielleute giengen jene Turnierrufer und Wappenherolde hervor, die mit der großartigen Entwicklung des Turnierwesens zu unentbehrlichen Ceremonienmeistern emporstiegen und als solche bald ihre einstigen Standesgenossen am Hofe überflügelten[111]). Unter anderem war ihre Aufgabe, die Ritter, welche sich im Lanzenrennen auszeichneten, mit feierlichem Rufe zu loben, wie: „Liebe diesem Ritter! Glücklich preise sich die Frau oder Jungfrau, der ein solcher Tapferer dient"[112])! — Die ersten Anfänge der Heroldsdichtung fallen ins letzte Drittel des 12. Jahrhunderts.

In der gereimten Lebensgeschichte Wilhelms des Marschalls, Grafen von Pembroke († 1219), wird erzählt, daß dieser während eines Turniers zu Joigny in den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts abseits vom Kampfe den Damen ein Tanzlied sang, als ein Spielmann, der einer von den „neuen Wappenherolden" war, ein Lied improvisierte, das den Refrain hatte: Marschall, gebt mir doch ein gutes Roß!

Mareschal,
Kar me donez un boen cheval!

Da ritt der Marschall sofort ins Kampfgewühl, hob einen Ritter der Gegenpartei aus dem Sattel und schenkte dessen Roß dem Sänger, der es triumphierend den tanzenden Damen vorführte [113]).

War ein Verlorener aufzusuchen, war Kundschaft einzuziehen oder eine Botschaft zu überbringen, so wurde der Hofspielmann damit betraut. Werbel und Swemmel bringen den Burgundenkönigen Etzels Einladung. Bis ins 15. Jahrhundert werden in den Chroniken Spielleute als Boten aufgeführt. An den Hofsitzen von Wales begegnete man den als Gesandte kommenden Barden mit großen Ehren [114]). Bekannt ist jener sächsische Spielmann Sivard, durch den der Dänenkönig Magnus im Jahre 1131 den Herzog Kanut Laward von Schleswig in mörderischer Absicht zu einer Unterredung im Walde einladen ließ. Da der Herzog arglos der Einladung folgte, so sang ihm der Bote, der, durch einen Eid gebunden, ihn nicht anders zu warnen wußte, eine Stelle aus einem alten sächsischen Lied, das von der allbekannten Treulosigkeit Grimhilds gegen ihre Brüder handelte; aber der Herzog verstand die

Warnung nicht und wurde von Magnus erschlagen [115]). Als König Edward II von England am Pfingstfest 1316 in der großen Halle zu Westminster an der Tafel saß, kam eine Frau in der Tracht eines Spielmanns auf schönem geschmücktem Rosse herein, ritt um die Tische bis hinauf zum Hochsitz des Königs, legte hier einen Brief nieder und ritt, indem sie sich nach allen Seiten grüßend verneigte, wieder davon [116]).

Den Spielleuten, welche ohne Verdacht überall ein- und ausgiengen, konnte man Aufträge geben, die ein offener Bote nicht hätte ausführen können. So wird in der Thidrekssaga (c. 140) Isung, der berühmteste aller Spielleute, von Dietrich von Bern auf Kundschaft nach Wittich ausgesandt. Der Heidenkönig im Spruchgedicht von Salomon und Morolf, der mit Salomons Frau in heimlichem Liebesverhältnis steht, beauftragt zwei Spielleute, sie zu entführen:

Sie kamen von den Griechen
Und konnten heilen die Siechen
Mit ihrem sanften Spiel [117]).

Da dem Spielmann alle Thüren offen standen, so war die Verkleidung in Spielmannstracht ein naheliegendes Motiv für Sage und Dichtung. Allbekannt ist die englische Volksüberlieferung, daß König Aelfred sich als Harfner ins Lager seiner siegreichen Feinde gewagt habe [118]). Ebenso soll sich der dänische Wiking Analav vor der Schlacht bei Brunanburg (938) als Harfner ins Lager König Aethelstans eingeschlichen, das Gold aber, das er von den Angelsachsen empfieng, sofort in die Erde verscharrt haben [119]). Ein gleiches Wagnis bestehen in alt-

französischer und altenglischer Dichtung der Sachse Balduf, Gerard von Nevers, König Horn und seine Mannen, der Räuber Eustachius der Mönch, König Estmere und seine Brüder u. a.[120]). Als Jongleresse verkleidet sucht Josiane ihren Geliebten[121]); in männlicher Spielmannstracht tritt Nicolette vor den trauernden Aucassin; als Harfner kommt Rosemunde zu ihrem Gatten Namenlos und muß mitansehen, wie er ihrer schönen Begleiterin Isabele den Hof macht; als Harfner forscht die Königsnichte Martha nach dem Sohne Tristans und Isolds, dem sie ein Kind geboren[122]). Ebenso zieht im alten deutschen Volkslied vom Grafen von Rom die Frau in der Tracht eines harfenden Pilgrims nach dem Sarazenenland, um ihren gefangenen Gatten durch ihren Sang zu erlösen[123]).

Die höchste Vertrauensstellung nahm der Hofspielmann ein, dem die adeliche Jugend in die Lehre gegeben wurde. Im alten Wales lag die Erziehung der Fürstensöhne dem Hausbarden ob, der dadurch sein Leben lang in freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen blieb[124]). Tristan als Spielmann Tantris übernimmt die ganze höhere Ausbildung der Königstochter Isold, sowohl den gesamten theoretischen Unterricht (schuollist), als die Unterweisung in praktischer Musik (hantspil); besonders lehrt er sie moraliteit, die Kunst der schönen Sitten, sociale Aesthetik. Gab es wirklich Spielleute von so feiner Bildung, daß sie in einer Zeit, deren Ideal die Courtoisie war, Königstöchter darin unterweisen konnten, so verdienten sie in der That den Ehrennamen „höfische Leute". Doch nicht bloß die Jugend, auch die Erwachsenen suchten des Spielmanns Unter-

richt. Als die Ritter im zwölften Jahrhundert sich an der Litteratur zu beteiligen begannen, da waren es die Spielleute, von denen sie die Vers- und Sangeskunst erlernten. Der Liebende aber, dem die Gabe versagt war, in eigenen Liedern um seine Dame zu werben, sang oder sandte ihr fremde, die ihn ein vertrauter Spielmann gelehrt hatte [125]).

Wie sich im Mittelalter die Gewerbsgenossen allerwärts zu wohlorganisierten Zünften verbanden, bildeten auch die Spielleute Vereine und Bruderschaften, welche sie dem Schutze Mariä und der Heiligen unterstellten. Eine vielgepriesene Schutzpatronin der fahrenden Leute war die wunderthätige Mater dolorosa von Dusenbach im Oberelsaß. Sie, die Himmelskönigin, die sich aller Armen und Niedrigen, aller Geschmähten und Verfolgten mütterlich erbarmte, breitete ihren Mantel auch über das unehrliche Volk der heimatlosen Vaganten, und manche Legende wußte davon zu sagen, wie sie Spielleuten ihre Huld bewiesen. Dem einen, den zu Rocheſter ein Windstoß von der Brücke ins Wasser gestürzt hatte, war sie auf seinen Ruf zu Hilfe gekommen, so daß ihn, während er wie Arion die Harfe schlug, die Wellen ruhig ans Ufer trugen [126]). Dem andern, der in Clairvaux vor ihrem Bilde getanzt, hatte sie eigenhändig die heiße Stirn gekühlt; dem dritten hatte sie zu Roc-Amadour eine vor ihr brennende Kerze auf seine Geige niedersteigen lassen [127]). Eine andere heilkräftige Kerze hatte sie in der Pestzeit zwei Spielleuten von Arras geschenkt [128]). Endlich hatte das berühmte Kruzifix von Lucca einem Fiedler einen seiner kostbaren Schuhe zugeworfen [129]).

Auf solche Gunstbezeigungen der Himmlischen wiesen die Spielleute hin, wenn sie ihren Stand gegen die Angriffe der Geistlichen verteidigten. Die bessern unter ihnen verlangten in gekränktem Stolz, daß man sie nicht mit dem Pöbel der Landstraße zusammenwerfe, und ermahnten auch ihre Standesgenossen, vorwurfsfrei zu leben und sich besonders des Verleumdens und Schmähens zu enthalten [130]). Sie beriefen sich, um die Theologen mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, auf den König David, bei dessen Saitenspiel Saul vor dem Satan Ruhe gefunden habe, auf die Psalmen, wo so oft von Musikinstrumenten die Rede sei, die zum Lobe Gottes erklingen sollen, auf die Besessenen, deren dämonische Inwohner den Klang der Fiedel nicht hören wollen [131]). Sie rühmten sich des Beifalls, den die Blüte der Ritterschaft ihren Mären zolle, weil es doch wundersam zugehen müßte, wenn einer durch das Anhören der trefflichen Thaten der Vorzeit nicht selber besser würde [132]). Voll idealen Selbstgefühls ruft ein deutscher Fahrender zu König Rudolfs Zeit die Gegner in die Schranken:

Es fraget mancher, was ich könne:
Ich sag', ich bin ein Lehrer aller guten Dinge;
Zu aller Tugend rat' ich stets; ich hasse Schande.
Weh dem, der mir nicht Ehren gönne!
Den Herrn vertrau' ich mich, in deren Dienst ich singe,
Und bin der Ehren Pilgrim, seht, in manchem Lande.
Es trete vor Gericht, wer mich bezeihe,
Verklag' mich um die Kunst, die Gott mir gab, dem ich mich weihe!
Ist gute Kunst und Gottes Gabe Sünde,
Dadurch man besser wird, nicht schlimmer? Diese Frag' ergründe
Der falsche Neider, der mein Leben strafe!
Er thut mit mir, so wie der Wolf thut mit dem Schafe.
Was schilt der Wicht mich? Sein Gewissen liegt im Schlafe [133]).

Nicht weniger eindringlich tritt einer seiner Zeitgenossen, der Meister von Sunnburg, für die Moralität und Religiosität der fahrenden Sänger ein [184]), und es fehlt uns in der That nicht an Beispielen, daß auch die so viel Geschmähten ihren frommen Sinn im Geiste der mittelalterlichen Kirche bethätigten. Rahier, der Hofspielmann des Königs Heinrich I von England, gründete um 1102 von den Reichtümern, die er sich am Hofe erworben hatte, das Spital St. Bartholomäus in London [185]). Im Jahre 1328 stifteten Pariser Spielleute ein Spital, das sie dem Patron der Spitäler, St. Julian, und daneben dem heiligen Genesius weihten, jenem Spaßmacher unter Diocletian, der nach der frommen Sage auf der Bühne, während er die christlichen Ceremonien verhöhnte, vom heiligen Geist ergriffen und bekehrt wurde und im Jahre 303 das Martyrium erlitt. An das Spital bauten sie später eine Kirche an, deren Fassade mit einer Schar musizierender Engel und dem Bilde des heiligen Genesius geziert war, der in Spielmannstracht die Fiedel strich [186]).

Wie der oberste Vorstand der deutschen Seiler der Seilerkönig hieß, der Vorstand der Kupferschmiede der Keßlerkönig, der Oberste des Schiffervolks beim Walfischfang der Speckkönig, so freuten sich auch die Vorstände der Spielmannsinnungen des stolzen Königstitels. Das älteste Zeugnis führt uns ins Eldorado der Fahrenden, in die Provence. Dort wurde im Jahre 1175 zu Beaucaire ein gewisser Wilhelm Mita zum König über sämtliche Spielleute (rex super histriones universos) gekrönt, wozu die Gräfin von Urgel eine Krone spendete,

deren Wert auf 40 000 Sols geschätzt wurde [137]). Wir wissen nicht, ob das ein bloßer Ehrentitel war, oder ob sich damit eine bestimmte Autorität über seine Standesgenossen verbinden sollte. In derselben Ungewißheit über die Bedeutung des Beinamens lassen uns einige nordfranzösische Dichter des 13. Jahrhunderts, wie Huon le Roi, der Verfasser der Erzählung vom bunten Zelter, le Roi de Cambray [138]) und Adenet le Roi, einer der fruchtbarsten und besten Dichter seiner Zeit, der in einigen Handschriften mit einer goldenen Krone auf dem Haupte und einer Geige in den Händen abgebildet wird [139]). Deutlicher schon weist der Rangunterschied zwischen Meister und Fiedler an König Manfreds Hofe auf eine zunftmäßige Korporation hin [140]). Zunächst scheint der Königstitel dem Vorstand der Hofspielleute verliehen worden zu sein. In einer Urkunde Philipps des Schönen vom Jahre 1288 erscheint neben dem Heroldskönig (rex heraudum) und dem Bubenkönig (rex ribaldorum) ein König Flötlein (rex Flaioletus) [141]). Derselbe Philipp ernannte im Jahre 1296 einen Jean Charmillons zum Spielmannskönig der Stadt Troyes [142]).

Im Orient bestand das Vorsteheramt über die Dichter und Märchenerzähler schon seit den Tagen des Chalifen Harun-al-Raschid. Mahmud der Gasnewide gab den Dichtern seines Hofes einen Vorsteher, dem er den Titel „Dichterkönig" verlieh. Diese Würde hat sich am persischen Hofe bis in unsere Zeit erhalten [143]). In den großen Städten des Orients bilden die Erzähler von Beruf Korporationen, denen ein sheikh-el-meddah, Meister der Kaffeehauserzähler, vorsteht. Bestimmte Nachrichten über ähnliche In-

nungen in Europa haben wir erſt im Ausgang des 13. Jahrhunderts, die älteſte aus Wien, wo die Spielleute im Jahre 1288 eine Nicolaibruderſchaft gründeten. Dieſe wählte ſich im Jahre 1354 zu ihrem Schirmhern den Erbkämmerer Peter von Eberstorff, der als Vogt der Muſikanten vom Kaiſer mit dem oberſten Spielgrafenamt, der Jurisdiktion über alle Spielleute und Komödianten, belehnt wurde [144]). Das Amt des Spielgrafen gab es auch am bairiſchen Hofe und ſelbſt in Städten, z. B. in Hamburg [145]).

Die älteſte Spielmannszunft in Frankreich war die zu Paris, deren Statuten im Jahre 1321 von 29 Männern (menestreux, jongleurs) und 8 Frauen (jougleresses) unterzeichnet wurden [146]). Ihr Vorſtand führte fortan von Amtswegen den Titel Roy des menestreuls du royaume de France. Der erſte urkundlich nachweisbare iſt Robert aus Caveron; ſeinem Nachfolger Coppin aus Brequin verlieh König Karl V im Jahre 1367 eine ſilberne Krone [147]). Später, als die Violine in Frankreich zu hohen Ehren kam, nannte ſich der Spielmannskönig Roi des violons.

In England fand ſchon ſeit den Tagen König Johanns eine Spielmannsverſammlung zu Cheſter ſtatt, wo die Nachkommen des Steward Dutton die oberſte Gerichtsbarkeit über die Fahrenden ausübten [148]). Unter den Minſtrels, die vor Edward I am Pfingſtfeſt des Jahres 1306 aufſpielten, waren nicht weniger als fünf Könige [149]). Der älteſte Freibrief, der einer Spielmannsgenoſſenſchaft ausgeſtellt wurde, iſt vom Jahre 1381. Er galt der Zunft, welche alljährlich am Tag Mariä Himmelfahrt zu

Tutbury in Staffordshire zusammenkam, um sich ihren König zu wählen. Auch in Yorkshire bildeten die Minstrels von alters her eine Bruderschaft, welche ihre Zusammenkünfte zu Beverley hatte [150]).

Der erste Spielmannskönig, von dem uns in Deutschland ausdrückliche Meldung geschieht, ist Johannes der Fiedler, dem der Kaiser Karl IV auf dem Hoffest zu Mainz 1355 wegen seiner großen Kunstfertigkeit und seiner treuen täglichen Dienste den Titel Rex omnium histrionum verlieh mit der Verfügung, daß ihm sämtliche Spielleute im heiligen römischen Reich gehorchen sollten und daß er alle Gaben, die er empfienge, überall im Reich zollfrei sollte verkaufen dürfen [151]). Vielleicht hatte jedoch schon zu Anfang der 14. Jahrhunderts jener derb realistische Dichter, welcher „der König vom Odenwald" genannt ist, eine ähnliche Würde bekleidet [152]). Im Jahre 1385 ernannte sodann der Erzbischof Adolf von Mainz seinen Pfeifer Brachte zum „Künige farender lüte" in seinem Erzbistum [153]). Desgleichen wurde in der benachbarten Pfalz im Jahre 1393 Wernher der Pfeifer von Alzei vom Pfalzgrafen Ruprecht dem Aeltern auf Lebenszeit zum König über alle fahrenden Leute erhoben [154]). Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts, im Jahre 1407, entstand in Uznach im Kanton St. Gallen eine „Bruderschaft der farend Lüt, Giger und Pfiffer", welche sich einmal im Jahr in der dortigen Kirche zum heil. Kreuz versammelten. Von einem König ist jedoch im Stiftungsbrief nicht die Rede [155]). Es gab übrigens auch in der Schweiz ein „Pfyfer-Königreich", das ursprünglich von den Grafen von

Kiburg und später vom Züricher Stadtmagistrat verliehen wurde [156]).

Bekannter als alle übrigen wurde das Pfeiferkönigtum im Elsaß. Es war eine eigentümliche Einrichtung des Mittelalters, daß einzelne vornehme Herrn mit der Schutz- und Gerichtsherrschaft über bestimmte Gewerbe belehnt waren. So stand im deutschen Reich die Zunft der Reßler unter dem Pfalzgrafen bei Rhein, die der Hafner in Oberschwaben und im Breisgau unter dem Herrn von Offenburg, die Feldtrompeter und Heerpauker unter dem Kurfürsten von Sachsen, die östreichischen Spielleute unter dem Wiener obersten Spielgrafen [157]), die Schweizer Fahrenden unter dem Grafen von Kiburg, und so standen die elsässischen Spielleute nach altem Recht unter dem Herrn von Rappoltstein. Dieser als der oberste Pfeiferkönig wählte sich einen Stellvertreter aus der Zahl der Spielleute, dem er zugleich den Königstitel übertrug. Alle Jahre am Dienstag nach Mariä Geburt fand zu Rappoltsweiler der Pfeifertag und das Pfeifergericht statt. Da zog der Pfeiferkönig mit einer kleinen vergoldeten Krone auf dem Hut zur Kirche und hinter ihm in langer Reihe je zwei und zwei die Mitglieder der Bruderschaft, mit ihrer silbernen Denkmünze geziert, wobei jeder, was ihm gerade einfiel, auf seinem Instrumente spielte. Nach der Messe wandte sich der Zug zum herrschaftlichen Schlosse, wo dem Schutzherrn mit einem Konzert gehuldigt wurde, wofür die Schloßbeamten trefflichen Wein spendeten. Dann gieng es in lustigem Getümmel den Schloßberg hinab zum Festmahl im Gasthaus zur Sonne, wobei der König zechfrei

war und noch zwei Gäste mitbringen durfte. Nach dem Mahle wurde das Gericht gehalten, Streitigkeiten geschlichtet und die Angelegenheiten der Bruderschaft besprochen. Daran schloß sich ein dreitägiges Volksfest. Der letzte Pfeifertag wurde gefeiert im Jahre 1789. In den Stürmen der Revolution gieng auch dieser Rest fröhlichen Mittelalters in Trümmer. Der letzte Herr von Rappoltstein und oberste Pfeiferkönig war Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken, der spätere König von Bayern [158]).

2. Die ältesten französischen Novellen.

Unter den musizierenden Spielleuten standen die keltischen aus Wales, Irland und der Bretagne in ganz besonderem Ansehen. Schon im zweiten Jahrzehnt des sechsten Jahrhunderts finden wir am Hofe des Frankenkönigs Childebert einen britischen Barden Hyvarnion, der durch Erfindung neuer Lieder und Weisen allbeliebt war [159]). Tristan nennt als seine Lehrer im Saitenspiel Gâlotten (Waliser) und Britunoise (Briten oder Bretonen) [160]), und der einzige nichtgriechische Musiker, den Chaucer im House of Fame neben Orpheus und Arion zu nennen weiß, ist ein Brite Glaskirion [161]). Den Kelten verdanken wir unsere edelsten Instrumente, Violine und Violoncell, welche auf die keltische Rotte als ihre gemeinsame Ahnmutter zurückführen [162]). Die außerordentliche musikalische Begabung der Kymren in Wales bezeugt Giraldus von Barri, der ausdrücklich versichert, daß bei ihnen schon im 12. Jahrhundert der vielstimmige Gesang üblich war [163]). Derselbe, der im Jahr 1185 Irland bereiste, stellt die Musik der Iren über die aller

ihm bekannten Völker wegen ihres hinreißenden Schwungs und ihrer lieblichen Fülle [164]). Von bretoniſchem Wohllaut trunken zu werden, wünſcht ſich Dudo von St. Quentin im 11. Jahrhundert, um die Thaten Rollos des Normannen würdig zu ſchildern [165]), und der Troubadour Guiraut von Cabreira ermahnt gegen Ende des 12. Jahrhunderts die Spielleute, ſich im Geſang die bretoniſchen Modulationen zum Muſter zu nehmen, während ein anderer, Peire von Mula, mit Eiferſucht über die Menge bretoniſcher Spielleute klagt, welche ſich an die Höfe der Provence drängen [166]).

Wie die Bretonen ihre Lieder vorzutragen pflegten, wird uns in einem altfranzöſiſchen Gedicht anſchaulich beſchrieben: Der Künſtler ſtimmt erſt die Harfe und läßt hierauf eine Melodie bald einſtimmig ertönen (chanter), bald von einer damit parallel laufenden zweiten Stimme begleiten (organer). Als Präludium für den Geſang macht er aufſteigende Läufe (prent sun amunter), läßt dann die Saiten ruhen und ſingt das Lied mit hoher klarer Stimme, wie es ſcheint, ohne Begleitung. Zum Nachſpiel wiederholt er auf der Harfe die geſungene Melodie [167]).

Dieſe Melodien, welche die keltiſchen Spielleute auf der Harfe und Rotte ſpielten und ſangen, wurden im 11. und 12. Jahrhundert das Entzücken der vornehmen Welt von Frankreich und England. Man nannte ſie lais nach einem kymriſchen Worte llais, das im allgemeinen Klang, Stimme, Sang bedeutet. Das altfranzöſiſche lai, noch heute im engliſchen lay erhalten, hieß Klang und Sang im allgemeinen, der Sang der Vögel, der Klang der Saiten und der Stimme, dann Melodie und Lied [168]).

Jede dieser beliebten Melodien hatte ihren eigenen Namen, der sich auf die Veranlassung ihrer Entstehung oder auf den Inhalt des gesungenen Liedes bezog. Das war alter Brauch. Schon die lateinischen Spielmannslieder, welche am Hofe der Ottonen und der salischen Kaiser gesungen wurden, führen solche Ueberschriften, wie modus florum, die Weise des Blumenliedes, modus Liebinc, die Weise des Liedes von Liebo, modus qui et Carelmanninc, die Weise, nach der auch der „Karlmann" gesungen wird. In einem dieser Lieder, das eine Episode aus der Ungarnschlacht auf dem Lechfeld besingt und modus Ottinc überschrieben ist, wird im Eingang erzählt, woher die Melodie diesen Namen erhalten habe: Eines Nachts brach in der Pfalz, in welcher Kaiser Otto der Große schlief, Feuer aus; die Diener eilten an das Bette des Herrn, und da sie ihn nicht zu berühren wagten, weckten sie ihn durch Saitenklang. Die Melodie, die sie spielten, nannten sie von da an die Ottische, modus Ottinc [169]). Aehnlich benannte man auch die keltischen Weisen, und zwar, da der gesungene Text vorzugsweise erzählender Art war, meist nach den Helden der Erzählung, wie Lai de Lanval, Lai de Guingamor.

Zunächst wirkte also die Melodie für sich. Der Text aber war keltisch und wurde daher von dem französischen Publikum nicht verstanden. Jemehr nun die Lais bei der vornehmen Welt in Mode kamen, desto lebhafter mußte sich unter den Hörern der Wunsch geltend machen, auch den Inhalt der gesungenen Lieder kennen zu lernen. Diesem Bedürfnis kam die französische Kunstdichtung entgegen, indem sie das Amt des Dolmetschers

übernahm und nacherzählte, was der keltiſche Spielmann ſang.

Dabei handelte es ſich jedoch um keine wörtliche Ueberſetzung: eine ſolche hätte dem Geſchmacke der feinen franzöſiſchen Geſellſchaft kein Genüge gethan. Denn der keltiſche Spielmann ſang ſeine Erzählung; in der höfiſchen Welt aber begann eben die Vorliebe für den geſprochenen Vers herrſchend zu werden. Das brachte von ſelbſt eine Umwandlung der epiſchen Form mit ſich. Es begann ſo die Lostrennung der Dichtkunſt von der Muſik, welche mit Notwendigkeit in der Folgezeit auch zur Auflöſung der künſtleriſchen Form, zur erzählenden Proſa führen mußte.

Von den Liedern der keltiſchen Sänger iſt uns zwar keines im Original erhalten; wir haben jedoch allen Grund anzunehmen, daß ſie in Strophen von zwei kurzen Reimpaaren mit Refrain abgefaßt waren. Das geſprochene Gedicht ſtreifte die Feſſel der Strophen ab, um im freien Gang der Reimpaare behaglich dahinzuwandeln. Der Stil des keltiſchen Liedes war ſicher wie der aller Volksballaden knapp abgebrochen, ſprungweiſe, dramatiſch erregt; das geſprochene Gedicht, dem Unterhaltungstone ſich nähernd, wurde gleichmäßiger, gelaſſener und nahm ſich Zeit zu epiſcher Ausführlichkeit und breiterer Detailmalerei. Wenn die Volksballade die innerlichen Beweggründe der Handlungen mehr erraten läßt als ausſpricht, ſo verlangte die höfiſche Welt genauere pſychologiſche Motivierung. War doch eben durch die von Südfrankreich ausgehende Minnepoeſie der Blick für die Innerlichkeit aufgethan, die Teilnahme für die Irrgänge

widerſtreitender Empfindungen und die Dialektik der Leidenſchaft in jugendlicher Lebhaftigkeit erregt worden. Um dieſen Anforderungen zu genügen, mußte die Kunſtdichtung die Lücken ihrer volkstümlichen Vorlage durch freie Zuthat ergänzen. Was nach alledem von den keltiſchen Liedern übrig blieb, war nur der Inhalt im allgemeinen, die aventure. Das ſagen auch die franzöſiſchen Gedichte deutlich genug, z. B.: „Das Lai von Doon wiſſen viele; es giebt kaum einen guten Harfner, der nicht die Noten ſpielen könnte. Ich aber will euch die Aventure erzählen, nach der die Bretonen dieſem Lai den Namen Doon beigelegt haben“ [170]).

So groß der Einfluß der keltiſchen Lais ſchon auf muſikaliſchem Gebiete geweſen war, noch größer wurde er auf dem litterariſchen. Zwar brachten ſie nur Stoffe; aber das Bekanntwerden dieſer Stoffe wirkte wie die Entdeckung einer neuen Welt. Um dieſelbe Zeit begann in der feudalen Geſellſchaft Frankreichs unter dem Einfluß jener von Süden kommenden Strömung eine feinere Kulturepoche anzubrechen: die Zeit der Courtoiſie und des ritterlichen Frauendienſtes. Mit der Entfaltung der Lyrik trat das Individuum in den Mittelpunkt des dichteriſchen Intereſſes. Mehr als die Maſſenkämpfe der Volksepen zogen die Lebensſchickſale des ariſtokratiſchen Einzelhelden an, der im Glanze aller Vollkommenheiten des Zeitideals leuchtete. Die Phantaſie träumte mit Vorliebe von perſönlichen Abenteuern der Tollkühnheit und der Galanterie, von Wundern der Gefahr und des Genuſſes. Da eröffnete ſich ihr mit jenen keltiſchen Stoffen eine romantiſche Welt von Märchen und Sagen der Liebe,

welche sie den ritterlichen Kreisen nur mundgerecht zu machen brauchte, um diese völlig zu erobern. Das erreichte sie außer den formalen Aenderungen am einfachsten dadurch, daß sie Kostüm und Sitten und Lebensanschauungen der französischen Gesellschaft in die fremden Erzählungen einführte, die volkstümlichen Balladenstoffe durchaus im höfischen Geschmacke stilisierte. Die unvermeidliche Folge dieses Zuschliffes war, daß mancher ursprüngliche Zug der Sage verloren gieng oder mißdeutet wurde, und die französischen Nachdichtungen zeigen auch vielfach das Gefüge der Sage gesprengt, die Konturen verwischt oder ausgeschweift. Doch ihr Zauber blieb ungebrochen.

So entstand auf Grundlage der keltischen Lais eine neue Gattung der französischen Epik, welche gleichfalls lai, Lied, genannt wurde, obgleich sie nicht zum musikalischen Vortrag bestimmt war, wie auch wir noch heute die Abschnitte unserer unsingbaren Epopöen „Gesänge" heißen, weil die alten Volksepen wirklich gesungen wurden [171]). Dieses französische Lai, von den Neueren genauer lai narratif genannt, ist also ein höfisch stilisiertes, für den recitierenden Vortrag bestimmtes Gedicht in Reimpaaren, das den Inhalt einer zum Saitenspiel gesungenen keltischen Volksballade wiedergiebt. Es ist die älteste Form der Novelle in den Volkssprachen des neueren Europas.

Die geborenen Interpreten für die keltischen Lieder waren die normannischen Spielleute. Denn kein anderes romanisches Volk stand mit den Kelten des Festlandes und Großbritanniens in so naher Beziehung wie die Normannen. Kraft ihres Ver-

trages mit Karl dem Einfältigen besaßen die normannischen Herzoge die Bretagne zu Lehen. Der regere Verkehr, den dieses politische Verhältnis für beide Völker als die Unterthanen desselben Herrn mit sich brachte, gab vielen Normannen Gelegenheit, die bretonische Sprache kennen zu lernen. Als Wilhelm von der Normandie im J. 1066 bei Hastings sich die englische Krone erstritt, kämpften in seinem Heer zahlreiche bretonische Ritter. Einer derselben, Graf Alan der Rote, wurde sein Schwiegersohn und erhielt aus der Siegesbeute die Grafschaft Richmond, von deren Ländereien er wiederum einen großen Teil an bretonische Ritter verlieh. Andererseits reichten berühmte normannische Geschlechter, wie die Montgomery, Mortemer u. a., mit ihren Gütern bis nach Wales hinüber. Bei diesen vielfältigen Berührungen zwischen Normannen und Kelten war es der natürliche Beruf der normannischen Spielleute, den geistigen Austausch zwischen der keltischen und der romanischen Welt zu vermitteln[172]).

Wann dieser Austausch begann, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, jedenfalls viel früher als uns handschriftliche Zeugnisse vorliegen.[173]). Von den ältesten Lais haben wir nur Vermutungen. Viele sind uns verloren, viele in den späteren höfischen Romanen aufgegangen[174]). Es war einer der litterarhistorisch denkwürdigsten Momente, als der romanischen Welt durch jene Lieder das keltische Sagenreich erschlossen wurde, als ihr zum ersten mal die Namen Artur und Guinever, Iwein und Gawain, Tristan und Isold entgegenklangen. Auch der Roman von Parzival geht in seinen ursprünglichsten Zügen auf ein Lai zurück, dessen Inhalt uns

in der derb humoristischen Bearbeitung eines späteren englischen Spielmanns erhalten ist.

In den dreißiger Jahren des 12. Jahrhunderts, als Gottfried von Monmouth seine für die Artur-dichtung epochemachende Geschichte der britischen Könige schrieb, waren die keltischen Sagen, offenbar durch die Lais, schon weithin verbreitet[175]), und wo uns aus diesem grauen Gewebe geistesarmer Erfindungen einzelne Goldfäden volkstümlicher Sagenpoesie entgegenschimmern, wie in der Erzählung von König Lear, von Arturs Ende u. a., da sind es Ueberreste verlorener Lais. Bald mußte jeder, der Anspruch auf höfische Bildung machen wollte, mit diesen Sagen vertraut sein[176]), daher die Sänger der französischen Nationalepen guten Grund hatten, auf die neumodischen Kollegen (cil novel jougleor), welche die Lais und die daraus erwachsenden Romane vortrugen, mit eifersüchtigen Augen zu blicken[177]).

Das älteste der uns handschriftlich überlieferten Lais fällt um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Es zeigt uns den König Artur als Herrn von England und der Bretagne, wie er zu Pfingsten in Karliun einen prächtigen Hoftag hält, von zehn Königen als seinen Vasallen umgeben[178]).

Die Dichter der französischen Lais waren teils Spielleute, teils Mitglieder der ritterlichen Gesellschaft[179]). Unter den wenigen uns überlieferten Namen glänzt der einer Frau als der weitaus berühmteste hervor. Diese, die älteste bekannte Dichterin französischer Zunge, war eine in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in England lebende Edeldame und hieß Marie. „Marie heiß ich und bin aus Frankreich" sagt sie am Schlusse eines ihrer

Werke — Marie ai num, si sui de France —, daher ſie in der Litteraturgeſchichte den Namen Marie de France erhalten hat. Sie beſaß eine nicht bloß für ihre Zeit ungewöhnliche Bildung und Sprachkenntnis: ſie citierte lateiniſche Grammatiker und Kirchenväter und arbeitete nach lateiniſchen, engliſchen und bretoniſchen Quellen. Zwölf ihrer Lais, in klaren Verſen voll ſchlichter Anmut erzählt, ſtehen in einer Handſchrift des britiſchen Muſeums in London, von einer Widmung an den König Heinrich II begleitet[180]).

Mit Marie de France erreichte die neue Gattung der Lais ihren Höhepunkt. Als die Hauptvertreterin der in der höfiſchen Welt modernſten Erzählerkunſt erfreute ſie ſich allgemeiner Beliebtheit und gehörte zu den geprieſenſten Namen des Tages. Das bezeugt uns ein Dichter vom Anfang des 13. Jahrhunderts, Denis Piramus, im Eingang ſeiner gereimten Lebensgeſchichte des h. Edmund. Einſt in den heiteren Tagen der Jugend hat auch er ſich dazu verführen laſſen, verliebten Leuten durch Abfaſſung von Liederchen und Minnegrüßen behilflich zu ſein; nun aber, da er das Alter herannahen ſieht, hält er es für geraten, Buße zu thun und ſich gottgefälligeren Kunſtbeſtrebungen zuzuwenden. Indem er uns dies mitteilt, wirft er ſeufzend einen Seitenblick auf die Dichter, deren Werke von ſeinen Zeitgenoſſen bewundert werden, obgleich ſie Dinge vorbringen, die nichtig ſind wie Träume. Darunter iſt auch Dame Marie, welche die Lais gedichtet hat, an denen doch kein wahres Wort iſt, und dennoch wird ſie geſchätzt und geliebt von Grafen, Baronen und Rittern, die nicht ſatt werden können, ſich ihre Verſe vorleſen zu laſſen. Beſonders aber erfreuen

sich die Damen daran und finden sie ganz nach ihrem Sinne[181]).

Die beste Bestätigung für die weite Verbreitung der Lais ist die Thatsache, daß ein nordischer Liebhaber französischer Dichtung, der König Haakon Haakonssohn von Norwegen (1217—1263), sich eine Sammlung derselben in altnordische Prosa übersetzen ließ, wovon uns ein großer Teil erhalten ist[182]).

Was die Stoffe der Lais betrifft, so gehören sie der Mehrzahl nach der einheimischen keltischen Sage an; die übrigen sind antiken oder orientalischen oder nordischen Ursprungs[183]).

Einige geben uns ein Stück poetischer und sagenhafter Litteraturgeschichte, indem sie von einzelnen jener berühmten keltischen Lais erzählen, wie sie entstanden sind. So berichtet die altnordische Prosa von Wilhelm dem Eroberer, wie er nach Unterdrückung eines Aufstandes in der Normandie zu Barfleur am Strand, wo seine Flotte zur Heimfahrt nach England bereit lag, sich heiterer Muße hingab und mit Habichten nach Schwänen jagte. Um diese schönen Tage künstlerisch zu verherrlichen, sandte er seine besten Harfner mit reichen Gaben zu der „roten Frau" in der Bretagne, welche die Harfenkunst von Grund aus inne hatte, und ließ sie bitten, sie möchte ihm ein neues Lied mit der allerschönsten Melodie erfinden; das sollte „das Lied vom Strand" heißen, um den König allezeit seines fröhlichen Aufenthalts am Strande von Barfleur zu gemahnen. Die rote Frau komponierte sofort ein Harfenlied und lehrte es die Spielleute des Königs. Wilhelm war so entzückt davon, daß er erklärte, kein Harfner

ſolle künftig etwas gelten, der dieſe Weiſe nicht ſpielen könne. Sie blieb auch von da an allbeliebt und allberühmt, und es gab keine Königin, Herzogin oder Edelfrau, die nicht daran Vergnügen fand[184]).

Zu den bekannteſten Harfenliedern gehörten diejenigen, welche dem ſaitenkundigen Triſtan zugeſchrieben wurden. Eines darunter, das Lied vom Geißblatt, hatte nach einem Lai von Marie de France folgende Veranlaſſung: Nachdem Triſtan, von ſeinem Oheim Marke des Landes verwieſen, Iſolde ein volles Jahr nicht geſehen hatte, trieb ihn die Sehnſucht nach Cornwall zurück. Er verſteckte ſich im Walde, durch den, wie er wußte, die Königin am Pfingſtfeſt kommen ſollte, und warf in die Mitte des Weges einen Stab von Haſelholz, worauf er ſeinen Namen mit einem Liebesgruß eingeritzt hatte. Der lautete: „Wie ſich die Geißblattranke ſo feſt um die Haſelſtaude ſchlingt, daß, wenn man ſie trennt, alle beide ſterben müſſen, ſo, ſchönes Lieb, iſt es mit uns: Du nicht ohne mich, ich nicht ohne dich!“ Iſolde las die Botſchaft, ließ ſogleich den Zug halten und kam mit Brangäne zu dem Geliebten, mit dem ſie beriet, wie ſie den König verſöhnen wollte. Wirklich rief Marke bald darauf Triſtan zurück, und dieſer dichtete zur Erinnerung an jene Begegnung im Walde „das Lied vom Geißblatt“[185]).

In einem dritten Gedicht wird erzählt, wie man ſich im 12. Jahrhundert die Entſtehung der einzelnen keltiſchen Lais dachte: Ehedem verſammelte ſich die vornehme bretoniſche Geſellſchaft alljährlich zu St. Pantaleon am Feſte des Heiligen, Frauen und Mädchen, die edelſten und ſchönſten des Landes, in reichem Schmuck. Da wurde alles

beſprochen, was im verfloſſenen Jahre Merkwürdiges ſich begeben hatte, Abenteuer der Liebe und des Rittertums. Auf diejenige Geſchichte, welche einſtimmig für die beſte erklärt wurde, machten ſie ſodann ein Lai, indem ſie gemeinſam Wort und Weiſe erſannen, und benannten es nach dem Helden des Abenteuers. Die Spielleute aber verbreiteten das neue Lied weithin über die Lande[186]).

Nach dieſer Darſtellung würden die Erzählungen der Lais alle auf wirklichen Ereigniſſen beruhen, und die Dichter verſichern uns auch trotz Denis Piramus wiederholt, daß ſie die lautere Wahrheit berichten[187]). Die Lais machen ſomit zum mindeſten den Anſpruch, Novellen im modernen Sinne zu ſein. Für unſere heutige Auffaſſung iſt es ja ein typiſches Erfordernis der Novelle, daß ſie im wirklichen Leben ſpiele und die Grenzen des Möglichen ſtreng innehalte. Nun bewegt ſich aber ein großer Teil der Lais in einer Welt der Feen und der Wunder. Wenn wir Erzählungen hören, deren Grundmotiv iſt, daß eine Fee an den Arturshof ein Horn ſchickt, aus dem nur diejenigen Männer, ohne ſich zu beſchütten, trinken können, deren Frauen auch nicht die leiſeſte Gedankenuntreue begangen haben, oder einen Mantel, der nur treuen Frauen vollkommen paßt; wenn uns von Feen erzählt wird, wie ſie ſich mit Helden in Liebe verbinden und ſie in ihr ſeliges Land entführen, von Hindinnen, die dem Jäger, der ſie verwundet, ſtrafende Geſchicke weisſagen; wenn zu einer von ihrem eiferſüchtigen alten Ehemann im Turm eingeſperrten jungen Frau ein Habicht geflogen kommt, der ſich in den ſchönſten Mann der Welt verwandelt; wenn wir von Männern hören, die durch einen unheim-

lichen Bann gezwungen ſind, zu gewiſſen Zeiten in Wolfsgeſtalt umherzuſchweifen, von Prachtſchiffen, welche ohne Bemannung übers Meer geſegelt kommen, von Zauberbetten, worauf jeder in ewigen Schlaf verſinkt, von Zauberkräutern, welche Tote auferwecken, — ſo werden wir geneigt ſein, ſolche Erzählungen aus dem Bereiche der Novelle in den des Märchens zu verweiſen. Für den Hiſtoriker aber iſt dieſe Unterſcheidung undurchführbar, weil die Grenzen des Möglichen ſich je nach Völkern und Zeiten verſchieben. Verſetzen wir uns in die Blütentage der Lais, ſo ſehen wir ſofort, wie das Meer der Phantaſie das Feſtland der Erfahrung von allen Seiten überflutet und wie daher auch Novelle und Märchen in eins zuſammenfließen. Für die überwiegende Mehrzahl der Menſchen von damals gehörten Feen und Zauberkräfte zu den unbezweifelt wirklichen Dingen, wie ſie alles, was von Artur und ſeinen Rittern gefabelt wurde, als geſchichtliche Wahrheit hinnahmen. Der Litterarhiſtoriker wird demnach die Lais unbedenklich den Novellen zuzählen: denn ſo wird er alle poetiſchen oder proſaiſchen Erzählungen nennen, welche ein in ſich abgeſchloſſenes Erlebnis eines Einzelnen oder einer in Lebensgemeinſchaft ſtehenden Menſchengruppe darſtellen, gleichviel ob Natur und Schauplatz des Geſchehens für den kritiſchen Geiſt von heute einer Phantaſiewelt oder der Welt der Wirklichkeit angehören.

Unter dieſem Geſamtbegriff geſellen ſich den Lais in der mittelalterlichen franzöſiſchen Litteratur das Fableau und das Dit. Zwar ſchwankt der Gebrauch dieſer Kunſtausdrücke vielfach; nicht ſelten

wird ein und dasselbe Gedicht in den Handschriften bald Lai, bald Fableau, bald Dit genannt. Doch lassen sich die Gattungen im allgemeinen wohl auseinanderhalten. Lai und Fableau bezwecken nur künstlerisches Ergötzen; das Dit hat eine religiöse und moralische Tendenz: es will neben der Unterhaltung erbauen und belehren. Jene beiden gehören voll und ganz der profanen Litteratur an; dieses greift in die geistliche Dichtung hinüber. Lai und Fableau ihrerseits unterscheiden sich durch ihre Herkunft und durch das Publikum, wofür sie bestimmt sind. Das Lai stammt von der gesungenen keltischen Volksballade und huldigt dem romantischen Geschmacke der höfischen Welt; das Fableau schöpft aus den im Volksmund umgehenden schwankhaften Erzählungen und wendet sich zunächst an die nüchterneren bürgerlichen Kreise. Das deutet schon ein Chronist vom Ausgang des 12. Jahrhunderts an, der den Aventüren der Adelichen (eventurae nobilium) die Fableaux der Nichtadelichen (fabellae ignobilium) gegenüberstellt[188]). Diese, die Städter und Bauern, wollten Geschichten hören, welche ihrem eigenen täglichen Leben entnommen waren; vor allem fanden sie ihr Behagen auf dem unerschöpflichen Gebiete der geschlechtlichen Komik in nimmermüder Gestaltung und Umgestaltung jener derben und überderben Schwänke von listigen Weibern, geprellten Ehemännern und buhlerischen Pfaffen. Den Stoff lieferten teils wirkliche Ereignisse, teils jene allverbreiteten Erzählungen unbestimmter Herkunft, welche vorzüglich im Orient litterarische Gestalt gewannen und in ihrer orientalischen Form bei den Völkern des mittelalterlichen Europas hauptsächlich

durch byzantiniſche und jüdiſche Vermittlung ſich einbürgerten.

Einzelne dieſer Geſchichten finden ſich auch unter den Lais, wie die dem verlorenen indiſchen Siddhapati entſtammende Erzählung vom Sperber [189]). Der franzöſiſche Dichter, der dieſes alte Beiſpiel von Frauenliſt meiſterhaft behandelt, nennt ſein Gedicht ein Lai, fügt jedoch hinzu, er habe die Geſchichte wohl erzählen, nie aber zum Saitenſpiel ſingen hören. Damit geſteht er ſelber zu, daß ſeinem Gedicht das weſentlichſte Merkmal des Lai fehle; er nennt es aber doch ſo, damit es an der Gunſt teilhabe, welche die ritterliche Geſellſchaft dieſer Kunſtgattung zuwandte. Aus demſelben Grunde nannte Huon le Roy ſeine Novelle vom bunten Zelter Lai und nicht Fableau [190]). Lai war der vornehmere Titel.

Die Lais hatten ihre Blütezeit im 12. Jahrhundert und reichten noch ins 13. hinüber. Unter den uns erhaltenen Fableaux iſt keines, das ins 12. Jahrhundert zurückgeht; ihre Zeit iſt das 13. und 14. Jahrhundert, wo bald auch die höfiſche Welt an ihrem Hautgout Gefallen fand. Schon im 13. Jahrhundert begann in Frankreich und Italien mit der poetiſchen Erzählung die proſaiſche zu wetteifern, welche im folgenden Jahrhundert durch Boccaccio zur klaſſiſchen Kunſtform erhoben wurde. Die Lais verſchwanden im Laufe des 13. Jahrhunderts im Abenteuerroman; die Fableaux wurden im 15. in Proſanovellen umgeſchrieben und dramatiſiert in der Farce. Ganz wie den heutigen Geſchmack charakteriſiert den des 15. Jahrhunderts eine Abnahme des ſprachlichen Schönheitsſinnes, welche ſchließlich bei der völligen

Abneigung und Unfähigkeit, Verſe zu leſen und zu genießen, anlangte, und ſo begann in Frankreich wie in Deutſchland die Herrſchaft der Proſa, die Zeit der romans desrimés, der ſogenannten Volksbücher, welche, wie der Umſchreiber des Eilhartſchen Triſtrant ſagt, unternommen wurden „der leut wegen, die ſolicher gereimbter bücher nit genad habent“ [191]).

Noch iſt eine wichtige, den Dits zugehörige Gattung der Erzählung nicht erwähnt, die Legende. Sie ſtand an der Wiege der franzöſiſchen Poeſie und gab ihrem erwachſenen Pflegling durchs ganze Mittelalter das Geleite. Die Legendendichtung war natürlich vorzugsweiſe Sache der Geiſtlichen; doch auch die geſchmähten Spielleute nahmen daran teil und ſangen, nach einem Pönitentiale des 13. Jahrhunderts, neben den Thaten der Fürſten auch die Lebensgeſchichten der Heiligen [192]). Sie thaten dies teils aus freiem religiöſem Antrieb, beſonders, wie wir von Denis Piramus vernahmen, wenn ſie das Alter ihrer Sünden gemahnte, teils gezwungen durch die Frömmigkeit ihrer Hörer, deren mancher in heiligen Zeiten von profanen Dingen nichts wiſſen wollte; daher hatte der in allen Sätteln gerechte Spielmann für die einzelnen Kirchenfeſte beſondere Geſangs- und Leſeſtücke parat [193]). Wenn die Bogenſchützen von Arras mit dem Reliquienſchrein ihres Schutzpatrons, des heiligen Vindician, ihren Umzug hielten, pflegten ſie in einzelnen Schenken Halt zu machen; das Heiltum wurde in ein Fenſter geſtellt, und vor den zechenden Schützen ſangen Spielleute ihre Lieder zu Ehren des Heiligen [194]).

In den Spielmannsgedichten dieſer Art herrſchen

die verſchiedenartigſten Humore, von einer an Frivolität ſtreifenden Scherzlaune bis zur innigſten Rührung. Eines der ergötzlichſten iſt das vom Hoftag im Paradies, wozu Chriſtus alle Heiligen mit der Schelle einladen läßt, ein ausgelaſſener feſtlicher Schwank, worin die chriſtliche Mythologie mit der heidniſchen in naiver Lebensluſt wetteifert[195]).

Eine im 13. Jahrhundert beſonders beliebte Art der Legenden waren die ſogenannten contes dévots, fromme Geſchichten aus dem Privatleben, wunderſame Bekehrungen und Errettungen durch Einwirken der Heiligen, vor allem der Gottesmutter. Zu den ſchönſten gehören „der Ritter mit dem Fäßlein“ und „der Tänzer unſrer lieben Frau.“

3. Die bretonischen Feen.

Im interessantesten für die Litteratur- und Sagengeschichte sind diejenigen Lais, welche Gegenstände der keltischen Volksüberlieferung behandeln. Durch sie wurden außer Artur, Tristan und Parzival die bretonischen Feen in die französische Dichtung eingeführt, wo sie mit ihrer Zauberwelt eine so große Rolle spielen sollten. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts sprach man so viel von den Feen und ihren Wundern im Wald von Broceliande, daß sich der normannische Dichter Wace neugierig dahin aufmachte, freilich um enttäuscht wieder heimzukehren [196]). Spuren des Feenglaubens finden sich schon bei den ältesten Troubadours. Eigentlichen Feensagen aber begegnen wir zuerst in den Lais.

Indem wir uns diesen vielgenannten mythischen Wesen zuwenden, wollen wir zunächst hören, was die lebende Volkssage von ihnen zu berichten weiß.

Nach dem Glauben der heutigen Bretonen sind die Feen fortgezogen oder ausgestorben. Alte Leute wollen sie noch gesehen haben. Einige behaupten, sie werden zurückkehren; andere hinwiederum sind

der Meinung, sie seien noch immer im Lande. Ihr Andenken aber lebt in aller Mund. Sie bildeten ein großes Volk, alt und jung, Männer, Weiber und Kinder. In der keltischen Niederbretagne heißen sie wie die Zwerge korrigan [197]), in der französisch redenden Oberbretagne fions oder fétes, die Männer faitauds, die Frauen fées. Ihre Wohnungen waren unter der Erde, in natürlichen Hügeln und Grabhügeln, in Nebelheiden und hohen Felsen, besonders in jenen geräumigen Felsenhöhlen an der Küste der Oberbretagne (den houles aux fées), von denen einzelne hoch wie ein Dom und unergründlich tief ins Land hineinreichen sollen. Dort sieht man noch ihre steinernen Stiegen, ihre Feuerstätten, ihre Steinsitze und Steintische, ihre steinernen Betten und Kinderwiegen. Wer in diese Höhlen eindrang, der kam in ein unterirdisches Land mit Feldern, Dörfern und Schlössern. Doch hausten sie auch über der Erde in jenen von einem unbekannten Volk in vorkeltischer Zeit errichteten Steingräbern, welche bei den Bretonen Dolmen (Steintische), auch Feensteine, Feengrotten heißen. Von Gestalt waren die Feen klein und zart, nicht höher als ein Reiterstiefel und noch kleiner, ganz winzig, daumengroß, die jungen von wunderbarer Schönheit, die alten aber runzelig und verwittert wie tausendjährig, voll Seegraas und Meerschnecken, Muscheln und Moos, „alt wie die Wege und weiß wie der Schnee". Doch auch die schönen waren schön nur bei Nacht; im Tageslicht, das sie haßten, wurden ihre Haare greis, ihre Augen rot und ihre Wangen faltig. Daher machten sie sich am Tage unsichtbar oder

nahmen andere Gestalt an, und nur wer sich das Auge mit einer von ihnen selbst bereiteten Salbe bestrich, konnte sie erkennen; doch sobald sie es merkten, rissen sie ihm das hellsehende Auge aus. Sie verwandelten sich nach Belieben: bald glitten sie als zierliche Schlangen aus der Hecke; bald kamen sie als Katzen von allen Größen und Farben aus der Uferhöhle und sonnten sich auf den Felsen. Ihre Kleidung bestand aus grauer Leinwand oder aus einem um den Leib gewundenen weißen Schleier. Oft schienen sie von ferne die prächtigsten Kleider zu tragen; die schönen Farben verblichen aber in der Nähe. Sie kannten die Zukunft und die Heilkräfte der Natur und versetzten sich im Augenblick an jeden gewünschten Ort. Im übrigen lebten sie ganz nach Menschenart, buken Brot, wuschen ihre blendend weißen Linnen und breiteten sie auf den Rasen zum Trocknen. Wer darauf blicken konnte, ohne zu blinzeln, der durfte sich davon nehmen. Während sie ihre Wäsche einseiften, schwamm oft das Wasser ganz voll von blanken Geldstücken, von Gold und Diamanten. Sie fuhren auf kleinen Booten zum Fischfang, spannen nachts auf einem Steinsitz oder kämmten ihre Kinder. Sie hielten sich Haustiere, Pferde, Kühe, Schafe, Katzen und Hunde, Gänse und schwarze Hühner. Oft hörte man unter der Erde die lieblichste Musik, Horn- und Geigengetön und den süßesten Sang, das Weinen eines Kindes und das Geschaukel einer Wiege, das Schnurren einer Spindel oder das Geräusch des Butterns, auch wohl Hahnenkrat und Gänsegeschnatter. Sie hielten Rundtänze nachts auf dem Felde, besonders um Dolmen in der Nähe von Quellen. Dabei hiengen

brennende Fackeln über ihnen in freier Luft. Einst tanzten sieben Feen bei den klingenden Steinen von Guildo; sie tanzten paarweise, und darum mußte immer eine müßig stehen. Da kam ein kleiner Buckliger hinzu und bat sie artig, teilnehmen zu dürfen. Nun konnten alle Feen zugleich tanzen und waren darüber so vergnügt, daß sie dem gefälligen Gaste seinen Buckel abnahmen und ihn so schön machten, als er früher häßlich gewesen war. In derselben Weise gesellte sich ihnen später ein anderer Bursche. Der that es aber nur, um sich über sie lustig zu machen, und zum Lohne erhielt er beim Abschied den Buckel, den sie seinem Vorgänger abgenommen hatten. An den Stätten, wo die Feen zu tanzen pflegten, wuchs kein Gras, und der Weg, auf dem sie durch das Ackerfeld zu ihrem Tanzplatze zogen, zeichnete sich deutlich im Getreide durch einen Streifen niedrigerer Halme (la passée des fées). Alljährlich feierten sie ein Nachtfest zu Frühlingsanfang. Da war ein weißes Tischtuch über den Rasen gebreitet, besetzt mit den köstlichsten Speisen, in deren Mitte ein hellstrahlender Krystallbecher stand. Dieser kreiste am Schlusse des Mahls mit einem Wundertrank, von dem ein einziger Tropfen überirdische Weisheit verlieh. Beim kleinsten menschlichen Geräusch aber war alles verschwunden. Doch waren sie den Menschen im allgemeinen nicht feindlich gesinnt. Die bösen Feen bildeten die Ausnahme, und auch sie ließen sich durch Spenden von Butter und Milch besänftigen. An die Stelle der gütigen Feen sind in den Sagen und Märchen nicht selten Christus, die Heiligen und die Schutzengel, vor allem aber die Jungfrau Maria

getreten. Sie verdrängt und verjagt die heidnischen Feen, und diese ihrerseits hassen die christlichen Priester und besonders die Glocken. Zuweilen gerieten die Feengemeinden zweier verschiedener Höhlen in Streit, und das wurde für die Menschen verhängnisvoll, da dann die Freundschaft der einen nur mit der Feindschaft der andern erkauft werden konnte. Denn die Feen traten mit den Menschen in den mannigfachsten Verkehr. Sie ließen ihre Frauen durch menschliche Frauen entbinden, ihre Kinder durch menschliche Ammen stillen. Sie nahmen Menschen zu Paten und standen ihrerseits bei menschlichen Kindern zu Gevatter, ja sie lebten nicht selten mit Menschen im Liebesbund. Sie kamen nachts in die Stuben, um die menschlichen Kinder zu warten; man durfte sie aber nicht ansprechen. Sie kochten und wuschen den Leuten und fütterten das Vieh. Am Eingang ihrer Grotten legten die Mädchen ihren Spinnrocken mit Flachs und Spindel und einem Stück Brot nieder, und wenn sie am Abend wiederkamen, fanden sie den Rocken aufs feinste abgesponnen. Bat der Pflüger die Feen um Brot, so stellten sie ihm solches, das wie Butterkuchen schmeckte, und guten Apfelwein ans Ende der Furche. Fragte jemand im einsamen Fischerhaus auf der Küste, wieviel Uhr es sei, so sagte es eine unterirdische Stimme. Die beim kranken Kinde wachende Mutter sah plötzlich, wie eine Platte des Herdes sich langsam erhob und eine schöne ringgeschmückte Hand ein Fläschlein heraufreichte. Auch andere glückbringende Gaben spendeten die Feen, einen Wunschseckel, dessen Gold aber versiegte, sobald eine fremde Hand hineingriff, mit Vorliebe jedoch einen

Brotlaib, der nicht kleiner wurde; nur durfte auch von ihm kein Fremder essen: sonst war der Zauber gebrochen. Einst grub ein Feldarbeiter in der Nähe einer Uferhöhle Erde aus. Da stieg Rauch aus dem Loch, und eine Stimme rief: Zerstörst du unser Haus, so zerstören wir deins! Als der Mann erschrocken innehielt, verliehen ihm die Feen zur Entschädigung die Gabe, daß fortan sein Spaten und seine Hacke von selber arbeiten sollten. Für alles, was die Feen den Menschen Gutes thaten, verlangten sie keinen Lohn; aber man mußte sie höflich und rücksichtsvoll behandeln. Wie sie gaben, so nahmen sie auch. Was ihnen gefiel, das mußten sie haben, und sie spielten dem Menschen manchen mutwilligen Streich. Sie stahlen dem Fischer die Austern aus dem Park, die Hummer aus den Reusen und lachten ihn aus, wenn er nach ihnen schoß. Aber sein Fluchen hörten sie nicht gerne und gaben unwirsch den Raub zurück. Oft stahlen sie menschliche Kinder und legten dafür ihren Wechselbalg in die Wiege, holten ihn aber wieder, wenn man ihn zu mißhandeln drohte. Auch Erwachsene wurden von ihnen entführt und blieben bei ihnen viele Jahre, die ihnen aber leicht und lieblich wie wenige Tage entschwanden. Ueber die Dauer ihres Lebens widersprechen sich die Meinungen. Ursprünglich unsterblich gedacht wurden sie von der christlichen Sage mehr und mehr in die Sterblichkeit herabgezogen. Durch die Taufe, so sagt man, durch den Liebesbund mit Menschen verfielen sie dem Tod. In einem Walde der Oberbretagne zeigt man bei einem Bache einen flachen Stein als das Grab der Feenkönigin.

Nach diesen bretonischen Sagen, womit im wesentlichen die Sagen der übrigen französischen Provinzen übereinstimmen, entsprechen die Feen fast Zug für Zug den germanischen Elben und Erdmännlein, auf welche in England auch der französische Name fairy (altfranz. faierie, faerie) übergegangen ist. Sie gehören also zu jenen zahllosen Natur- und Hausgeistern, deren Sagen sich als eine der ältesten Schichten mythischer Formation unabhängig von allem Götterglauben bei den verschiedensten Rassen und Religionen der Erde wiederfinden. Jenen Schwank vom Buckligen z. B. erzählt man mit geringen Abweichungen ebenso in Japan wie in Frankreich und Irland [198]).

Eine andere mythische Vorstellung liegt dagegen den bretonischen Sagen zu Grunde, welche die Feen als die Erbauer der rätselhaften gewaltigen Steindenkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit darstellen, deren großartigstes sich zu Carnac an der Südküste der Bretagne befindet: gegen 4000 Felssteine von 12—30 Fuß Höhe, sogenannte Menhirs, in elf parallelen Reihen, an einem Ende mit einem Halbkreis abschließend am Ufer des Meeres einfach in den Sand gestellt, oft mit der dünneren Spitze. Da erscheinen die Feen von übermenschlicher Gestalt und Kraft. Die mächtigsten Felsblöcke tragen sie auf dem Haupt und in der aufgebundenen Schürze daher, während sie mit den freien Händen ruhig ihren Rocken abspinnen. Einzelne solcher aufrechtstehender Felssteine heißen selbst Feenrocken, Feenspindel. Wer gedenkt hiebei nicht jenes deutschen Riesenfräuleins, das die ackernden Pflüge samt Rossen und Treibern in die Schürze streicht, um das

niedliche Spielzeug auf ihre Burg zu tragen? Diese Feen, denen der Name Margot eigen ist[199]), sind von den kleinen unterirdischen wohl zu unterscheiden. Sie sind vom Geschlechte Gargantuas und verwandt den germanischen Riesen. Auch die Römerstraßen sind ihr Werk.

An zahlreichen teilweise zerfallenen Bauten, welche heute den Eindruck des Unvollendeten machen, haftet immer wiederkehrend dieselbe seltsame Sage: Die Feen waren in voller Arbeit, als sie von ungefähr einen toten Vogel am Wege liegen sahen. Warum rührt sich der Vogel nicht? fragten sie. Er ist tot, gab man ihnen zur Antwort. Wie? riefen sie, stirbt man in diesem Lande? Dann lohnt sich die Mühe nicht. Damit warfen sie weg, was sie in den Händen hatten, und ließen ihr Werk unfertig, wie es war. Diese eigentümlich bretonische Sage findet sich schon in einem Gedicht des 12. Jahrhunderts, in der Chanson de geste von Aquin[200]). Sie gemahnt merkwürdigerweise an eine der berühmtesten Legenden von Buddha. Dieser, als Königssohn in allen Lüsten des Lebens aufgewachsen und von seinem Vater in Unkenntnis über die Nachtseiten des Daseins erhalten, begegnete einst auf einer Lustfahrt einem zitternden Greis, ein anderes Mal einem fiebernden Aussätzigen, ein drittes Mal einem aufgebahrten Leichnam. Jedesmal fragte er seinen Wagenlenker, was das sei, und rief zuletzt klagend aus: „Wehe der Jugend, wenn sie vom Alter zerstört wird! Wehe der Gesundheit, wenn sie die Krankheiten vernichten! Wehe dem Leben, das so kurze Dauer hat!“ Ueberwältigt vom Jammer der Sterblichkeit beschloß er, allen seinen

Freuden und Ehren zu entsagen, um in der Einsamkeit über die Erlösung der Menschheit nachzusinnen[201].) Mit demselben Gedankengang erklärt die Sage dort den Zustand eines alten Gemäuers, hier die Entstehung einer Weltreligion. Die Feen zeigen auch sonst einen Widerwillen gegen die Vorstellung des Todes. Bekannt ist jene Sage von der normannischen Fee, die sich dem Herrn von Argouges unter der Bedingung vermählte, daß er nie das Wort Tod vor ihr ausspreche[202]).

Wo bleiben aber nach alledem jene Feen, die uns aus der Dichtung der romanischen Völker bekannt sind, jene schönen zaubermächtigen Wesen von menschlicher Größe, die Geschwister unserer weißen Frauen, unserer Wald- und Wasserminnen? Auch die heutige bretonische Sage weiß von ihnen, freilich nur halbverschollene Kunde. Sie hausten einsam in der Stille des Waldes und besonders bei Quellen. Oft sah man im Kastanienwald an der Quelle von Keranborn nachts bei einer brennenden Kerze eine schöne Fee in weißem Kleide sitzen, die sich mit einem Elfenbeinkamm die Haare schlichtete. Doch der Volksmund hat wenig von ihnen zu melden. Nur jene vielverbreitete Sage lebt noch im Liede, daß einem jagenden Grafen im Wald eine Fee entgegentritt und seine Hand begehrt und, da er vor dem unheimlichen Ehebunde zurückschreckt, ihm die Wahl läßt, ob er sieben Jahre hinsiechen oder in den nächsten drei Tagen sterben wolle[203]). Auch von der alten mythischen Geltung dieser Quellenfrauen als Schicksals- und vor allem Geburtsgöttinnen sind nur zerstreute Spuren erhalten, wenn die Feen ihren Patchen Schönheit verleihen

oder bei der Geburt eines Kindes erscheinen, um ihm sein Schicksal zu weissagen. In Erinnerung daran heißen die Feen noch immer bonnes mères, bonnes dames. Lange herrschte der Brauch, wenn ein Kind geboren war, den Feen im Nebenzimmer ein Mahl aufzustellen, und noch bis in unsere Zeit herein legten Mädchen, um im selben Jahre vermählt zu werden, rötliche Wolle, in Flittergold gewickelt, in die Ritzen eines Feensteines bei Nantes, offenbar ein altes Opfer für die göttlichen Spinnerinnen, die Schirmherrinnen der Ehe. Noch immer wachen sie über die Treue der Liebenden. Daher legen die Liebespaare, wenn sie beim Junifest zum Tanz auf die Wiese ziehen, blühenden Flachs von des Mädchens Mieder und grüne Aehren von des Burschen Hut auf dem großen Feensteine nieder, und nur die Treuen finden beim Heimgang ihre Gaben unverwelkt. Auf alten Kultus deutet auch die Sage von der Hundegrotte (grotte-ès-chiens) in der Oberbretagne. Ihr entsteigt abends ein weißer Rauch, der sich zu einer schönen Frau mit Gewanden von Regenbogenfarben gestaltet. Diese flieht die Menschen und weint um ihre verlorene Macht. Denn früher gebot sie den Winden, und man legte ihr am Eingang ihrer Grotte Blumenopfer nieder.

Daß diese über das Menschenlos waltenden Frauen die echten ürsprünglichen Feen sind, beweist die Bedeutung des Namens: fée, in Berry fade, fadette, italienisch fata, lateinisch fata, die Schicksalsfrau, wie in der römischen Volkssprache die Parzen und ähnliche weibliche Gottheiten genannt wurden (fata, der Pluralis von fatum, als Nominativ Singularis

gefaßt). Mit dem Vulgärlatein verbreitete sich das Wort über die Provinzen des Römerreichs und wurde dort auf die den Parzen verwandten einheimischen Göttinnen übertragen: portugiesisch fada, spanisch hada, provenzalisch fada, rhätoromanisch feda und fea, walachisch fea.[204]). Am nächsten kommen noch dieser ursprünglichen Vorstellung die Feen in den Volksmärchen, wo sie — bei den Bretonen wie anderwärts — in der Regel als alte Frauen erscheinen, welche im Bettlerkleid die Herzensgüte und Wahrheitsliebe der Menschen prüfen, um durch ihre Zaubergaben zu lohnen und zu strafen, allen unschuldig Unterdrückten und Bedrängten, besonders den Armen und Einfältigen, den Waisen und Stiefkindern zu helfen, allbekannte und allverbreitete Schöpfungen der naiven Phantasie, worin die dem Menschengemüt innewohnende Sehnsucht nach einer sittlichen Weltordnung ihren rührenden Ausdruck findet.

Der alte volkstümliche Name dieser Schicksalsfrauen hat sich demnach in der Bretagne wie im übrigen Frankreich einerseits auf verschiedene Arten elbischer Wesen, auf die ihnen nahe verwandten Wald- und Wasserminnen und das ganze Volk der Unterirdischen, andererseits auf die bauenden Riesen ausgedehnt.

Die Kunde von den Feen als Wald- und Quellenfrauen ist, wie wir sahen, im heutigen Geschlecht fast ganz erloschen. Hiefür entschädigen uns die alten keltischen Sagen, die uns in den Lais des 12. Jahrhunderts erhalten sind, durch lebendige farbenhelle Bilder voll magischem Liebreiz. Hier erscheinen die Feen wie Menschen unter Menschen, und nur ihre Schönheit überschreitet das mensch-

liche Maß [205]). Sie senden Zauberkleinodien [206]) und lehren ihre Schützlinge wunderbare Fertigkeiten; aber der häufigste, ja fast ausschließliche Gegenstand der Erzählungen ist ihr Liebesbund mit sterblichen Helden. Ihnen zeigen sie sich in der Stille des sommerlichen Waldes, ruhend im prächtigen Zelt oder badend in beschatteter Quelle. Es ist eine der verbreitetsten Sagen der Völker, daß wunderbare weibliche Wesen, welche in Vogelgestalt durch die Lüfte fliegen, sich dem ergeben müssen, der sich ihrer abgelegten Federhemden zu bemächtigen weiß. Wo die Verwandlung vergessen ist, da werden aus dem Federhemd gewöhnliche Kleider. So überrascht auch in den Lais der Ritter die Fee, wie sie im Waldquell sich badet, und sein erster Gedanke ist, ihre Kleider zu rauben [207]). Doch ist solche Begegnung in der Regel kein Zufall: ein weisendes Tier, ein zauberhaftes Wild lockt den Jäger zur Stelle [208]). Zuweilen sendet die Fee sogar Dienerinnen aus, um ihn zu sich in ihr Zelt zu laden. Sie verheißt dem Entzückten, ihm in Liebe zu nahen, so oft er es wünsche, doch stets unter der Bedingung, daß er ihr Geheimnis aufs strengste bewahre. Er bricht das Gelübde und stürzt sich damit in Not und Verzweiflung [209]), bis endlich die Zürnende sich seiner erbarmt und ihn entführt in ihr seliges Reich, aus dem er nimmer wiederkehrt. Sie bringt ihn auch wohl gleich nach ihrer Begegnung in ihren Wunderpalast, wo ihm die Jahrhunderte wie Tage entschwinden, und da er auf kurze Zeit in seine Heimat zurückverlangt, schärft sie ihm ein, dort weder Speise noch Trank über die Lippen zu bringen [210]). Wie nach dem griechischen Mythus der

Unterwelt für immer angehört, wer dort etwas genießt, so verfällt der aus dem Lande der Seligen Kommende durch irdische Nahrung wieder den irdischen Naturgewalten, und die Zeit fordert von ihm unerbittlich die rückständige Schuld.

Das Feenreich, das bald auf der Erde, von dem benachbarten Menschenland nur durch einen Fluß geschieden, bald im hohlen Berge, bald unter dem Wasser, bald als die glückliche Insel Avalon [211]) im fernen Ocean gedacht ist, entspricht seiner mythischen Bedeutung nach völlig dem unterirdischen Land des bretonischen Feenvolks, dem Geisterreich überhaupt [212]). Von dort kommen in andern Lais auch männliche Wesen, um sich mit menschlichen Frauen zu verbinden. Der eine taucht aus dem schaurigen Waldsee; der andere fliegt aus dem hohlen Berg in Habichtsgestalt. Auch sie warnen die Geliebte davor, ihr Verhältnis zu verraten; auch hier folgt der Entdeckung Trennung und Verderben.

Was die Darstellung dieser elbischen Wesen in den Lais betrifft, so gilt von ihnen ganz besonders, was über die höfische Stilisierung der keltischen Ueberlieferungen gesagt wurde. Der dem Volkstümlichen abgewandte Geschmack sucht das Mythische möglichst zu verwischen. Der Name Fee wird nicht ausgesprochen: die Schönen des Waldes heißen einfach puceles Jungfraun oder dameiseles Edelfräulein. Ihre Umgebung unterliegt dem Ceremoniell der Zeit. Ihre freie Naturwelt fügt sich den aristokratischen Standesunterschieden der Kultur. Sie treten auf als vornehme Herrinnen, als „dames de grant seigneurie," wie ein späterer Dichter Meluſine und ihre Schwestern nennt [213]), bedient von Zofen

und Kammerfrauen, beritten und geputzt im ganzen Luxus höfischer Pracht als das Idealbild französischer Edeldamen in den Tagen Eleonorens von Poitou [214]).

* * *

Ich habe in den folgenden Blättern ein Spielmannsbuch zusammengestellt, wie es etwa ein normannischer Parleor des dreizehnten Jahrhunderts bei sich führen mochte. Die einzelnen Novellen sind nicht nach der Chronologie ihrer Abfassung, sondern nach der Art der behandelten Gegenstände geordnet. Den Reigen eröffnen die Feen- und Elbensagen, unter denen „Herr Orfeo" wegen seiner litterargeschichtlichen Einleitung voransteht. Dann folgen andere Lais, Legende und Fableau, und den Schluß bildet ein kleiner Roman. Ich habe an meinen Vorlagen mit schonender Hand manches gekürzt und vereinfacht, auch wohl da und dort ein Licht aufgetragen; doch wird der Kenner finden, daß ich im ganzen den Originalen treu gefolgt bin. Nur im „bunten Zelter" und noch mehr im „Tänzer unsrer lieben Frau", wo wörtliche Wiedergabe geradezu ein Unrecht gegen den redseligen alten Dichter gewesen wäre, habe ich von jener größeren Freiheit Gebrauch gemacht, welche ein mittelalterlicher Uebersetzer unbedenklich für sich zu beanspruchen pflegte. Die vor Jahren von mir veröffentlichten Lais von Marie de France und Aucassin erscheinen hier in sorgfältiger Ueberarbeitung.

So befehle ich denn diese Proben altfranzösischer Erzählerkunst dem Wohlwollen aller derer, welche noch jugendlich genug empfinden, um sich an ihrem schlichten Zauber zu erfreuen.

Herr Orfeo.

Manch Buch von weiſen Meiſters Hand
Thut Wundermären uns bekannt.
Da leſen wir der Lieder viel,
Erdacht für Sang und Saitenſpiel.
Das ſagt von Freuden, das von Klagen
Und das von Feſt- und Wonnetagen;
Das ſagt von Liſten und Verrat
Und das von Glück und kühner That.
Da hört ihr Schwank und Schelmerei;
Auch Feenmärchen ſind dabei.
Jedoch die meiſten weit und breit
Erzählen Liebesluſt und -leid.

Die Lieder ſind, wie wir vernommen,
Aus der Bretonen Land gekommen.
Erfuhren die von alten Dingen,
Gleich ließen ſie die Harfe klingen,
Erſannen Wort und Melodie
Der Lieder und benannten ſie.
Manch ſchöne Märe dieſer Art
Hab' ich im Geiſte treu bewahrt.
Hört an, ihr Herrn, will's euch behagen,
Laßt von Herrn Orfeo mich ſagen!

Das war ein König vielgenannt,
In seinen Tagen weitbekannt,
Ein kühner Mann nach Heldenbrauch,
Und fein und milde war er auch.
Dem König Orfeo gefiel
Vor allen Dingen Harfenspiel.
Sein Thor stand Harfnern gastlich offen,
Und jeder durft' auf Ehren hoffen.
Er selber wandte Fleiß und Acht
Auf Saitenspiel bei Tag und Nacht,
Daß man in keinem Erdenland
Je einen bessern Harfner fand.
Und wem sein Harfenschlag erscholl,
Dem war's, als tönt' ihm wonnevoll
Vom Paradies ein Freudensang;
So süß war seiner Saiten Klang.
Dem Herrn zur Seite saß im Saal
Frau Heurodis, sein Ehgemahl,
Das allerschönste Frauenbild,
Voll Lieb' und Güte sanft und mild.

Es war im Anbeginn des Mai,
Wenn Frost und Wintersturm vorbei,
Die Lüfte warm und lieblich wehn,
Die Wiesen ganz voll Blumen stehn,
Die Zweige glühn im Blütenschmall,
Und Wonne blüht allüberall,
Da zog's die Herrin aus dem Haus;
Zwei Jungfraun nahm sie mit hinaus:
So giengen sie zur Mittagstunde
Lustwandeln in des Gartens Grunde,
Und schauten, wie die Blumen sprangen,
Und lauschten, was die Vögel sangen.

Dann ſaßen ſie und hielten Raſt
Im Schatten unterm Lindenaſt.
Bald ſank die ſchöne Königin
Zum Schlummer auf den Raſen hin.
Die Mägdlein ließen ſich nicht hören
Aus Furcht, der Herrin Schlaf zu ſtören.
So giengen Stunden hin; ſie lag
Und ſchlief bis in den Nachmittag.
Mit einemmal erwachte ſie
Entſetzten Blicks und weint' und ſchrie,
Rang ihre Glieder unter Klagen,
Begann wie raſend ſich zu ſchlagen,
Zerriß ihr prächtiges Gewand
Und kratzte ſich mit blutger Hand.
Die Mägdlein voller Angſt entrannen
Zum Schloß und riefen Herrn und Mannen:
Ach unſre Frau! Lauft, lauft behende!
Sie raſt. O haltet ihr die Hände! —
Die Ritter eilten und die Damen;
Wohl mehr als ſechzig Junghertrn kamen
Zum Gartengrund in ſchnellem Lauf.
Man hob die Herrin ſorglich auf,
Trug ſie zu Bette voll Erbarmen
Und hielt ſie feſt mit ſtarken Armen.
Sie aber ſinnlos ſprach kein Wort
Und wollte ſchreiend auf und fort.

Herr Orfeo vernahm's zur Stunde;
Nie ward ihm eine leidre Kunde.
Er kam mit einer Ritterſchar
Zur Kammer, wo die Herrin war,
Sah ſie voll Mitleid und begann:
Mein ſüßes Lieb, was kommt dich an?

Du warst bis heut so sanft und still
Und schreist mit einmal laut und schrill.
Wie hast du deine weiße Haut
Mit deinen Nägeln ganz zerkraut?
Dein Antlitz, ach, dereinst so rot,
Nun ist es bleich, als wärst du tot!
Auch deine Finger sehn so blaß,
Die zarten, und von Blute naß.
Weh! deiner Augen lieblich Paar,
Wie feindlich blickt es auf mich dar!
Ich bitt' um Gnade, Herrin mein,
Laß dieses jammervolle Schrein
Und künde mir dein Leid und sag,
Welch Ding dagegen helfen mag! —

Da ward sie still und faßte sich;
Sie lag und weinte bitterlich
Und sprach darauf zum König so:
Ach, mein Gemahl, Herr Orfeo!
Seitdem wir zwei zuerst uns sahn,
Hat keins dem andern weh gethan.
Nein, wie mein Leben liebt' ich dich
All diese Zeit und so du mich.
Und ach, nun sollen wir uns meiden!
Gehab dich wohl, denn ich muß scheiden! —
Weh mir, rief er mit bangem Sinn,
Zu wem denn willst du und wohin?
Wohin du gehst, geh' ich mit dir,
Und wo ich geh', du gehst mit mir. —
Nein, nein! Das ist uns nicht beschert!
Vernimm, Herr, was uns widerfährt:
Als ich heut mittag lag im Traum
Im Garten unterm Lindenbaum,

Da trat in voller Waffenzier
Ein ſchönes Ritterpaar zu mir;
Die mahnten mich, ſchnell aufzuſtehn,
Zum König, ihrem Herrn, zu gehn.
Ich ſprach mit ſtrengem Angeſicht,
Ich dürfe nicht und wolle nicht.
Sie ſprengten fort in raſchem Lauf;
Da zog ihr König ſelbſt herauf
Mit hundert Rittern oder mehr
Und Jüngherrn einem ganzen Heer.
Sie ritten all auf weißen Roſſen,
Von weißem Prachtgewand umfloſſen;
In meinem Leben ſah ich nicht
So ſchöne Weſen rein und licht.
Und ihres Königs Krone war
Nicht goldesrot, nicht ſilberklar;
Sie war aus einem Edelſtein,
Der ſtrahlte hell wie Sonnenſchein.
Er ritt zu mir, und alſobald
Zwang er mein Sträuben mit Gewalt.
Ich mußte mit von dannen reiten
Auf einem Zelter ihm zur Seiten,
Und ſo entführt' er mich in Haſt
Nach ſeinem herrlichen Palaſt,
Ließ Burgen mich und Türme ſchaun
Mit Strömen, Wäldern, Blumenaun,
Und wies mir ſeiner Roſſe Pracht.
Dann ward ich wieder heimgebracht
Zum Garten an den alten Ort;
Doch ſcheidend ſprach er dieſes Wort:
Sieh zu, daß ich dich morgen finde
Um dieſe Zeit bei dieſer Linde!

Dann mußt du fort mit meiner Schar
Und mit uns leben immerdar.
Jedoch verſäumſt du dieſe Friſt,
Wir holen dich, wo du auch biſt.
Dann aber, Frau, das ſollſt du wiſſen,
Dann wird dir Glied um Glied zerriſſen,
Und nichts kann dich davor bewahren,
Mußt doch mit uns von dannen fahren! —

Als Orfeo die Mär' vernahm,
Ach, rief er, ach, in bittrem Gram,
Viel lieber wär' mir, Leib und Leben
Als ſo mein Weib dahinzugeben! —
Soviel er auch um Hilfe bat,
Hier wußte niemand Troſt und Rat.
Am andern Tag zur Mittagzeit,
Da legt er an ſein Waffenkleid
Und tauſend Ritter um ihn her
Mit ſtarkem Arm und grimmer Wehr.
Die Helden alle zogen hin
Zur Linde mit der Königin
Und deckten ſie nach allen Seiten,
Für ſie zu ſtehen und zu ſtreiten.
Sie wollten eh'r im Tod erblaſſen
Als ihre Herrin von ſich laſſen.
Doch unverſehns aus ihrer Runde
Verſchwand die Frau zur Mittagſtunde,
Mit Geiſtermacht hinweggenommen;
Sie wußten nicht, wie das gekommen.

Da ſchrieen alle Weh und Ach.
Der König gieng in ſein Gemach,
Lag oft in Ohnmacht auf den Steinen
Und ließ nicht ab mit bittrem Weinen;

Der Jammer bracht' ihm faſt den Tod.
Es gab kein Heil für dieſe Not.
Nach ſeinen Grafen nah und fern
Beſandt' er und den edlen Herrn,
Stand auf im Hoftag der Vaſallen
Und ſprach: Ihr Herren, vor euch allen
Leg' ich die Sorg' um Volk und Land
In meines erſten Truchſeß Hand,
Daß er auf Recht und Frieden halte,
An meiner Statt des Reiches walte.
Ich hab' mein liebes Weib verloren,
Das ſchönſte, das je ward geboren.
Nun will ich alle Frauen fliehn
Und einſam in die Wildnis ziehn,
Um unter Bäumen grau und alt
Zu hauſen mit dem Tier im Wald.
Und endet meines Lebens Qual,
So kommt und haltet Königswahl.
Nun lebet wohl, laßt insgemein
Euch all mein Gut empfohlen ſein! —
Da jammerten und weinten alle;
Von Klageruf erſcholl die Halle.
Den Herrn und Mannen in der Runde
Erſtarb vor Weh das Wort im Munde.
Sie lagen flehend auf den Knien
Und baten und beſchwuren ihn,
Nicht ſo von ihnen wegzugehn.
Er ſprach: Laßt ab! Es muß geſchehn! —

Er nahm aus all der Herrlichkeit
Nichts als ein ſchlechtes Pilgerkleid.
Er hatte weder Hemd noch Hut
Noch Leibrock noch ein andres Gut;

Nur ſeine Harfe trug er mit,
Da barfuß er das Thor durchſchritt,
Und niemand wollt' er zum Geleit.
Wer kündet all des Volkes Leid,
Als er, der Herr, an dem es hieng,
So bettelarm ins Elend gieng?

Durch Wald und Heide ganz allein
Zog er in öde Wüſtenein.
Fern allem Labſal und Behagen
Lebt er in Unluſt und Entſagen.
Gewohnt, im Purpurbett zu ruhn,
In Pelz und Grauwerk, liegt er nun
Auf harter Heide hingeſtreckt,
Mit Gras und Blättern zugedeckt.
Er, dem einſt Burg und Wieſenplan
Mit Wald und Waſſer unterthan,
Nun wühlt bei Schnee und Sturmgetos
Der König ſich ein Bett im Moos.
Vor dem einſt Herrn von hohem Namen
Das Knie gebeugt und edle Damen,
Kein holder Anblick wird ihm mehr;
Nur wild Gewürm kriecht um ihn her.
Und dem in Schüſſel und Pokal
Dereinſt ſich bot das reichſte Mahl,
Der muß den ganzen Tag nun graben,
Um ſich an Wurzeln zu erlaben.
Im Sommer fand er, ſich zu nähren,
Manch wilde Frucht und ſüße Beeren;
Doch winters war da nichts als Rinden
Und Wurzeln, Gras und Laub zu finden.
Bei ſolchem Darben ſchwand ihm bald
Des Leibes Kraft und Wohlgeſtalt.

Wer ſagt euch all die Leiden her,
Die er zehn Jahre trug und mehr?
Sein Haupt ward ſtruppig wildbehaart;
Zum Gürtel hieng ſein ſchwarzer Bart.

Die Harfe war all dieſe Zeit
Sein einzger Troſt in Not und Leid.
Sie lag im hohlen Baum verborgen,
Und kam ein ſonnig klarer Morgen,
Schlug er die Saiten wundervoll,
Daß hell es durch die Wälder ſcholl.
Dann ſchlichen aus dem tiefen Tann
Die Tiere voller Luſt heran.
Des Waldes Vögel kamen auch
Und füllten ringsum Buſch und Strauch;
Von allen Zweigen lauſchten ſie:
So ſüß war ſeine Melodie.
Erſt wenn ſein Spiel zu Ende war,
Zerſtreute ſich der Hörer Schar.

Oft auch zu heißer Mittagſtunde
Sah er im ſtillen Waldesgrunde
Den Elbenkönig mit Geleit
Hinjagen durch die Einſamkeit.
Mit Hörnerklang und Jägerſchrei,
Mit lauter Meute fuhr's vorbei.
Doch ſah er ſie kein Wild verwunden,
Und alles war im Nu verſchwunden.
Dann wieder durch der Wälder Mitten
Kam's wie ein Kriegsheer angeritten,
Wohl tauſend Ritter, wie zum Streit
Bewehrt mit prächtgem Panzerkleid.
Stolz kamen ſie dahergezogen,
Und viele Schlachtpaniere flogen,

Die Schwerter blitzten blank im Licht;
Wohin es gieng, er wußt' es nicht.
Ein ander Mal in Waldesaum
Sah er beim Tanze Herrn und Fraun;
Die schritten zierlich Hand in Hand
In buntem, köstlichem Gewand,
Und manch ein Spielmann gieng dabei,
Trompet' und Trommel und Schalmei.

Einst ohne Herrngeleite kamen
Zu Rosse sechzig edle Damen
Vorbeigesprengt in muntrer Hast,
Schmuck wie der Vogel auf dem Ast.
Sie ritten, Falken auf den Händen,
Zur Beize nach den Stromgeländen.
Sie störten auf manch wilden Schwan,
Krickente, Reiher, Kormoran;
Kaum stoben die aus Fluß und Teich,
Erspähten sie die Falken gleich
Und stießen auf ihr Wild im Nu.
Mit Lachen sah der König zu:
Traun, sprach er, welch ein schönes Spiel,
Das mir auch manchen Tag gefiel!
Ich will doch gehn, es anzuschaun. —
So trat er näher zu den Fraun,
Und gleich, wie er die erste sah,
Welch Angesicht erkannt' er da?
Er sah's mit Augen, sah's gewiß:
Es war sein Weib, Frau Heurodis.
Sie blickten hold einander an
Und standen stumm in selgem Bann.
Da sie den Herrn so elend fand,
Ward sie von Mitleid übermannt.

Doch kaum gewahrten die Genossen,
Daß ihr vom Auge Thränen flossen,
War sie umringt und mit Gewalt
Davongeführt im wilden Wald.

Da rief er jammernd nach dem Tod:
Ach dieser neuen Herzensnot!
Darf ich denn nicht in meinen Wehn,
Nach diesem Anblick nicht vergehn?
Was soll mir Leben noch und Leib,
Da mir versagt, mit meinem Weib
Und ihr mit mir ein Wort zu sprechen?
Warum will mir das Herz nicht brechen? —
Doch schnell entschloß er sich und sprach:
Der Spur der Frauen folg' ich nach.
Wohin sie reiten, geh' auch ich,
Und wär's mein Tod, was kümmert's mich? —
Er macht sich auf in raschem Schritt;
Auch seine Harfe nimmt er mit:
So wandert er im Pilgerrock
Von dannen über Stein und Stock.

Die schönen Frauen zogen ein
Im hohlen Berg, er hinterdrein
Durch einen finstern Felsengang;
Der dehnte sich drei Meilen lang.
So kam er in ein Land der Wonne,
Licht wie am Sommertag die Sonne,
Mit grünen Flächen, sanften Au'n;
Nicht Thal noch Hügel war zu schaun,
Und wunderherrlich aus dem Grün
Stieg eine Veste stolz und kühn.
Die äußern Mauern waren all
So klar durchleuchtig wie Krystall;

Der hundert Türme Zinnenkranz
Erglomm in zartem Perlenglanz;
Man sah hoch aus den Wassergräben
Viel goldne Mauerpfeiler streben.
Die Giebel waren emailliert,
Mit Tiergestalten bunt geziert.
Von Edelstein war Saal und Haus;
Die strahlten heitern Schimmer aus.
Nie ward es Nacht in diesem Land;
Denn wenn des Tages Helle schwand,
So glühte weithin das Gestein
Licht wie der Sonne Mittagschein.
Zu schildern dieser Werke Pracht,
Liegt traun in keines Menschen Macht.
Das ist, so dachte sich der Gast,
Des Paradieses Hofpalast. —

Die Frauen stiegen dort vom Rosse,
Und ihre Schar verschwand im Schlosse.
Der König lief und schlug ans Thor;
Der Pförtner schaute flink hervor
Und fragte: Was ist dein Begehr? —
Er sprach: Als Spielmann komm ich her,
Und deinen Herrn, wenn's ihm gefiele,
Möcht' ich erfreun mit Saitenspiele. —
Der Thorwart ohne weitre Worte
Erschloß ihm unverweilt die Pforte.

Den Hof erfüllten still und bleich
Zahllose Menschen, Toten gleich,
Aus Lebensblüte weggeraubt:
Der ohne Arm, der ohne Haupt
Und der durchbohrt von tiefen Wunden,
Der wie ein Rasender gebunden.

Der ſaß zu Roß im blanken Stahl;
Der andre ſchien erwürgt beim Mahl,
Der dort ertränkt in Waſſersflut
Und der verſengt von Flammenglut;
Auch Fraun im Fieber wie von Sinnen
Und tote junge Wöchnerinnen
Und wieder andre ſchlummertrunken,
Wie tief in Mittagsſchlaf verſunken.
Und eine Linde ſtand daneben:
Dort lag ſein Weib, ſein liebes Leben,
In regungsloſen Schlaf gebannt;
Sie war's, wohl kannt' er ihr Gewand.

Als er beſtaunt die Wunder alle,
Gieng er hinein zur Königshalle.
Dort ſtrahlt ein Thron in heitrer Pracht,
Von goldnem Zimmel überdacht.
Der Elbenkönig ſaß darin
Und ſeine holde Königin
Mit lichten Kronen und Gewanden.
Den Thron in weitem Ring umſtanden
Die Ritter all im weißen Kleid,
Auf ihres Herren Wink bereit.
Herr Orfeo ſah hin und wieder
Und kniete dann geblendet nieder:
O Herr, ſprach er, laß dir's gefallen,
Daß meine Saiten vor dir ſchallen! —
Der König blickt ihn fragend an
Und ſpricht: Was biſt du für ein Mann?
Wie kommſt du mir daher ins Haus?
Wir ſchickten niemand nach dir aus.
Solang ich walte dieſer Aun,
War nie ein Menſchenkind zu ſchaun,

Das mir zu nahn sich unterstand,
Wenn ich nach ihm nicht ausgesandt. —
Herr, sprach er, glaube meinem Schwur:
Ein armer Spielmann bin ich nur.
Wir wandern stets landein landaus
Nach großer Herren Hof und Haus.
Empfängt man uns oft nicht in Gnaden,
Wir spielen auf auch ungeladen. —

So saß er nieder vor dem Thron
Und prüfte seiner Harfe Ton;
Mit kundger Hand stimmt er sie leise
Und schlug dann eine süße Weise,
Daß alle, die den Klang vernahmen,
Durchs Schloß dahergelaufen kamen.
Und rings in wonnigem Behagen
Entzückt vor seinen Füßen lagen.
Der Elbenkönig schwieg und lauschte,
Wie voll der Klang zum Ohre rauschte;
Er blickt mit Lächeln vor sich hin,
Und huldreich horcht die Königin.
Doch wie die holde Weise dann
Verklang, da hub der König an:
Dein Spiel gefällt mir! Rede frei,
Verlang von mir, was es auch sei!
Ich sichre hohen Lohn dir zu.
Erprob es nur! Was wünschest du? —
Da fleht der Harfner inniglich;
So gieb mir, Herr, ich bitte dich,
Die lichte Frau, die dort im Traum
Liegt unter jenem Lindenbaum! —
Nein, rief der König drauf, fürwahr,
Ihr gäbt ein allzu traurig Paar!

Denn du bist dürr und schwarz und rauh,
Und fehllos lieblich ist die Frau.
Es würde wahrlich übel stehn,
Die Schöne dir gesellt zu sehn. —
Doch, edler König, glaube mir,
Viel übler wahrlich stünd' es dir,
Dein königliches Wort zu brechen!
Du gabst mir eben das Versprechen,
Mir jede Bitte zu gewähren:
So halte, Herr, dein Wort in Ehren! —
Der König sprach: Du mahnst in Treun.
So nimm sie, dich an ihr zu freun!
Magst frei mit ihr von dannen ziehn. —
Er dankte freudig auf den Knien,
Gieng hin und nahm sie an der Hand
Und räumte hastig Burg und Land.
Sie eilten auf den alten Wegen
Zum Berg hinaus, der Welt entgegen.

So kam als unbekannter Mann
Der Herr vor seiner Hauptstadt an.
Neugierig macht er Halt am Thor.
Ein niedres Hüttlein stand davor;
Ein armer Bettler hauste drin.
Zu ihm führt er die Königin;
In seiner Herberg eng und klein
Kehrt er als armer Spielmann ein.
Er frägt ihn plaudernd mancherlei,
Und wer des Landes Herrscher sei.
Der Mann begann, auf seine Fragen
Ihm alles treulich anzusagen:
Wie einst die Königin verschwand,
Hinweggeführt von Geisterhand;

Wie drauf der Herr ins Elend gieng,
Von dem man niemals Kund' empfieng,
Und wie der Truchseß zehen Jahr
Seitdem des Landes Hüter war.

Am Mittag zog der König aus
Und ließ die Frau im kleinen Haus.
In Fetzen hieng das Kleid um ihn,
Wie's ihm sein armer Wirt geliehn;
Die Harfe trug er umgehangen;
So kam er durch die Stadt gegangen.
Ihn blickten Graf und Edelmann,
Die Fraun und Bürger staunend an.
Seht, welch ein Mann! so riefen sie,
Sein Bart hängt nieder bis zum Knie.
Vor Haar sieht man sein Antlitz kaum,
Und hager ist er wie ein Baum. —
So durch die Gassen wandert er;
Der Truchseß kam des Wegs daher.
Den gieng er an mit lautem Schrei:
Herr Truchseß, steht mir gnädig bei!
Helft einem armen Harfenmann,
Der aus der Heidenschaft entrann! —
Da sprach der Truchseß: Komm mit mir!
Was mein ist, Mann, teil' ich mit dir.
Zu Ehren meines armen Herrn
Bewirt' ich jeden Harfner gern. —

Der Truchseß saß im Königssaal
Mit manchem edlen Herrn beim Mahl.
Da waren guter Harfner viel,
Trompete, Trommel, Geigenspiel;
Zusammenklang's mit mächtgem Schalle.
Auch Orfeo saß in der Halle

Und lauſchte, bis der Schwall zerrann.
Dann hub er ſelbſt zu harfen an
Und ſchlug den allerhellſten Klang,
Der je zu Menſchenohren drang.
Mit Freuden horchte Groß und Klein;
Der Truchſeß ſah betroffen drein,
Gerührt von altvertrautem Tone:
Ei, Spielmann, ſag, daß Gott dir's lohne!
Die Harfe klingt mir ſo bekannt;
Wie kam ſie, ſprich, in deine Hand? —
Die fand ich in der Ferne weit,
In wilder Waldeseinſamkeit.
Sie lag bei einem toten Mann,
Den Wölfe fraßen tief im Tann.
Zehn Jahre, dünkt mich, ſind es her. —
Der Truchſeß rief und weinte ſehr:
Weh mir! Nie werd' ich wieder froh!
Das war mein König Orfeo!
O weh dem Tag, der mich geboren,
Daß ich ſo lieben Herrn verloren!
Wie war ſo karg ihm Glück und Frieden
Und ach, ſolch ſchnöder Tod beſchieden! —
Zu Boden warf er ſich im Schmerz.
Man ſprang ihm bei: Herr, faßt ein Herz!
Der Tod hört nicht auf unſer Klagen.
So läuft die Welt: man muß es tragen. —

Doch Orfeo erſah daran,
Sein Truchſeß ſei ein treuer Mann,
Erprobt in jeglichem Geſchick.
Da ſtand er auf mit heitrem Blick
Und ſprach zu dem Getreuen ſo:
Wär' ich dein König Orfeo

Und hätt' in ferner Wälder Mitten
Viel Not und Herzeleid erlitten
Und hätte dann im Spielmannskleid
Mein Weib aus Elbenmacht befreit
Und her vor meine Stadt gebracht
Und mit ihr Herberg diese Nacht
In eines Bettlers Haus genommen
Und wäre nun hieher gekommen
So arm und fahl, wie ich es bin,
Dir zu versuchen Herz und Sinn
Und fände dich in solchen Treun,
So solltest du das nicht bereun:
Du solltest traun nach meinen Tagen
In diesem Reiche Krone tragen! —

Da ward es allen Hörern klar,
Daß er ihr Herr und König war.
Der Truchseß, erst vor Freude stumm,
Sprang auf und stieß die Tafel um
Und warf sich seinem Herrn zu Füßen,
Und alle knieten, ihn zu grüßen.
Sie riefen wie aus einem Munde:
Ihr seid's, gepriesen sei die Stunde! —
Dienstfertig, wie's dem Herrn gebührt,
Ward er sogleich ins Bad geführt.
Ihm wurden Haar und Bart gepflegt
Und Königskleider angelegt.
Dann aber holten Groß und Klein
Im Zug die Herrin festlich ein.
Hei, wie es da im Ueberschwang
Des Jubels ringsum sang und klang!
Die beiden kehren heil zurück,
Und alles weint vor Freud' und Glück.

Man führte ſie zum Königsſaal
Und krönte ſie zum andern Mal.
Nach ihrem Tode ward die Krone
Dem Truchſeß, dem Getreun, zum Lohne.

Die Märe gieng von Mund zu Mund
Und ward bretonſchen Harfnern kund.
So kam's, daß dieſes Lied entſtand;
Das iſt nach Orfeo genannt.
Man kennt es in der Sänger Kreiſe:
Gut iſt das Wort und ſüß die Weiſe.

Solch Los ward Orfeo zuteil.
Gott ſpend' uns allen Troſt und Heil!

Lanval

von

Marie de France.

Was uns ein andres Lied erzählt,
Hab' ich für meinen Reim erwählt.
Nach einem ſchönen Königsſohne,
Nach Lanval nennt es der Bretone.

Zu Carduel [1]) im Königsſchloß
Hielt Artur Hof mit reichem Troß.
Er lag im Kampfe mit den Rotten
Der wilden Pikten und der Schotten [2]),
Die Englands Boden hart beſchwerten
Und rings mit Raub und Brand verheerten.
Auf einen Pfingſtentag geſchah's,
Daß Artur dort zu Hofe ſaß,
Mit reicher Hand zu lohnen
Den Grafen und Baronen
Aus jenem weltberühmten Bunde
Der Ritter von der Tafelrunde.
Er gab den Helden Frau und Lehn;
Ein einzger nur ward überſehn:
Herr Lanval war's, den er vergeſſen,
Und auch kein andrer mahnt ihn deſſen.
Der kam von königlichen Herrn;
Doch lag ſein Erbland allzu fern.

Er hatte, mit dem Hof zu leben,
All seine Habe ausgegeben.
Von Artur ward ihm nichts beschert,
Und selber hat er nichts begehrt.
So kam der Held zu trübem Sinn;
In Nöten dacht' er her und hin.
Ihr Herren, stoßt euch nicht daran!
Es war ein ratlos fremder Mann.
Weh, wenn ihr fern der Heimaterde
Nicht wißt, woher euch Hilfe werde!

Lanval saß eines Tags zu Roß
Und ritt zur Kurzweil aus dem Schloß.
Fern aus der Stadt lenkt er den Lauf
Und ritt an einem Strom hinauf,
Der reißend über Wiesen floß.
Dort stieg er ab; dem scheuen Roß
Löst er den Gurt und läßt es grasen;
Es wälzt sich auf dem grünen Rasen.
Er selber legt sich in die Kühle
Und rollt den Mantel sich zum Pfühle.
Er sinnt verdrossnen Angesichts;
Was er auch sieht, es freut ihn nichts.
So liegt er lang in Sorgen wach
Und schaut des Stromes Wellen nach.

Da kamen ihm zwei Fräulein nah,
Wie sie kein Auge schöner sah.
Ein dunkel purpurnes Gewand
Hielt ihre Lenden knapp umspannt.
Es trug die ältre von den zwein
Ein goldnes Becken reich und fein;
Die andre Maid, ein blühend Kind,
Die trug ein Handtuch weiß und lind.

Sie giengen grad dem Orte zu,
Da Lanval pflag der Mittagsruh,
Und er, der wohlgezogne Degen,
Sprang auf und gieng den Fraun entgegen.
Sie grüßten ihn mit holdem Mund
Und thaten ihre Botschaft kund:
Die Schönste über Land und Meer,
Die uns gebietet, schickt uns her,
Sir Lanval, Euch zum Frommen:
Wollt Ihr nicht mit uns kommen?
Nehmt uns als sicheres Geleit!
Seht dort ihr Zelt! Es ist nicht weit. —
Schnell ward Herr Lanval ihr Genoß;
Nicht länger dacht' er an sein Roß,
Das vor ihm grast im grünen Feld.
Sie kamen bald zum Lustgezelt;
Das war so herrlich, daß gewiß
Die Königin Semiramis,
Wär' sie auch von noch größrem Wesen,
Noch reicher, mächtiger gewesen,
Selbst Kaiser Octavian der Hehre
Zu arm, um es zu kaufen wäre [3]).
Hoch oben saß ein goldner Aar,
Ein Bildwerk köstlich wunderbar.
Weit schien das Zelt durch das Gelände;
Goldseile spannten seine Wände,
Geknüpft an goldne Haken,
Die rings im Rasen staken.
Und eine Jungfrau lag darin;
Vor deren Schönheit schwindet hin
Der Lilie Glanz, der Rose Glühen,
Die jung in Sommertagen blühen.

Des Bettes Tücher glänzten reich,
An Wert wohl einem Schloſſe gleich,
Darauf im Hemd die Schöne lag
Und leichthin ſich am heißen Tag
Mit Hermelin und Purpur deckte,
Der halb nur all den Reiz verſteckte.
Ihr Antlitz, ihre junge Bruſt
Erblinkten zart wie Weißdornbluſt.

Zum Zelte trat der edle Mann;
Die ſchöne Maid rief ihn heran.
Zu ihr ans Bette ſetzt er ſich.
Sie ſprach: Mein ſüßer Freund, um dich
Komm' ich aus weiten Landen her;
Nur dich zu ſchaun, iſt mein Begehr,
Und biſt du ritterlich und brav,
So ſoll nicht Kaiſer, Fürſt noch Graf
Mehr Freuden ſchaun in dieſem Leben;
Denn ich bin ganz dir hingegeben. —

Er hört's, von ihrer Schönheit trunken:
Ihm fällt ins Herz der Minne Funken;
Das flammt in ſeliger Begier.
Mit holden Blicken ſagt er ihr:
Und ſeid Ihr, Schöne, ſo geſonnen,
Und ſchenkt mein Glück mir ſolche Wonnen,
Daß Ihr mich wollt zum Liebſten wählen, —
Was Ihr geruht mir zu befehlen,
Vollbring' ich, wie es Liebe ſoll,
Ob es nun klug ſei oder toll!
Ich dien' Euch ganz mit Herz und Hand;
Um Euch verlaß ich Leut' und Land.
Es bleibt mein einzger Wunſch auf Erden,
Nie mehr von Euch getrennt zu werden. —

Da ſo die Maid ihn reden hört,
Die liebend ganz ihm angehört,
Giebt ſie ihm Seel' und Leib in Pflege.
Nun lachen ihm des Glückes Wege.
Sie leiht ihm eine Wundergabe, —
Nicht braucht er ferner andre Habe, —
Daß alles, was er wünſchen mag,
Vor ihm erſcheine Nacht und Tag,
Daß ihm das Gold wächſt in den Händen,
Je mehr er deſſen mag verſchwenden.
Ich mahn' dich, Freund, ſo ſprach ſie dann,
Ich bitt' dich und befehl' dir an:
Hehl unſre Liebe ſtill und ſtumm!
Denn hör und merke wohl, warum?
Auf immer haſt du mich verloren,
Komm' ich mit dir in Menſchenohren;
Du würdeſt niemehr mein genießen,
Mich niemehr in die Arme ſchließen. —

Da gab er eifrig das Verſprechen,
Nie das Geheimnis ihr zu brechen.
Er kam der Holden zärtlich nah;
Gar ſüße Herberg ward ihm da,
Und es begann zu nachten,
Eh ſie ans Aufſtehn dachten.
Doch er wär' länger noch geblieben,
Hätt' ihn ſein Lieb nicht fortgetrieben:
Auf, ſüßer Freund, wir müſſen eilen!
Du darfſt nicht länger hier verweilen.
Geh du hinweg! Ich bleibe hier.
Doch hör zuvor noch dies von mir:
Wann es auch ſei, verlangſt du mein,
So wird kein Ort auf Erden ſein,

Wo ich nicht alsbald dir erscheine
Und dir in Minne mich vereine.
Kein Mensch hört meiner Stimme Laut,
Und nur von dir werd' ich erschaut. —
Er küßt ihr freudig Mund und Hand.
Dann bringt man ihm ein neu Gewand;
Die Botinnen, die Fräulein beide,
Umhüllen ihn mit Samt und Seide, —
Und sieh, da mochte wohl auf Erden
Kein schönrer Held gefunden werden,
So adlich und so fein wie er.
Die Mägdlein trugen Wasser her,
Das Tuch zum Trocknen, und sodann
Bot man ein Mahl den beiden an.
Er saß am Tisch mit heitern Mienen,
Ließ mit der Liebsten sich bedienen.
Doch süß und lieblich däucht' ihn gar,
Was ihre Zwischenspeise war:
Mit Mund an Mund zu liegen
Und Leib an Leib zu schmiegen.

Als nun die Mahlzeit war vorbei,
Da führten sie sein Roß herbei,
Zum Ritt gesattelt und gezäumt.
Es ward an ihm kein Dienst versäumt.
Drauf nahm er Abschied, sprang zu Roß
Und ritt zurück ins Königsschloß.
Oft blickt er staunend hinter sich,
Indem's wie Zweifel ihn beschlich.
Was ihm geschehn, er faßt es kaum:
War all das wirklich? War's ein Traum?

Zur Herberg ritt er ein und fand
Die Mannen all im Festgewand.

Von nun an gieng's in Saus und Braus;
Er hielt ein prächtig großes Haus,
Ob's ihn gleich selber Wunder nahm,
Woher ihm all der Reichtum kam.
Es weilt kein Ritter in der Stadt,
Der Hilf' und Obdach nötig hat,
Den Lanval nicht zu sich entbeut,
Mit edler Gastlichkeit erfreut.
Lanval schenkt Gaben reich und groß;
Lanval kauft die Gefangnen los;
Lanval reicht Kleider den Jongleren;
Lanval hält Hof in Pracht und Ehren.
Hei, wie sein Herz in Freuden lacht!
Sei es bei Tag, sei es bei Nacht,
Stets kann er schaun sein Lieb im stillen,
Und alles geht nach seinem Willen [4]).

Im selben Jahr begab sich's dann,
Bald nach dem Fest von Sankt Johann,
Daß dreißig Ritter hochgeboren
Zur Kurzweil zogen aus den Thoren
Nach einem schattgen Garten hin
Nah bei dem Turm der Königin.
Darunter war der Held Gawain
Mit seinem schönen Freund Iwein.
Da sprach Gawain der kampfgewandte,
Den jeder liebte, der ihn kannte:
Bei Gott, ihr Herren, hört mich recht!
Wir handelten an Lanval schlecht,
Der doch so höfisch mild und gut,
Ein edler Held von Königsblut,
Daß, als wir aus dem Schlosse kamen,
Wir ihn nicht mit zum Spiele nahmen. —

Da zogen sie vor Lanvals Haus
Und führten ihn mit sich hinaus.

Im schöngewölbten Fenster lag
Die Herrin diesen Nachmittag;
Drei Frauen saßen ihr zur Seite.
Sie sahn, wie in der Herrn Geleite
Lanval vorbei zum Garten gieng.
Der stolzen Fürstin Auge hieng
An seiner blühenden Gestalt,
Und einer Frau befahl sie bald,
Die schönsten Mägdlein zu besenden,
Die sich an ihrem Hofe fänden,
Daß sie mit der Gebieterin
Lustwandelten zum Garten hin.
Wohl mehr als dreißig ließ sie rufen
Und stieg hinab des Turmes Stufen.
Rasch giengen die erfreuten Degen
Den königlichen Fraun entgegen
Und führten zierlich und gewandt
Die Schönen plaudernd an der Hand [5]).

Lanval gieng abseits durch den Garten,
Allein in sehnendem Erwarten.
Ihn drängt's, die Liebste zu umfangen,
An ihrer schönen Brust zu hangen,
Und traun, wer solches Glück begehrt,
Was dünkt ihn sonst begehrenswert? —
Doch nun, da sie ihn einsam sah,
Trat ihm die Herrin freundlich nah;
Sie setzt sich zu dem schönen Mann
Und sagt ihm all ihr Sehnen an:
Lanval, ich hab Euch stets geehrt;
Ihr seid mir lieb und innig wert;

Mein ganzes Herz ist Euer:
Sagt mir, bin ich Euch teuer?
Ich will Euch meine Minne weihn;
In Lieb und Huld erfreut Euch mein! —
Er sprach: Laßt mich in Ehr' und Pflicht!
Nach Eurer Minne dürst' ich nicht.
Ich bin des Königs treuer Mann
Und werd' es bleiben auch fortan.
Traun, nicht um Euch und Eure Minne
Kommt jemals mir Verrat zu Sinne. —
Da zürnt die Frau von Herzensgrund,
Und üble Worte sprach ihr Mund:
Lanval, man hat mir oft gesagt,
Daß Minnesold Euch nicht behagt.
Nicht Frauenlieb ist Euer Streben:
Schmachvoller Lust seid Ihr ergeben.
Ha, Feigling, niedrig und misraten,
Mit Euch ist Artur schlecht beraten!
Daß er Euch nicht vom Hof verbannt,
Das büßt er in der Hölle Brand [6]). —

Wie Lanvals Herz dies Wort durchsticht,
Da säumt er mit der Antwort nicht
Und redet zornig unbedacht,
Was ihn in großes Leid gebracht:
Frau, sinnt auf andre Rüge!
Ich lache dieser Lüge!
Mein ist das schönste Weib der Welt,
In treuer Liebe mir gesellt!
Und wißt, die letzte Zofe
An meiner Freundin Hofe,
Die allerärmste Dienerin
Gilt mehr als Ihr, Frau Königin,

An Huld und Jugendblüte,
An Zucht und Herzensgüte! —
Aufstand die stolze Königin
Und gieng hinweg mit grimmem Sinn.
Zu schmerzlich war ihr diese Schmach.
Sie sucht mit Weinen ihr Gemach
Und legt sich herzenskrank zu Bette:
Niemehr verlaß ich diese Stätte,
Giebt mir der König für mein Leid
Nicht völlige Gerechtigkeit. —

Froh kehrt vom Jagen aus dem Tann
Der König heim mit Roß und Mann
Und geht zum Zimmer seiner Dame.
Die ruft ihn an in bittrem Grame,
Fällt nieder, fleht um seine Gnaden:
Lanval hat mich mit Schimpf beladen,
Der meiner Minne heut begehrte,
Und als ich ihm das Wort verwehrte,
Da schalt er und verhöhnt' er mich,
Und einer Freundin rühmt' er sich,
Die sei samt allen, die ihr dienen,
So herrlich an Gestalt und Mienen,
Daß mich noch ihre letzte Magd
An Zucht und Schönheit überragt. —
Das ward dem König grimm und leid;
Er schwur mit einem hohen Eid:
Kann er nicht Rechenschaft mir geben,
So geht es wahrlich ihm ans Leben! —

Er eilte weg; der Ritter drei
Rief draußen er sofort herbei
Und sandte sie nach Lanval aus.
Der saß in seinem leeren Haus

Und hatte jammernd bald erkannt,
Daß ſich ſein Glück von ihm gewandt.
Er hatte ſeinen Schwur gebrochen
Und das Geheimnis ausgeſprochen.
Verzweifelnd ſaß er nun allein
In ſeinem öden Kämmerlein
Und rief des holden Namens Klang;
Er rief ihr laut; er rief ihr lang.
Er ſeufzt und jammert wieder
Und ſinkt in Ohnmacht nieder.
Vergieb mir! fleht er fort und fort,
O ſag mir nur ein einzig Wort! —
Er ſchilt verwünſchend Mund und Herz;
Faſt legt er Hand an ſich im Schmerz.
Nicht enden will er mehr zu klagen
Und jammernd ſeine Bruſt zu ſchlagen:
Nur ſoviel Gnade hab für mich,
Ein einzig mal noch zeige dich! —
Weh, wie doch wird's dem Armen gehn,
Wann er ſoll Artur Rede ſtehn?
Schon kommen, die der Herr geſandt:
Lanval, Ihr folgt uns unverwandt!
Artur der König ſchickt uns her;
Die Königin verklagt Euch ſchwer. —
Der Ritter folgte dem Gebot;
Am liebſten litt' er gleich den Tod,
Und als er vor den König kam,
Da ſtand er ſtumm vor Sorg und Gram,
Von großem Schmerz ein rührend Bild.

Doch Artur rief ergrimmt und wild:
Vaſall, Ihr ſchwatzet unbeſonnen
Und habt ein ſchlimmes Spiel begonnen,

Daß Ihr mit Schimpf mein Haupt beſchwert,
Den Ruf der Königin entehrt.
Ihr prahlt in rechter Thorheit gar:
Sehr ſtolz iſt Euer Lieb fürwahr,
Wenn ihre ärmſte Dienerin
Mehr wert iſt als die Königin. —
Der edle Held verteidigt ſich,
Verwahrt ſich hoch und feierlich,
Daß er des Herren Haupt entehrt
Und nach der Königin begehrt.
Doch ohne Hehl ſagt er ſofort,
Was er geſprochen Wort für Wort.
Die Liebe, der er ſich vermeſſen,
Die hat ihn, ach, nun ſelbſt vergeſſen.
Die Sache mag der Hof erwägen;
Er ſieht dem Spruche ſtumm entgegen.

Noch ſtand der Herr in Zornesflammen.
Er rief das ganze Haus zuſammen,
Sie ſollten ihren Rat ihm ſpenden,
Nach Recht die Sache zu vollenden.
Des Hofes Mannen allzumal,
Sie thaten, wie der Herr befahl,
Und ſagten ſich: Wir ſind mit nichten
Befugt, in dieſem Fall zu richten. —
Als recht und gut erſchien es allen,
Daß die Geſamtheit der Vaſallen
Zu einem Rechtstag man beſende,
Der Held mit Bürgen ſich verpfände,
Den Herren ſich zu ſtellen,
Daß ſie das Urteil fällen.
Sie giengen hin und ſagten frei
Dem König, was ihr Antrag ſei.

Wo sind die Bürgen? fragte der,
Und Lanval sah besorgt umher:
Er war verlassen und allein.
Da stellt zum Bürgen sich Gawain
Und nach ihm seiner Freunde Schar.
Der König sprach: Reicht Pfänder dar!
Ein jeder setzt für sich, was ihr
An Lehn und Land empfiengt von mir. —
Damit war die Beratung aus,
Und Lanval kehrte frei nach Haus.
Die Ritter gaben ihm Geleite
Und schritten tröstend ihm zur Seite.
Der Kraft gemahnten sie sein Herz,
Verwünschten seinen Liebesschmerz,
Und jeden Tag sah man sie gehn
Um nach des Ritters Thun zu sehn,
Ob er auch esse, ob er trinke
Und nicht in Schwermut ganz versinke.

Am festgesetzten Tage war
Versammelt der Barone Schar,
Der König und die Königin;
Die Bürgen führten Lanval hin.
Wie manchen Mitleid da beschlich!
Und hundert waren's sicherlich,
Die setzten alles willig ein,
Um vom Gericht ihn zu befrein:
Man zeiht ihn fälschlich schwerer Schuld.
Doch Artur brennt vor Ungeduld
Und drängt sie, über sein Verbrechen
Nach Klag' und Antwort Recht zu sprechen.
Sie giengen zögernd zum Gericht:
Was war zu thun nach Ehr' und Pflicht

Dem freien Mann aus fremdem Land,
Um den es so besorglich stand?
Die einen wollten ihn verderben,
Des Königs Gunst sich zu erwerben.
Doch Cornwalls Fürst rief laut vor allen:
Wir richten niemand zu Gefallen!
Das Recht späht nicht nach Gunst und Dank;
Es schreitet gradaus ohne Wank.
Ihr edlen Herrn, hier schuldigt an
Der König seinen Lehensmann,
Daß er geschworner Treu vergaß,
Weil er zu rühmen sich vermaß
Sein eignes Lieb in solcher Art,
Daß unsre Herrin zornig ward.
Der König zeugt für sich allein;
Die Klage würde kraftlos sein.
Doch er ist Herr; des Herrn Begehren
Soll der Vasall nach Würden ehren.
Drum wollen wir in Lanval dringen,
Sein Lieb zum Zeugnis beizubringen.
Ist sie so schön, wie er gesagt,
So ist er fälschlich angeklagt
Und soll der Herrin Huld genießen:
Die Wahrheit darf sie nicht verdrießen.
Doch schafft er den Beweis uns nicht,
So scheid' er aus der Lehenspflicht
Und bleib' dem Hof und unsrem Herrn
Von nun an als Verbannter fern. —
Zum Ritter schickten sie sofort
Und baten ihn mit mildem Wort,
Nach seiner Dame hinzusenden,
Damit sie kämʼ, ihm Schutz zu spenden.

Er aber ſprach: Wie kann ich das,
Da mein auf immer ſie vergaß? —
Die Nachricht brachte man den Herrn,
Daß Lanval jede Hoffnung fern.
Doch Artur drängt: Des Rechtes Gang
Wird ſeiner Königin zu lang.

Als ſie zum Urteil wollten ſchreiten,
Da ſahen ſie zwei Fräulein reiten.
Auf Zeltern ſaß das holde Paar;
So nahten ſie der Ritter Schar.
Um ihre ſchönen weißen Glieder
Floß leichte Purpurſeide nieder,
Und jedes Auge ſah ſie gern.
Gawain mit andern edlen Herrn
Gieng hin, wo Lanval traurig ſtand,
Wies nach den Fräulein mit der Hand:
Nun freut Euch, Lanval! Sagt uns frei,
Iſt Eure Dame nicht dabei? —
Er ſchüttelt trüb das Haupt und ſpricht:
Ich kenne dieſe Fräulein nicht! —
Die Schönen ritten ſanften Schritts
Zum Saal hinein vor Arturs Sitz;
Sie ſchwangen ſich vom Roſſe dort
Und nahmen anmutsvoll das Wort:
Der Gott, der Nacht und Tag gemacht,
Nehm' Arturs Haus in treue Wacht!
Herr König, laß uns Zimmer geben,
Geſchmückt mit köſtlichen Geweben!
Denn unſre Herrin folgt uns nach;
Sie hofft bei dir auf gut Gemach. —
Artur gewährt es ihnen gern;
Er ruft zwei ritterlichen Herrn,

Die Fraun zum Schlosse zu geleiten
Und alles würdig zu bereiten.
Dem Hof jedoch läßt er befehlen,
Nicht länger hin und her zu wählen;
Ihm schaff' es Aerger und Verdruß;
Er dringe streng nun auf Beschluß. —
Vergebt, Herr, daß wir Rücksicht nahmen,
Als diese beiden Fräulein kamen,
So sprachen sie, wir hielten ein.
Bald soll der Rat beendet sein. —
Aufs neue setzten sie sich nieder;
Die Stimmen lärmten hin und wider.

Da kam, indessen sie noch stritten,
Ein andres Damenpaar geritten.
Hispanische Mäuler trugen sacht
Die holden Fraun in Schmuck und Pracht.
Man sah die Mäntel glänzend wallen,
Und freudig blickten die Vasallen.
Nun, sagten sie mit heitern Mienen,
Nun ist Herrn Lanvals Heil erschienen! —
Gawain lief hin mit schnellem Schritt,
Und seine Freunde giengen mit:
Nun freut Euch, Lanval, trüber Mann!
Um Gottes Liebe sagt uns an:
Es kommen andre Fraun geritten
In reicher Zier und hold von Sitten.
Da muß wohl Eure Liebste sein! —
Doch Lanval sprach ein kurzes Nein:
Die beiden Fräulein sah ich nie,
Noch kenn' ich sie, noch lieb' ich sie. —
Als sie dem König nahe kamen,
Da stiegen ab die beiden Damen,

Und viele Stimmen prieſen laut
Der Züge Reiz, den Schmelz der Haut.
Fürwahr, ſie überſtrahlten weit
Die Königin an Lieblichkeit.
Die ältre brach das Schweigen
Und ſprach mit artgem Neigen:
Herr König, weiſ' uns Zimmer an,
Drin unſre Herrin wohnen kann!
Sie kommt heran, um dich zu ſchauen. —
Man gab Geleit auch dieſen Frauen;
Sie ließen ihre Tiere ſtehn,
Um gleichfalls nach dem Schloß zu gehn.
Doch als ſich Artur ſah befreit,
Da rief er: Nun iſt's hohe Zeit,
Daß die Barone ſich entſcheiden!
Nicht längern Unmut will ich leiden! —
Dem Aufſchub zürnt mit grimmem Sinn
Die ungeduldge Königin.

Doch eh' man die Beratung ſchloß,
Kam eine Jungfrau hoch zu Roß
Und nahte des Palaſtes Thoren:
So ſchön wird keine mehr geboren.
Auf einem weißen Zelter ritt
Die holde Frau in ſanftem Schritt.
Sein Hals und Kopf war glatt und zier;
Auf Erden lebt kein ſtolzres Tier.
Von prächtgem Schmucke glänzt das Pferd;
Kein König zahlte deſſen Wert,
Wollt' er nicht all ſein Gut verſchwenden
Und Leut' und Land dazu verpfänden.
Ein weißes Hemde weich und fein
Hüllt ſchmiegſam ihre Glieder ein,

Geſchnürt zur Linken und zur Rechten,
Und wo die Neſteln ſich verflechten,
Scheint blank die zarte Haut hervor. 7)
Sanft wölbt die Hüfte ſich empor;
Ihr weißer Nacken überſchimmert
Den Schnee, der friſch auf Zweigen flimmert.
Ihr Antlitz blinkt; ihr Kinn iſt rund,
Das Auge ſchillernd, ſüß der Mund,
Die Braue braun, die Stirne klar
Und weichgewellt ihr blondes Haar;
Goldfäden glühn und leuchten nicht
Wie dies Gelock im Sonnenlicht.
Im Wind um ihre Schultern wallten
Des Mantels dunkle Purpurfalten.
Den Sperber hielt ſie hoch im Reiten;
Ein Windſpiel lief dem Roß zur Seiten.
Ein Edelknecht ritt hinterdrein
Mit einem Horn von Elfenbein.

So nahte ſtrahlend ſie heran.
Die Bürger liefen, Kind und Mann;
Die Gaſſen wurden enge
Vom ſtaunenden Gedränge,
Und wer ſie ſchaute, dem erglühte
Ein Wunſch der Sehnſucht im Gemüte.
Und wieder gieng der Freunde Hauf
Zu Canval hin in ſchnellem Lauf;
Die thaten ihm mit frohem Mund
Das Nahn der ſchönen Dame kund:
Herr Bruder, auf! Nun ſollt Ihr ſchaun
Ein Frauenbild nicht fahl noch braun!
Es iſt die lichteſte Geſtalt,
Die ſchönſte, die auf Erden wallt! —

Da beugt ſich Lanval ſeufzend vor
Und richtet hoch das Haupt empor.
Ihm ſteigt das Blut ins Angeſicht,
Und mit der Antwort ſäumt er nicht:
Ja, das iſt ſie, die mich geliebt!
Und wenn ihr Herz mir nicht vergiebt,
So macht ein End' und laßt mich ſterben!
Nur ſie erlöſt mich vom Verderben. —

Die Dame ritt in den Palaſt;
Der barg noch nie ſo holden Gaſt.
Mit Staunen blickten die Barone.
Sie ſtieg vom Roß vor Arturs Throne;
Den Mantel ließ ſie niederwehn,
Und allen ſichtbar blieb ſie ſtehn.
Artur, der Herr voll Courtoiſie,
Stand vor ihr auf und grüßte ſie;
Die andern all mit lichten Mienen
Erhoben ſich, um ihr zu dienen.
Sie ſtanden wundernd in der Runde;
Ihr Lob erſcholl aus jedem Munde.
Als aller Blick ſich ſatt geweidet,
Da ſprach ſie: Nun, ihr Herrn, entſcheidet!
Dem Manne, den ihr richten ſollt,
Dem war ich einſt in Treuen hold.
Ich ſeh bedrängt ihn vor euch ſtehn;
Doch ſoll ihm traun kein Leid geſchehn.
Denn falſch iſt, was die Herrin ſagt;
Er iſt mit Unrecht angeklagt.
Nach ihr ſtand niemals ſein Begehren,
Und wollt ihr mich in Wahrheit ehren,
So ſei nicht peinlich ihm bezahlt,
Daß er mit meiner Huld geprahlt. —

Der Herr sprach, daß er dem sich eine,
Was den Baronen recht erscheine,
Und nun war keiner in der Schar,
Der ihn nicht freisprach ganz und gar.

Da wandte sie sich, wegzureiten,
Mit Flehn bestürmt von allen Seiten.
Vergebens lud sie Artur ein;
Ihr folgten dienend groß und klein.
Es ragte bei der Halle Thor
Ein dunkler Marmorstein hervor;
Da stiegen vor dem Schlosse
Die schwerern Herrn zu Rosse [8]).
Lanval stand auf dem Marmortritt,
Und als die Frau vorüberritt,
Da schwang er rasch sich hinter ihr
Im vollen Sprung aufs edle Tier.

Mit seinem Lieb ritt er davon —
Man sagte mir — nach Avalon.
Nach einer Insel reichbeglückt
Ward unser junger Held entrückt.
Mehr konnt' ich nicht von ihm erfragen
Und weiß euch weitres nicht zu sagen.

Iwonek

von

Marie de France.

Da ich nun im Erzählen bin,
Bleib' ich dabei auch fürderhin.
Was ich von Abenteuern weiß,
Drauf wend' ich meiner Reime Fleiß.
So lockt es mich in meinem Sinne,
Daß ich von Iwonek beginne,
Wer ihn erzeugt, wer ihn gebar,
Was seiner Eltern Schicksal war.

Es saß dereinst im Land der Briten
Ein alter Herr mit grimmen Sitten.
Zu Caerwent stand sein festes Schloß,
Woran ein Strom vorüberfloß.
Damit er bei so reichem Erbe
Nicht einsam ohne Kinder sterbe,
Nahm er im Alter noch ein Weib
Von hoher Art und schönem Leib.
Wie manch ein Herz für sie entbrann!
Nun gab man sie dem alten Mann.
Und er, da sie so lieblich blühte,
Sann ängstlich drauf, wie man sie hüte.
In einen Turm schloß er sie ein,
In eine Kammer ganz von Stein,

Und ſeine Schweſter grau von Haaren,
Die Witwe war ſeit langen Jahren,
Die hieß er wachſam ihrer walten,
Um ſie bei ſtrenger Zucht zu halten.
Noch waren Fraun zum Dienſt beſtellt;
Doch ward ihr keine zugeſellt.
Selbſt jedes Plaudern war verbannt,
Das nicht die Alte zugeſtand.

Das war durch ſieben Jahr ihr Los;
Die Frau blieb einſam kinderlos.
Nie ließ man aus dem Turm ſie gehn
Und ihre Lieben wiederſehn.
Gieng ſie zu Bett mit ihrem Herrn,
Blieb Kämmerling und Diener fern;
Kein Mann durft' ſich ins Zimmer wagen,
Die Kerzen ihr voranzutragen.
Die Frau verſeufzt in tiefem Leid,
In ſtillen Thränen ihre Zeit,
Indes verabſäumt, unbeachtet
Die Schönheit ihres Leibs verſchmachtet.
Sie ſieht und wünſcht in ihrer Not
Kein andres Heil als ſchnellen Tod.

Einſt im April, da hell im Wald
Der Vöglein neues Lied erſchallt,
Erhebt ſich, wie der Morgen tagt,
Ihr Herr und rüſtet ſich zur Jagd.
Er ruft der Alten: Komm hervor
Und ſchließe hinter mir das Thor! —
Die drehte flink den Schlüſſel um
Und nahm dann ihr Pſalterium,
Gieng in die Stube nebenan,
Wo ſie ihr Frühgebet begann.

Die junge Frau sieht sich allein;
Durchs Fenster lacht der Sonne Schein.
Da hebt sie schluchzend an zu klagen
Und jammernd sich die Brust zu schlagen:
Weh mir! Zum Leid bin ich geboren!
Mir ist ein hart Geschick erkoren.
In diesen Turm schließt man mich ein;
Draus wird mich nur der Tod befrein.
Was hält er mich in solchem Bann,
Der alte eifersüchtge Mann?
Er ist ein Thor von Sinn und Thaten!
Denn immer glaubt er sich verraten.
Nie durft' ich mehr zum Münster kommen;
Nie hab' ich Gottesdienst vernommen.
Wenn er nur Menschen mir vergönnte,
Daß ich mich ihrer freuen könnte!
Gern zeigt' ich mich ihm hold und lieb:
So fühl' ich dessen keinen Trieb.
O meine Sippe sei verdammt
Und all die andern insgesamt,
Die mir den Ehbund aufgequält
Und diesem Wütrich mich vermählt!
An hartem Strange muß ich ziehn;
Denn keinen Tod giebt es für ihn.
Beim Taufen ward er eingetaucht
Im Pfuhl, der aus der Hölle raucht.
Ihm sind die Sehnen fest und gut,
Die Adern voll von Lebensblut.
Ach, oftmals aus vergangnen Tagen
Hört' ich von Abenteuern sagen,
Daß manches Herz in diesem Land
Einst heitern Trost im Kummer fand.

Da durften Helden holde Fraun,
Die Fraun den Liebſten heimlich ſchaun.
Kein Tadler ward ihr Glück gewahr;
Für andre blieb es unſichtbar.
Ach, kann es ſolch ein Wunder geben,
So laſſ' es Gott auch mich erleben! —

Kaum daß ſie dieſe Worte ſprach,
So fiel ein Schatten ins Gemach,
Und ſieh, ein Habicht kam geflogen
Herein zum engen Fenſterbogen,
Sechsjährig, groß und ſtark vor allen;
Wurfbänder trug er an den Krallen.
Er ließ ſich vor der Dame nieder,
Und bald entwand ſich dem Gefieder
Ein ſchöner ritterlicher Mann.
Die Frau ſtarrt ihn erſchrocken an;
Ihr Herz erbebt; wie ſinnberaubt
Verhüllt im Kleide ſie das Haupt.
Der Fremdling aber grüßte ſie
Und ſprach zu ihr voll Courtoiſie:
Entſetz dich nicht ob meiner Fahrt!
Der Habicht iſt von edler Art.
Bleibt dir das Wunder auch verborgen,
Faß dir ein Herz, verſcheuch die Sorgen
Und ſchenke deine Liebe mir!
Denn wiſſe, darum bin ich hier.
Wie lange ſchon hat mit Verlangen
Mein ſehnend Herz an dir gehangen!
Kein liebres Weib lebt mir auf Erden,
Und keine ſoll mir lieber werden.
Doch dir zu nahn war mir verwehrt,
Bevor du ſelber mein begehrt.

Nun darf ich's; denn du brachſt den Bann:
So nimm mich denn zum Liebſten an! —

Da ſie ſo holde Worte hört,
Entweicht der Schreck, der ſie verſtört.
Sie faßt ſich kühn, enthüllt ihr Haupt
Und ſpricht: Wenn Ihr an Chriſtum glaubt,
Will ich Euch gerne bei mir ſehn.
Sonſt aber kann es nicht geſchehn. —
Er ſteht ſo herrlich vor ihr da,
Ein Mann, wie ſie noch keinen ſah
Und keinen ſehen wird auf Erden,
So ſchön von Antlitz und Gebärden.
Du redeſt recht, begann der Held,
Ich wollt' um keinen Preis der Welt,
Daß du im Herzen meinetwegen
Den kleinſten Argwohn ſollteſt hegen.
Ich glaub' an Gott, der uns befreit
Aus unſrer großen Traurigkeit,
Darein uns Adam unbedacht
Mit bittrem Apfelbiß gebracht.
Er iſt und war und wird hinfort
Der Sünder Leben, Licht und Hort.
Doch daß kein Zweifel übrig ſei,
So ruf mir den Kaplan herbei!
Sag ihm, du liegſt in Leibesqual,
Und bitt ihn um das Abendmahl,
Das Gott geſtiftet hat auf Erden,
Damit die Sünder ſelig werden.
Ich nehme die Geſtalt von dir;
Dann ſpendet er die Hoſtie mir.
Den Glauben ſag' ich auf als Chriſt,
Damit du meiner ſicher biſt [1]). —

Sie ſprach, ſie habe nichts dawider.
Er legt ins Bett ſich zu ihr nieder,
Doch ohne ihrem Leib zu nahn
Und ſie mit Küſſen zu umfahn.
Indeſſen kommt die Alte ſacht
Und ſieht die Herrin aufgewacht,
Ruft, es ſei Zeit, ſich zu erheben,
Und will ihr die Gewande geben.
Da ſtöhnt die Frau: Ich lieg' in Schmerzen!
Mir iſt ſo todesweh im Herzen.
Macht, daß man nach dem Prieſter ſende!
Ich fürcht', es geht mit mir zu Ende. —
Die Alte ſprach: Das müßt Ihr tragen;
Denn unſer Herr iſt aus zu jagen,
Und niemand darf in dieſe Kammer, —
Die Frau in Angſt und ſchwerem Jammer
Sinkt rückwärts wie beſinnungslos.
Die Alte ſieht's; ihr Schreck iſt groß.
Sie läuft, erſchließt die Thür behende
Und ruft, daß man zum Prieſter ſende.
Der eilt und trägt, ſo ſchnell er kann,
Das Corpus Domini heran.
Das nahm für ſie der Ritter ein
Und trank des Kelches heilgen Wein.
Hernach gieng der Kaplan hinaus;
Das alte Weib verſchloß das Haus.

Nun lagen beide heimlich traut;
Nie ward ein ſchönres Paar geſchaut.
Als ſie des Plauderns wurden ſatt,
Des Lachens und des Spielens matt,
Reicht er zum Abſchied ihr die Hand:
Nun fahr' ich in mein Heimatland! —

Sie bat ihn hold bei seiner Ehre,
Daß er noch oftmals wiederkehre.
Zu jeder Stunde, sprach der Held,
Ich komme, wann es dir gefällt.
Du aber sorge früh und spät,
Daß niemand unser Thun erspäht!
Nimm vor der Alten dich in acht!
Denn sie wird lauern Tag und Nacht.
Entdeckt sie unsern Liebesbund,
Wird alles deinem Gatten kund.
Doch wisse, wenn ihr das gelingt,
Daß es den sichern Tod mir bringt. —

Der Ritter ließ in großem Glück
Die eingeschlossne Frau zurück.
Sie springt vom Bett am nächsten Morgen,
Gesund und frisch und frei von Sorgen,
Pflegt emsig Angesicht und Glieder,
Und ihre Schönheit kehrt ihr wieder.
Nun dünkt's ihr sanfter, hier zu leben,
Als draußen Freuden nachzustreben,
Da, wann sie's wünscht, ihr Held erscheint,
Mit dem sie selig sich vereint.
Sobald ihr Zwingherr sie verläßt,
Tagt ihr ein heimlich Liebesfest.
Wie wonnig nun ihr Leben fließt!
Gott gebe, daß sie's lang genießt! —

Durch ihres Herzens Heiterkeit
Verwandelt sich in kurzer Zeit
Ihr ganzes Aussehn und Gebaren.
Der Greis jedoch war vielerfahren
Und nahm gar bald im stillen wahr,
Daß sie nicht mehr wie früher war.

Voll Mißtraun ſieht er's; ihm erwacht
Auf ſeine Schweſter ein Verdacht:
Steh Rede mir! Mich wundert ſehr,
Was geht mein Weib geputzt einher?
Was das bedeute, möcht' ich fragen. —
Sie ſprach: Ich weiß es nicht zu ſagen.
Es kann ihr keine Seele nahn;
Sie ſieht nicht Liebſten noch Galan.
Sie bleibt jetzt öfter nur allein,
Als ſie es früher mochte ſein.
Das merk' ich; doch begreif' ich's nicht. —
Wohlan, ſprach er, ſo ſchaff uns Licht!
Sobald ich mich erhob am Morgen,
Sollſt du die Thüren wohl verſorgen.
Thu dann vor ihr, ſiehſt du ſie wach,
Als giengeſt du aus dem Gemach.
Sie bleibt allein in ihrem Bette;
Du aber an geheimer Stätte
Schauſt zu, woher es kommen mag,
Daß ſie ſo froh iſt Nacht und Tag. —
Als der Verrat beſprochen war,
Ach weh dem treuen Liebespaar!
Verſchworen hatte ſich die Tücke,
Wie man umgarnend ſie berücke.

Es machte ſich drei Tag' darnach
Der Herr zur Fahrt bereit und ſprach:
Ich muß zum König, deſſen Brief
Heut an den Hof mich eilends rief.
Doch nicht zu lange bleib' ich aus. —
Er gieng hinweg und ſchloß das Haus,
Indes vom Bett die Alte ſich
Leis hinter einen Vorhang ſchlich,

Von wo sie alles überſah,
Was in dem Schlafgemach geſchah.
Nicht lange, daß die Dame wachte,
Voll Sehnſucht des Geliebten dachte,
Da flog auch ſchon durchs Fenſterlein
Ihr ſchöner Freund zu ihr herein,
Und große Luſt war unter ihnen
An Worten und an holden Mienen,
Bis drauf die Zeit der Trennung kam
Und er enteilend Abſchied nahm.
Das Weib hat alles wohl geſehn,
Sein Kommen, Weilen und ſein Gehn,
Und fürchterlich bedeucht ſie's gar,
Daß er bald Menſch, bald Zabicht war.
Sie meldet's ungeſäumt dem Alten,
Der in der Nähe ſich gehalten.
Ergrimmt vernahm er's, und ſofort
Sann er auf hinterliſtgen Mord.
Daß er des Gaſtes habe Frieden,
Ließ er vier ſtarke Spieße ſchmieden
Von blankem Stahl mit ſcharfen Spitzen,
Mit Schneiden, die wie Meſſer blitzen.
Die rammt er heimlich ins Geſtein
An jenem engen Fenſter ein,
Durch das den Weg der Ritter nahm,
Wenn er zur Frau geflogen kam.
Ach, daß ihn niemand warnen kann,
Welch Leid der Unhold ihm erſann!

Vor Sonnenaufgang in der Nacht
War ſchon der Greis im Groll erwacht;
Er wolle jagen, gab er vor.
Die Alte öffnet ihm das Thor,

Geht aber dann zu Bette wieder
Und legt sich bis zum Morgen nieder.
Nun hofft die Frau, sich sein zu freuen,
An dem sie hängt in rechten Treuen:
Käm' jetzt mein Lieb zu mir herein,
Könnt' er nach Muße bei mir sein! —
Und kaum daß sie den Wunsch gethan,
Hört sie auch schon den Liebsten nahn.
Durchs Fenster kam er eingefahren,
In dem die scharfen Spieße waren,
Von denen einer ihn durchstach,
Daß ihm das Blut vom Herzen brach.
Er fühlt, das war ein Todesstoß;
Er reißt sich von den Stacheln los
Und sinkt aufs Bette wund zum Sterben,
Daß sich die Linnen blutig färben.
Sie sieht entsetzt und halb von Sinnen
Das Blut aus seinen Wunden rinnen.
Er sprach: Mein Lieb, nun ist's erfüllt,
Was ich weissagend dir enthüllt.
Ich muß um deine Minne sterben:
Dein Lachen ward uns zum Verderben. —
Da fiel in Ohnmacht sie vor Leid
Und lag wie leblos lange Zeit.
Er mühte sich, ihr Trost zu spenden:
Kein Klagen kann mein Schicksal wenden.
Laß ab! Uns wird ein Kind erblühn,
Ein junger Degen stark und kühn;
Der wird dich allem Leid entreißen,
Und Iwonek sollst du ihn heißen.
Er rächt einst unser beider Not,
Und unsrem Feind bringt er den Tod.

Nicht länger darf ich hier verweilen.
Das Blut fließt rasch: ich muß enteilen. —

Er flieht im Schmerz mit stummem Gruß;
Sie folgt ihm schreiend auf dem Fuß.
Durchs Fenster flog er fort; sie lief
Und sprang hinab zehn Ellen tief.
Sie war im dünnen Hemde nur;
So folgte sie des Blutes Spur,
Das tropfend aus des Ritters Wunde
Bei seinem Fluge fiel zu Grunde.
Bald kam sie an des Berges Hang;
Sie stand vor einem Felsengang,
Wo Nacht und Graus den Eintritt wehrte;
Durch diesen gieng die blutge Fährte,
Und vorwärts drang sie ohne Bangen.
Sie schritt, von Finsternis umfangen,
Bis tastend sie den Ausgang fand.
Da lag vor ihr ein schönes Land,
Und mitten durch die Blumenau
Zog sich ein Streif von blutgem Tau.
Sie folgte diesem Schmerzenspfad,
Bis einer Burgstadt sie genaht.
Ringmauern liefen um die Feste;
Die Türme, Häuser und Paläste
Mit prachterfüllten Fensterreihn
Erglühten weiß im Silberschein.
Von Wällen war die Burg umgeben,
Von Forsten und beschilften Gräben.
Die andre Seite rings umschloß
Ein Strom, der um den Hauptturm floß;
Drauf glitten Schiffe hin und her,
Dreihundert Segel oder mehr.

Eröffnet ſtand das untre Thor;
Die Frau trat ein und ſtieg empor
Der Blutſpur folgend ohne Ruh
Der Burg und dem Palaſte zu.
Die Stadt lag öde und verlaſſen;
Kein Menſch berief ſie auf den Gaſſen.
Sie trat ins Schloß mit ſchwerem Mut;
Die breite Treppe troff von Blut.
Durch eine Kammer ſchritt ſie hin;
Ein Unbekannter ſchlief darin.
Sie gieng hindurch in flüchtgem Lauf;
Ein zweites Zimmer that ſich auf,
Wo ſie nichts als ein Bette traf;
Da lag ein andrer Mann im Schlaf.
So drang ſie vor ins dritte Zimmer,
Und ſieh, da lag im Kerzenſchimmer
Auf prächtgen Decken blutgetränkt
Der Mann, dem ſie ihr Herz geſchenkt.

Das Bettgeſtell iſt golden ganz;
Wer ſchildert euch der Leuchter Glanz,
Drauf Nacht und Tag die Kerzen brennen?
Traun, ihren Wert kann niemand nennen.
Sobald ſie auf der Schwelle ſtand,
Ward ſie von ihrem Freund erkannt.
Sie tritt ihm nah mit ſchwanken Knien
Und ſinkt in Ohnmacht über ihn.
Er fängt ſie auf, neigt ſich zu ihr
Und ruft im Jammer: Wehe mir! —
Doch wie ſie ſich erwachend regt,
Spricht er ihr Troſt ein tiefbewegt:
Hör mich! Hier frommt uns kein Beſinnen.
Um Gott, Geliebte, geh von hinnen!

Ich sterbe noch am frühen Tage;
Dann hebt sich Jammer hier und Klage,
Und trifft man dich, mußt du mit Qualen
Dem Lande meinen Tod bezahlen;
Denn bald wird es dem Volk bekannt,
Daß ich ihn deinetwillen fand.
Geh, häuf nicht Angst zu meiner Pein! —
Nein, rief sie da verzweifelnd, nein!
Viel besser, daß ich mit dir sterbe,
Als daß mein Gatte mich verderbe!
Er ist zum Tod auf mich erbost. —
Jedoch auch hiefür wußt' er Trost:
Nimm diesen Ring! Bewahr ihn gut!
Er schützt dich vor des Alten Wut.
Dem werden Grimm und Haß vergehn;
Denn alles, was vordem geschehn,
Vergißt er durch des Ringes Kraft;
Auch hält er nimmer dich in Haft.
Nun, Liebste, nimm noch dieses Schwert!
Das halte mir vor allem wert!
Denn keinem andern soll's gebühren
Als unsrem Sohn; der wird es führen.
Ist er zur Mannheit aufgeblüht,
Von Kraft und Heldenmut durchglüht,
Dann zieht ihr einst aus eurer Feste
Zu einem heilgen Kirchenfeste,
Und auch dein Alter ist dabei.
In einer stattlichen Abtei
Seht ihr ein Grabmal aufgerichtet,
Das euch von meinem Tod berichtet.
Dann gieb das Schwert in seine Hand
Und mach die Wahrheit ihm bekannt,

Woher er ſtammt, aus welchem Blut:
Dann wirſt du ſehen, was er thut. —
Da ſie faſt ohne Hülle war,
Bot er ein Prachtgewand ihr dar
Und hieß ſie raſch ſich damit kleiden,
Und dann befahl er ihr zu ſcheiden.
Sie trug, was ihr zum Troſt beſchert,
Das Ringlein und das gute Schwert.
Doch war ſie von der Stadt des Herrn
Noch keine halbe Meile fern,
So hörte ſie die Glocken ſchallen,
Die Burg von Klagen widerhallen:
Im Herzen ward's ihr offenbar,
Daß nun ihr Freund verſchieden war.
Da fiel mit jammernder Gebärde
Sie oft beſinnungslos zur Erde.
Doch raffte ſie ſich matt empor,
Drang wieder ein ins Felſenthor,
Hindurch ſich taſtend mit der Hand,
Und kehrte heimwärts in ihr Land.
Zu ihrem Turm ſtieg ſie hinan
Und kam zurück zu ihrem Mann;
Der ließ ſie friedlich weiter leben:
Vergeſſen war, was ſich begeben.
Er ſprach zu ihr kein ſcheltend Wort,
Und unbewacht blieb ſie hinfort.

Ein Sohn war ihrer Liebe Frucht;
Der wuchs empor in guter Zucht,
Mit Namen Iwonek; im Reich
Kam ihm kein andrer Junghерr gleich.
Schön war er, kühn im Kampfgefilde
Und von verſchwenderiſcher Milde.

Als er zum Manne war gediehn,
Ward ihm der Ritterſchlag verliehn.
Nun hört, was ſich nach kurzen Tagen
Im ſelben Jahr noch zugetragen!

Das Feſt Sankt Aarons ward mit Prangen
In Carlion der Stadt begangen [2])
Und vielen andern Städten auch.
Da traf beim Herrn nach altem Brauch
Die Ladung ein, zum Feſt zu wallen
Samt ſeinen Freunden und Vaſallen.
Er fuhr im Schmuck gen Carlion
Mit ſeinem Weib und ihrem Sohn.
So ritten ſie von Ort zu Ort
Auf unbekannten Straßen fort.
Ein Knabe gieng an ihrer Seite,
Daß er den rechten Weg ſie leite.
Sie kamen auf ein Schloß zur Nacht;
Auf Erden gleicht ihm keins an Pracht.
Ein ſchönes Münſter war darin
Mit Kloſterherrn von heilgem Sinn.
Dort brachte ſie der Burſch zu Gaſt;
Sie fanden gute Pfleg' und Raſt.
Es lud der Abt ſie zu ſich ein,
Bewirtet ſie mit Speiſ' und Wein.
Am Morgen wachten ſie bei Zeiten,
Um nach der Meſſe fortzureiten.
Dem wehrt der Abt mit gütgem Wort:
Wozu die Haſt? Ihr dürft nicht fort!
Schaut euch doch erſt im Kloſter um,
Beſeht mein Refectorium,
Kommt ins Kapitel, ins Dorment
Und ſagt, ob ihr ein ſchönres kennt! —

Und da so lieblich hier zu leben,
So konnten sie nicht widerstreben.

Der Abt gieng nach dem Mahl mit ihnen
Hinunter zu den Offizinen.
Sie kamen zum Kapitelsaal;
Da ragt ein hohes Totenmal,
Von seidnem Prachtgeweb umwallt
Mit goldnen Borten mannigfalt,
Und zwanzig Leuchter stehn im Kranz;
Die glühn im reinsten Goldesglanz,
Daß niemand ihren Wert ermißt.
Rauchfässer ganz aus Amethyst
Durchwürzen Tag und Nacht die Luft
An dieser wunderhehren Gruft.
Die Gäste wollten Kunde haben
Von dem, der hier so stolz begraben,
Und fragten drum die Klosterleute,
Was solcher Trauerpomp bedeute,
Und alle weinten in der Runde
Und sagten weinend ihre Kunde:
Hier liegt ein hochberühmter Held,
Der stärkste, beste dieser Welt.
So schön, so allgeliebt wie er
Lebt traun auf Erden keiner mehr.
Er war der König hier im Land
Von edlem Sinn und milder Hand.
Einst zu Caerwent kam er in Not
Und fand um eine Frau den Tod.
Verwaist steht noch der Königsthron;
Denn er befahl uns seinen Sohn,
Den ihm die fremde Frau gebar.
Sein harren wir manch langes Jahr. —

Die Frau vernahm's, schrie auf im Schreck
Und wandte sich zu Iwonek:
Mein liebes Kind, hast du's vernommen?
Wir sind durch Gott hiehergekommen.
Es ist dein Vater, der hier ruht;
Er starb durch dieses Alten Wut.
Nimm hier dies Schwert von guter Art!
Das hab' ich lang dir aufbewahrt. —
Doch als sie alles treu verkündet,
Wie sie dem Ritter sich verbündet
Und wie er kam und wie er schied
Und wie der Alte ihn verriet,
Sinkt sie aufs Grab in ihrem Leid:
Ihr Mund verstummt auf alle Zeit.
Da Iwonek sie sterben sah,
Sprang er dem Alten zürnend nah
Und hieb ihm einen Schwertesschwang,
Daß ihm der Kopf vom Rumpfe sprang,
Und rächte so mit einem Streich
Der beiden Eltern Tod zugleich.

Doch diese wundersame Kunde
Durchflog die Stadt von Mund zu Munde.
Sie brachten einen prächtgen Sarg,
Drin man der Herrin Leiche barg,
Und senkten sie beim Liebsten ein:
Gott wolle beiden gnädig sein!
Dann hob man ihren kühnen Sohn
Als König auf des Landes Thron.

Treu dem Bericht, den wir erfahren,
Singt noch das Volk in spätern Jahren
Ein traurig Lied von diesen zwein,
Von Liebesnot und Todespein.

Guíngamor.

Vom Lied, das Guingamor genannt,
Mach' ich den Inhalt euch bekannt.
Glaubt nicht, daß ich ein Märchen dichte!
Denn wahr iſt, was ich euch berichte.

Ein König war in fernen Jahren —
Den Namen hab' ich nicht erfahren —
Der hielt mit ritterlicher Hand
Die Herrſchaft im Bretonenland.
Ihm lebt' ein Neffe, Guingamor;
Der that vor allen ſich hervor.
Der König hatt' ihn herzlich lieb,
Und da er ohne Kinder blieb,
Gedacht' er, ihm nach ſeinem Sterben
Des Landes Krone zu vererben.
Der Junghherr war von Lieb' umgeben,
Klug im Verſprechen, mild im Geben.
Die Ritter, Knappen und die Knechte
Ehrt jeden er nach ſeinem Rechte.
Durch Hochſinn, Schönheit und Verſtand
Ward er berühmt im ganzen Land.

Einſt ritt der König noch vor Tag
Zum Waidwerk aus in Wald und Hag.

Der Neffe konnte just nicht jagen,
Da ihm die Ader war geschlagen.
Darum mit einigen Baronen
Blieb er zu Hause, sich zu schonen.
Man ließ ihn bis zum Morgen träumen;
Dann wandelnd in des Schlosses Räumen
Ward er gewahr des Seneschals.
Er schlang den Arm ihm um den Hals;
Sie giengen plaudernd, sich zu setzen,
Um sich am Schachspiel zu ergetzen.
Da kam des Königs schöne Frau,
Ein hohes Weib von schlankem Bau.
Sie wollte zur Kapelle gehn;
Doch wie verzaubert blieb sie stehn
Und blickte lang den jungen Mann,
Den schönen Spieler, staunend an.
Sie steht auf des Gemaches Schwelle
Und rührt sich nicht von ihrer Stelle:
So herrlich von Gestalt und Mienen
War ihr noch nie ein Mann erschienen.
Er saß dem Fenster zugekehrt,
Von einem Sonnenstrahl verklärt,
Der auf sein Antlitz sich ergoß,
Sein Haupt mit Goldlicht überfloß.
Zu lange weilt die Königin;
Ihr wandeln sich Gedank' und Sinn.
Sie fühlt's, ihr ganzes Herz entbrann
In Liebe zu dem schönen Mann.
Ans Beten denkt sie nimmer;
Sie geht zurück ins Zimmer
Und ruft ein Mägdlein: Geh sofort
Zu jenem Herrn am Fenster dort,

Zu Guingamor, des Königs Neffen,
Er komme her, mich hier zu treffen! —

Das Mägdlein läuft zum Ritter hin,
Sagt ihm den Gruß der Königin,
Er möge kommen, sie zu sprechen.
Er eilt, das Schachspiel abzubrechen,
Und folgt dem Kind zur Kemenat,
Wo ihm die Frau entgegentrat,
Ihn holden Blicks willkommen hieß
Und sich zur Seite sitzen ließ.
Ihn wundert dieses gütge Wesen:
Wozu hat sie mich auserlesen?
So huldreich war sie nie zuvor. —
Da sprach die Herrin: Guingamor,
Ihr seid so weise, fein und kühn,
Und Eure Heldenehren blühn.
Euch winkt ein herrlich Abenteuer;
Denn hohe Minne wartet Euer,
Und Eurem Lieb ist keine gleich.
Nicht Weib noch Maid im Königreich
Darf sich in ihren Glanz erheben;
Euch aber ist sie ganz ergeben:
Ihr dürft sie keck umfassen. —
Der Jungherr sprach gelassen:
Wie sollt' ich eine Dame lieben,
Die mir bis heute fremd geblieben?
Kein Wort von ihr vernahm ich je
Und dürfte nicht nach Liebesweh. —
Drauf sprach die hohe Herrin: Nun,
Ihr sollt nicht allzu spröde thun.
Mich dürft Ihr lieben, sollt' ich denken,
Und kein Versagen wird Euch kränken.

Ich lieb' Euch inniglich fürwahr
Und will Euch lieben immerdar! —

Der junge Ritter saß und sann,
Und vorbedächtig hub er an:
Ich weiß, für meiner Fürstin Huld
Trägt stets mein Herz des Dankes Schuld,
Und Euren Ehren dien' ich gern:
Ihr seid die Gattin meines Herrn! —
Da glüht ihr schönes Angesicht:
Von solcher Liebe red' ich nicht!
Denn ich bin dein von Seel' und Leib
Und lieb' dich als ein liebend Weib.
Bin ich nicht hold? Und schön bist du!
Und neigst du dich mir freundlich zu,
Welch selig Leben lacht uns dann! —
Sie zieht ihn sanft zu sich heran
Und küßt ihn auf die Wangen.
Doch als er schreckbefangen
Solch heißen Liebeswunsch vernahm,
Sprang er vom Sitze rot vor Scham
Und gieng aus dem Gemach in Hast.
Sie hielt am Mantel ihn gefaßt;
Er rang sich los; da brach das Band:
Der Mantel blieb in ihrer Hand.
Fort eilt er mit verstörtem Sinn
Und setzt zum Schach sich wieder hin,
Wo er in sich versunken saß,
Daß er des Mantels ganz vergaß [1]).

Die Herrin stand in Seelenqual;
Sie dacht' in Angst an den Gemahl.
Sie hatte, was ihr Herz erfüllt,
Dem Jüngling allzu rasch enthüllt:

Weh, wird er nun nicht alles ſagen
Und bei dem Oheim ſie verklagen? —
Sie rief aus ihrer Mägdlein Schar
Eins, das ihr ganz ergeben war;
Die nahte leis und hängte ſtumm
Dem Ritter ſeinen Mantel um.
Er merkt es nicht in tiefem Sinnen,
Und ungeſehn ſchleicht ſie von hinnen.

In Sorgen und in Unbehagen
Vergieng der Tag, bis ſpät vom Jagen
Der König kam und nun im Saal
Mit ſeinen Mannen ſaß beim Mahl.
Ihm war die Zeit in Luſt verfloſſen,
Und lang noch blieben die Genoſſen
Mit Lachen um den Herrn geſchart.
Sie rühmten ſich nach Waidmannsart,
Und jedem Schuß, ob gut, ob ſchlecht,
Ward im Geſpräch ſein Jägerrecht.
Nur Guingamor ſaß ſtill dabei;
Vom Lärm der luſtgen Kumpanei
Ward ſein Geſicht nur trüb und trüber.
Die Herrin blickt zu ihm hinüber
Und ſucht ein Trutzwort, das ihn kränke,
Ins Herz ihm einen Stachel ſenke,
Ihm und den andern allen.
Sie ſprach zu den Vaſallen:
Ihr Herrn, ihr lobt und rühmt euch ſehr
Mit mancher ſtaunenswürdgen Mär,
Und doch in eurer ganzen Schar
Iſt keiner ſo beherzt fürwahr,
Daß er in jenem Hage
Den weißen Eber jage,

Und gäb' man ihm dafür zum Sold
Auch tausend Mark von rotem Gold!
Wem dieser Eber wird zuteil,
Den krönt das höchste Waidmannsheil. —

Mit einmal war der Lärm gestillt;
Denn keinen lockt's nach diesem Wild.
Doch Guingamor erkannte bald,
Daß ihm die Stachelrede galt.
Der ganze Kreis der Degen
Saß schweigend und verlegen.
Da sprach der König: Liebe Frau,
Mich dünkt, Ihr wisset doch genau,
Wie's mit dem Eberforst bestellt.
Laßt Euch gesagt sein, mir mißfällt,
Ein Wort davon zu hören!
Laß' niemand sich bethören!
Denn keiner ist zurückgekommen,
Der dieses Wagnis unternommen.
Am Flusse dort ist's nicht geheuer;
Es ist das Land der Abenteurer.
Zehn Ritter hab' ich schon verloren,
Die besten, die mein Land geboren.
Sie jagten dort: von allen zehn
Hat man nicht einen mehr gesehn. —
Still blieb's, und er entließ sodann
Die Herrn des Hofes. Jedermann
Im Schloß sucht seine Lagerstätte,
Und auch der König geht zu Bette.

Doch Guingamor fand keine Rast,
Und schnell war sein Entschluß gefaßt.
Er eilte seinem Oheim nach,
Sank vor ihm auf ein Knie und sprach:

Herr, übet Eure milde Sitte
Und hört in Huld auf meine Bitte! —
Der König sprach zu ihm: Sag an,
Womit ich dich erfreuen kann!
Ich geb' dir, was mein eigen! —
Der Neffe dankt mit Neigen:
Ich zieh' hinaus, sobald es tagt,
In jenen Forst zur Eberjagd.
Drum wollt mir Euer Pferd auf morgen,
Den Bracken und den Spürhund borgen,
Dazu erfahrne Leute
Mit Eurer besten Meute! —
Erschrocken hört's der Herr und klagt,
Daß er voreilig zugesagt;
Erlaß mir das! Ich bitte dich.
In welche Wirrsal bringst du mich!
Willst du auf diesem Wunsch bestehn,
Werd' ich dich niemals wiedersehn. —
Herr Oheim, sprach der junge Held,
Ich laß es nicht um alle Welt!
Und sind Euch Euer gutes Pferd,
Die guten Rüden allzu wert,
Sie mir zu leihn, — ich muß mich fügen,
Mit meinen schlechtern mich begnügen. —
Da kam die Königin gegangen;
Sie hörte Guingamors Verlangen
Und stimmt in seine Bitten ein,
Von aller Angst sich zu befrein.
Sie ließ nicht ab für ihn zu werben:
Der sie verschmäht, er soll verderben!
Sie bat so lang mit Mund und Hand,
Bis ihm's der König zugestand.

Drauf ſchied mit Dank der junge Degen
Und gieng, zur Ruhe ſich zu legen.
Er ſchloß kein Aug' in dieſer Nacht,
Springt auf, ſobald der Tag erwacht,
Und rüſtet ſich geſchwinde
Mit ſeinem Waldgeſinde.
Man holt des Königs Hund und Roß;
Zwei Meuten führt der Jägertroß.
Der König kam, ihn zu geleiten;
Es drängten ſich von allen Seiten
Manch edler Herr, manch niedrer Mann
Gerührt zu Guingamor heran.
Die Klage ſcholl von Haus zu Haus;
So gieng der Zug zur Stadt hinaus.
In Scharen folgten holde Fraun,
Ihm unter Thränen nachzuſchaun.
Ins freie Feld zum nächſten Brühl
Geleitet ihn das Volksgewühl.
Dort hauſt im Buſch das wilde Schwein;
Die Schar der Jäger dringt hinein.
Man läßt den Leithund führen,
Den Eber aufzuſpüren.
Bald wittert ihn der kluge Hund
Und ſcheucht ihn auf im feuchten Grund.
Der Eber brach aus Buſch und Dorn,
Und Guingamor ſtieß hell ins Horn:
Nun drauf und dran, ihr Leute!
Entkoppelt eine Meute!
Die andre führet weiter fort
Und harrt am Saum des Waldes dort! —
Er jagt den Eber kreuz und quer
Im weiten Sumpfgefild umher;

Die Meute treibt ihn ohne Ruh
Mit Kläffen nach dem Forste zu.
Doch als die schnellen Rüden
In Lauf und Laut ermüden,
Läßt man die zweite Meute los;
Die schwindet bald im Waldesschoß,
Und Guingamor sprengt nun allein
Mit häufigem Hornruf hinterdrein.
Der Bracke, den der Ohm gewährt,
Liegt hinter ihm auf seinem Pferd [2]).
Der König und die andern alle
Stehn lang und lauschen seinem Schalle,
Bis das Gebell im tiefen Wald
Und fern des Jägers Horn verhallt.
Dann ziehn sie heim mit trübem Mut
Und geben ihn in Gottes Hut.

Der Eber schoß den Tann hinauf,
Und bald erlahmt der Meute Lauf.
Nun, Bracke, hilf! ruft Guingamor,
Löst ihm das Band und schickt ihn vor.
Befeuert durch des Hornes Ton
Rennt der und hat den Eber schon.
Der Ritter hört sein freudges Bellen
Und folgt dem braven Jagdgesellen.
Doch fern im Wald in kurzer Stund
Entschwinden Eber ihm und Hund.
Er lauscht: kein Bellen hört er mehr.
Im Dickicht irrt er lang umher:
Soll ihm der Hund verloren sein?
Er denkt des Ohms in Sorgenpein:
Sein Liebling ist das edle Tier!
Er sucht mit Schmerzen dort und hier.

Auf hohem Hügel macht er Halt,
Hinspähend über Schlucht und Wald.

Schön war der Tag und Sommerzeit;
Die Vöglein sangen weit und breit.
Doch sonst war in den Föhren
Kein andrer Laut zu hören.
Da horch! Von ferne frisch und hell
Naht sich des Bracken Jagdgebell.
Froh stimmt der Herr mit Blasen ein.
Durch einen lichten Buchenhain
Sieht er die Tiere beide
Hinrennen nach der Heide.
Er spornt sein Roß und sprengt dahin
Und denkt bei sich in stolzem Sinn,
Daß ihm die Jagd, wenn sie gelingt,
Auf immer Ruhm und Ehren bringt.
Drob freut er sich von Herzensgrund
Und setzt das Hifthorn an den Mund;
Das schmettert wunderhellen Klang.
Er stürmt hinab den Wiesenhang,
Schwimmt durch den Fluß, der nicht geheuer, —
Und dringt ins Land der Abenteuer.

Hin geht es durch ein Blumenfeld;
Schon hat der ungestüme Held
Sein Wild ereilt auf schnellem Roß.
Da blickt er auf und sieht ein Schloß,
Erbaut aus grünen Marmelsteinen,
Die fügsam ohne Kalk sich einen;
Der Wartturm, der das Thor bewacht,
Erstrahlt in blanker Silberpracht;
Die Pforten sind von Elfenbein
Mit goldgezierten Schnitzerein:

Die stehen gastlich offen.
Der Jäger hält betroffen.
Er kann der Lust nicht widerstehn,
Den Wunderbau sich zu besehn.
Sollt' er vorüberjagen?
Erst möcht' er doch erfragen
Den Herrn von all der Herrlichkeit;
Sein müdes Wild läuft nicht mehr weit.
Er sprengt hinein zum Schlosse
Und steigt im Hof vom Rosse:
Rings alles still! Er blickt umher:
Die ganze Burg ist öd' und leer.
Nur Goldlicht sieht er flimmern
Und die Gemächer schimmern
Von Steinen aus dem Paradies.
Kein Mensch, der ihn willkommen hieß.
Wie seltsam rätselhaft! Er wich
Enttäuscht, und dennoch freut er sich,
Von solchen Wunderdingen
Die Märe heimzubringen.

Er ritt in Hast zur Wiesenflur:
Von Schwein und Bracke keine Spur!
Da rief verzweifelt Guingamor:
Verraten bin ich blöder Thor!
Ich ließ mir, um ein Haus zu sehn,
All meiner Mühen Lohn entgehn!
Nie find' ich wieder Ehr' und Glück,
Noch kehr' ich in mein Land zurück! —
Zum Hochwald ritt er wieder;
Dort lauscht er auf und nieder,
Ob nicht des Bracken Ruf erschallt,
Und wirklich drüben, rechts im Wald,

Vernimmt er freudig ſein Gebell,
Stößt laut ins Horn und folgt ihm ſchnell
In ungeſtillter Jagdbegier
Und reizt mit Lob das treue Tier.

So geht es ohn' Ermatten
Fort durch des Waldes Schatten.
Doch draußen an der Heide Saum,
Da ſieht er einen Weidenbaum [3])
Mit langen grünen Zweigen
Zu einem Quell ſich neigen;
Der rieſelt hell durchs Blumenland;
Von Gold und Silber iſt der Sand.
Und dort, wie er ſich ſtaunend naht,
Sieht er die ſchönſte Maid im Bad.
Ein andres Mägdlein hold erblüht
War dienſtbereit um ſie bemüht,
Wuſch ihr die Glieder ſchlank und klar
Und ſtrählte ſanft ihr goldnes Haar.
Was je der Erde Lenz gemalt,
Roſen und Liljen überſtrahlt
Das junge hüllenloſe Weib.
Geblendet von dem lichten Leib
Hielt wie verzückt der haſtge Mann
Des flüchtgen Roſſes Zügel an.
Auf einem Baum lag ihr Gewand:
Mit raſchem Griffe war's entwandt.
Doch ſtolzen Blickes rief die Maid:
Herr Guingamor, laß mir mein Kleid!
Daß ſolch unritterlich Betragen
Nicht gute Helden von dir ſagen,
Du habeſt einer Maid im Wald
Ihr Kleid entriſſen mit Gewalt.

Nein, komm und folg mir ungescheut
Und sei mein lieber Gast für heut!
Komm und erheitre dein Gemüt!
Du hast dich fruchtlos abgemüht. —
Er reitet vor mit edlem Sinn
Und reicht ihr die Gewande hin.
Doch dankt er hold: Ich kann nicht weilen!
Ich muß sofort von hinnen eilen,
Da ich unachtsam wie zuvor
Mein Wild und meinen Hund verlor. —
Da sprach die Jungfrau: Teurer Held,
Und sucht darnach die ganze Welt,
Wird Zeit und Müh vergeudet sein,
Will ich nicht meine Hilfe leihn.
Bezähme diese blinde Gier!
Doch bleibst drei Tage du bei mir,
So sollst du, was dir heut entgangen,
Den Eber und den Hund empfangen,
Daß du sie heimbringst in dein Land.
Komm, ich gelob' dir's in die Hand! —
Da Ihr so gütig Euch erweist,
Gern bleib' ich, wenn Ihr das verheißt! —

Vom Rosse springt der frohe Mann.
Die Maid legt ihre Kleider an,
Und eilig führt die Dienerin
Ein prächtges Maultier vor sie hin
Und holt für sich am Saum der Heide
Den schönsten Zelter von der Weide.
Er naht der Maid voll Courtoisie,
Und in den Sattel hob er sie,
Sprang selbst zu Roß, führt' ihr den Zaum
Und sah sie an in trunknem Traum.

Sie war ſo ſchön, ſo ſchlank und zart,
Daß all ſein Sinn gefangen ward.
Der nie von Frauendienſt gewußt,
Nun ſchmolz das Herz ihm in der Bruſt.
Er ſprach von Lieb' und Liebesbund,
Und ſie bot lächelnd ihm den Mund.
Sie ritten ſacht in ſelgem Glühn
Umſchlungen durch der Heide Grün.

Das Mägdlein ſprengt voraus in Haſt
Nach jenem herrlichen Palaſt,
Den noch vor wenig Stunden
Der Held ſo öd' gefunden.
Der war in ſeiner goldnen Pracht
Zu lautem Leben nun erwacht.
Es zogen ſtolze Degen
Der Herrin ſchmuck entgegen.
Dreihundert ritten oder mehr
Im Seidenkleid von Golde ſchwer,
Und jeder führt im Reiten
Sein holdes Lieb zur Seiten.
Sie kamen, wie die Maid befohlen,
Der Herrin Liebſten einzuholen.
Manch ſchöner brauner Habicht ſtand
Gelehrig auf des Falkners Hand.
Doch drin im Schloß, im Prunkgemach,
Dort ſaßen edle Herrn beim Schach.
Der Gaſt erſtieg des Saales Stufen;
Da ſprangen auf mit Freudenrufen
All jene Ritter, die vor Jahren
Im Eberwald verſchollen waren.
Mit Gruß umdrängten ihn die zehn;
Er küßte ſie zum Wiederſehn.

Man pflegt und speist ihn diese Nacht
Mit großer Lust und großer Pracht.
Da schollen Harf' und Fiedelklang,
Der Junghertrn und der Mägdlein Sang.
Er saß entzückt: Welch wonnig Leben
Ist diesem edlen Kreis gegeben! —

Drei Tage blieb er hoch in Ehren;
Dann nahm er Abschied, heimzukehren:
Entlasset mich auf kurze Stund'!
Gebt mir den Eber und den Hund! —
Die Schöne sprach: Ich geb' sie dir.
Doch laß dir raten: bleib bei mir!
Dreihundert Jahre sind vergangen,
Seitdem wir dich bei uns empfangen.
Dein Ohm, der dir den Bracken gab,
Ihn und sein Volk deckt längst das Grab
Samt deinen Freunden und Verwandten.
Längst tot sind alle, die dich kannten;
Es lebt kein Mensch so alt und greis,
Der dir von ihnen Kunde weiß. —
Der Ritter sah sie zweifelnd an:
Du sprichst, was ich nicht glauben kann.
Drei Tage sind's, daß ich gejagt.
Doch find' ich wahr, was du gesagt,
So kehr' ich um zur selben Zeit. —
Noch eines höre! sprach die Maid,
Bist du durch jenen Fluß geschwommen
Und wieder in dein Land gekommen,
Sollst du nicht trinken und nicht essen!
Die Warnung darfst du nicht vergessen,
Willst du dich nicht mit Schaden
Und schwerem Weh beladen. —

Man zäumt sein Roß auf sein Begehr
Und führt am Seil den Bracken her.
Die Jäger legten Guingamor
Den großen weißen Eber vor,
Dem er das Haupt vom Rumpfe schnitt;
Das nahm er sich zum Zeichen mit.
Er sprang aufs Roß, zur Fahrt bereit.
Die Liebste gab ihm das Geleit
Zum Schifflein an des Ufers Rand.
Er fuhr hinüber, stieg ans Land;
Sie wünscht' ihm Heil und gieng von dannen.
Er irrte durchs Gestrüpp der Tannen,
Bis hoch die Mittagsonne stand,
Im Walde, der kein Ende fand.
Wie wild doch wuchert das Gehege!
Fremd war ihm alles, Weg und Steg.
Da schollen aus dem Dickicht weit
Axtschläge durch die Einsamkeit.
Ein Köhler war beim Stämmehaun,
Um seinen Meiler aufzubaun.
Der Ritter sprengt zu ihm heran,
Begrüßt erfreut den armen Mann
Und frägt nach seinem Ohm in Eile,
Auf welchem Schloß er eben weile.

Der Mann erstaunten Angesichts
Erwidert: Hievon weiß ich nichts.
Der König, Herr, nach dem Ihr fragt,
Man hat mir schon von ihm gesagt:
Er starb wohl vor dreihundert Jahren
Samt allen, welche mit ihm waren.
Die Burgen, die Ihr mir genannt,
Sie liegen wüst und ausgebrannt.

Von Alten, so die Vorzeit kennen,
Hört' ich auch seinen Neffen nennen,
Daß er zur Jagd geritten
In dieser Wälder Mitten,
Und daß er nimmer wiederkam. —
Da weint der Held in bittrem Gram
Um alle, die sein Herz verlor:
Vernimm, ich selbst bin Guingamor,
Von dem die Alten dir gesagt!
Ich ritt in diesen Wald zur Jagd,
Und davon bring' ich heute
Dies Eberhaupt als Beute. —
Er sagt ihm alles, was geschehn,
Läßt ihn das Haupt zum Zeichen sehn
Und spricht: Ich geb's in deine Hut.
Du nimm es und bewahr es gut!
Und bringst du's heim in deinen Ort,
Verkünde du mein Schicksal dort! —
Als es der Köhler dankend nahm,
Ritt er zurück, von wo er kam.

Spät ward's; die Sonne gieng zu Küste.
Der Ritter fühlt ein stark Gelüste
Nach Labung; denn ihn hungert sehr.
Er blickt verlangend um sich her:
Da stand ein wilder Apfelbaum;
Der trug die Last der Früchte kaum.
Bewältigt von des Hungers Not
Brach er sich drei trotz dem Verbot.
Doch als die Warnung er vergaß
Und gierig von den Aepfeln aß,
Da ward er plötzlich alt und krank,
Daß kraftlos er vom Rosse sank.

Lahm und gebrochen wie ein Greis
Liegt er im Moos und wimmert leis.
Noch war der arme Köhler nah;
Der lief, als er ihn fallen sah,
Und raunte mit erschrocknem Munde:
Er stirbt fürwahr noch diese Stunde! —
Da plötzlich sprengten durch den Tann
Zwei Fräulein reichgeschmückt heran.
Sie stiegen ab bei Guingamor
Und warfen ihm mit Klagen vor,
Daß er leichtsinnig und vermessen
Der Herrin Warnungsruf vergessen.
Die schönen Kinder huben dann
Und hielten den gebrochnen Mann
Auf seinem Roß mit sanfter Hand
Und ritten nach dem Wiesenland,
Wo still der Strom im Dunkel floß.
Sie luden ihn samt Hund und Roß
Ins Schiff beim Schein der Sterne
Und schwanden in der Ferne.

Vom Köhler ward noch in der Nacht
Dem König diese Mär gebracht.
Seht, schloß er, Herr, daß Ihr mir glaubt:
Hier ist des weißen Ebers Haupt! —
Die Mär der Nachwelt zu berichten,
Befahl der Fürst ein Lied zu dichten.
Bretonsche Harfner singen's vor:
Das ist das Lied von Guingamor.

Tydorel.

Von Tydorel will ich euch ſagen.
Was ihm geſchehn in alten Tagen,
Thut uns ein neues Lied bekannt.

Es war einſt im Bretonenland
Ein König, der nach Recht und Fug
Dort ſeiner Väter Krone trug.
Er hatte ſich in junger Zeit
Ein holdes Herzogskind gefreit.
Weil ſie von ſchönem, edlem Weſen,
Ward ſie von ihm zum Weib erleſen.
Er hielt ſie teuer ſtets und wert
Und ward von ihr in Treun verehrt.
Nie warf ihr Wandel einen Schatten
Von Eiferſucht ins Herz des Gatten.
Zehn Jahre lebt das Paar in Frieden;
Doch war kein Sprößling ihm beſchieden.

Im Sommer weilten Fürſt und Degen
Zu Nantes, des nahen Forſtes wegen,
Und eines Tages ritt von Haus
Der Herr zum edlen Waidwerk aus,
Und in dem Garten nach dem Mahl
Luſtwandeln gieng ſein hold Gemahl

Mit Mägdelein und Frauen,
Des Sommers Pracht zu schauen.
Sie labten sich am kühlen Hauch
Und schweiften frei durch Busch und Strauch,
Wo sie sich lachend bückten
Und frische Beeren pflückten.

Die Königin verlangt nach Ruh
Und kehrt sich einer Linde zu [1]),
Legt sich ins weiche Gras hinein
Und lehnt sich an ein Mägdelein.
Ward ihr das Haupt von Schlummer schwer,
Das Haupt des Kindes ward's noch mehr.
Die zwang der Schlaf mit solcher Macht,
Daß, als die Königin erwacht,
Das Mägdlein nicht zu wecken war.
Sie suchte nach der Frauen Schar;
Doch wundersam — auf weiter Flur
Fand sie von keiner eine Spur [2]),
Und siehe, durch des Gartens Mitte
Ein Ritter naht mit sachtem Schritte.
Es war der schönste Mann der Welt,
Ein hoher, königlicher Held.
Im Prachtkleid trat er ihr entgegen.
Sie stand betroffen und verlegen;
Dann aber dachte sie bei sich:
Es ist ein Fremder sicherlich;
Er will zum König, meinem Herrn,
Und weil der just vom Schlosse fern,
Hat er zu mir den Weg genommen. —
Sie hieß den schönen Gast willkommen.
Der faßte höflich und gewandt
Die Herrin bei der linken Hand;

Er dankte hold für den Empfang
Und sprach: Mich zieht ein heißer Drang
Nach Euch und Eurer Minne!
Nun fraget Eure Sinne
Und sagt, ob Ihr mich lieben könnt,
Daß Ihr mir solche Huld vergönnt,
Wie sie ein glühend Herz erträumt.
Nicht lange bitt' ich, wenn Ihr säumt.
Gebt mir Entscheidung kurz und klar!
Ich will Euch lieben treu und wahr,
Und könnt Ihr's nicht und sagt Ihr Nein,
So laß' ich eilends Euch allein.
Doch sollt Ihr dann auf Erden
Nie wieder fröhlich werden [3]). —

Sie blickt den Fremdling staunend an;
Schon steht ihr Herz in seinem Bann:
Ließ' ich Euch ziehn, mir würd' es leid.
Doch laßt mich wissen, wer Ihr seid!
Noch hab' ich nicht vernommen,
Von wannen Ihr gekommen. —
Er sprach: Gern thu' ich Euch genug
Und künd' Euch alles ohne Trug.
Kommt mit! Ihr sollt es selbst gewahren;
Denn anders könnt Ihr's nicht erfahren. —
Er führt bei diesem Worte
Sie aus des Gartens Pforte.
Sein Roß war draußen bald gefunden,
Das er an einen Baum gebunden.
Das edle Tier war blütenweiß,
Schön, wie ich keins auf Erden weiß.
Auch seine Rüstung lag bereit.
Er hüllte sich ins Eisenkleid,

Saß auf und hob die Königin
Mit ſtarken Armen vor ſich hin
Und ritt mit ihr den Wald entlang
An eines hohen Berges Hang.
Dort lag ein See im tiefen Grund;
Der war durch Wundermären kund [4]).
Am Ufer ſtieg er ab mit ihr
Und ſprach: Nun ſitzt und wartet hier! —
Er aber ſprang mit ſeinem Roß
Ins Waſſer, das ſich rauſchend ſchloß.
Die Herrin harrte regungslos:
Da taucht er aus dem finſtern Schoß
Und ſpricht: Ihr habt es nun geſehn.
Hier iſt mein Kommen und mein Gehn.
Doch weiter fraget mich kein Wort! —

Und wieder ritt er mit ihr fort
Zum Garten, wo er ſie gefunden,
Und hielt dort zärtlich ſie umwunden.
Beim Scheiden ſprach er: Unſrem Minnen
Soll ſelig mancher Tag verrinnen.
Doch wird ein Auge mich erſpähn,
Scheid' ich auf Nimmerwiederſehn.
Du gehſt mit einem edlen Sohne;
Er trägt einſt dieſes Reiches Krone.
Den ſollſt du heißen Tydorel!
Er wird ein Degen kühn und ſchnell,
Der ſchönſte Held in dieſem Leben.
Ihm ſoll kein Nachbar widerſtreben;
Denn mächtig kommt er über ſie.
Doch ſchlafen — ſchlafen wird er nie.
Drum ſorgt dafür, daß jede Nacht
Ein Mann zur Kurzweil bei ihm wacht! [5]) —

Er ſchied; da kamen aus den Aun
Die Mägdlein wieder und die Fraun,
Die ſich von ihr im Schatten
Weithin verloren hatten.
Doch ſie verſchloß im Herzensgrunde
Das Abenteuer dieſer Stunde.

Den Segen, der zu hoffen war,
Nahm bald der Fürſt mit Freuden wahr,
Darob auch ſeine Freund' und Mannen
Im Herzen frohen Mut gewannen;
Denn keiner wußte drum Beſcheid.
Der Sohn kam an zur rechten Zeit,
Und zarte Lieb' und Pflege
War raſtlos um ihn rege.
Der Knabe ward von Prieſtershand
Getauft und Tydorel genannt.
Doch ihn beſtaunten Weib und Mann:
Denn ohne Schlaf wuchs er heran.
Abwechſelnd blieben im Gemach
Auf Wunſch der Herrin Leute wach,
Die nächtlich mit dem Knaben ſpielten
Und ihn mit Märlein unterhielten.

Doch ſeinem ſchönen Vater war
Die Frau vereint noch manches Jahr.
Oft kehrt er aus dem See zurück,
Und in verſchwiegnem Liebesglück
Wird koſend Kuß um Kuß getauſcht,
Bis einſt ein Ritter ſie belauſcht.
Der lag von ſchweren Wunden matt
Arm und verlaſſen in der Stadt.
Sein wenig Geld war bald verzehrt,
Und da ihm niemand Troſt gewährt,

Rang er ſich auf in ſeinen Wehn,
Die hohe Herrin anzuflehn;
Denn ſie half voll Erbarmen
Den Kranken und den Armen,
Gab Gold und Silber, Roß und Kleid
Den Dürftigen zu jeder Zeit.
Er fand der Herrin Kammer offen,
Trat leis hinein und ſah betroffen,
Wie ſie der Herr vom See umfieng,
Der nun auf immer von ihr gieng.
Fort ſchleppte ſich der arme Gaſt,
Von jähem Todesſchmerz erfaßt.
Am andern Tag zur ſelben Stunde
Starb er daheim an ſeiner Wunde.

Nicht lang, nachdem ſich dies begeben,
Schied auch der König aus dem Leben.
Da bot man Tydorel die Krone.
Kein beſſrer Held ſaß auf dem Throne,
So tapfer im Gefilde,
Im Haus ſo gaſtlich milde.
Er brachte lange Friedenszeit:
Denn niemand wagte mit ihm Streit.
Er liegt den Mägdlein ſtill im Sinne;
Die Fraun verlangt nach ſeiner Minne;
Das Herz des Volkes ſchlägt ihm warm;
Die Fremden fürchten ſeinen Arm,
Und ſo beherrſcht er weitbekannt
Zehn Jahre der Bretonen Land.

Da ritt er einſt zu ſeinen Räten
Nach Nantes; von allen ſeinen Städten
War dies des Königs Lieblingsort:
Denn ſeine Mutter wohnte dort.

Und jedesmal, sobald er kam
Und seinen Sitz im Schlosse nahm,
Zog täglich man von Haus zu Haus
Der Reihe nach die Bürger aus,
Daß sie mit ihm die Nacht durchwachten
Und ihm mit Mären Kurzweil machten.
An einem Samstag nun geschah's,
Daß man ein Häuslein auserlas,
Drin eine Witwe manchen Tag
Von Alter krank zu Bette lag.
Dort dringen ein des Königs Leute
Am Abend nach dem Spätgeläute.
Sie sputen sich: es dunkelt schon.
Der Witfrau lebt ein einzger Sohn,
Der sie erhielt und ihr zulieb
Dienstfertig stets am Orte blieb.
Er hatte fleißig, vielbelobt
Als guter Goldschmied sich erprobt,
Und was ihm seine Kunst gewann,
Gab er als treuer Sohn daran,
Die alte Frau in Ehren
Zu pflegen und zu nähren.
Ihn kamen sie aufs Schloß zu holen:
Gesell, Ihr seid zum Herrn befohlen
Für diese Nacht. So kommet jetzt
Und denkt, womit Ihr ihn ergetzt! —
Er aber sprach: Erlaßt mir das!
Fremd sind mir Märlein, Schwank und Spaß;
Von Liedern weiß ich auch kein Wort
Und komme schlecht mit Reden fort. —
Da huben an im Zorneston
Des Königs Boten ihm zu drohn:

Wirſt du nicht willig mit uns gehn,
So wird es mit Gewalt geſchehn!
Du ſollſt an einen Ort verſchwinden,
Da wirſt du ſchlimme Herberg finden. —
Die Mutter ſprach in Schreck und Bangen:
Thu, lieber Sohn, was ſie verlangen! —
Laß mich! rief der bedrängte Mann,
Wenn ich kein Lied ihm ſingen kann,
So wirft er mich in Nacht und Graus
Und ſticht mir eins der Augen aus! —
Nein, Lieber, nimm mein Wort in Acht!
Du gehſt aufs Schloß für dieſe Nacht,
Und wird der König in dich dringen,
Du ſollſt erzählen oder ſingen,
So ſprich: Gern wär ich Euch genehm;
Doch weiß ich nichts von alledem.
Wird dann ſein Aerger lohen
Und er dich hart bedrohen,
Dann ſag ihm: Wem der Schlaf gebricht,
Von Menſchen wahrlich ſtammt der nicht!
Den Spruch wird er bedenken
Und dich nicht weiter kränken.
Geh, lieber Sohn! Hab guten Mut!
Gott halte dich in treuer Hut! —

Der Mutter klugen Rat im Sinn
Gieng er getroſt zum Schloſſe hin
Und ward durch der Gemächer Pracht
In Eile vor den Herrn gebracht.
Dort ließen ihn die Mannen
Und giengen ſchnell von dannen.
Und als es Nacht geworden war,
Da gieng zu Bett der Kämmrer Schar.

Im Hochsitz lehnte Tydorel
Und winkte: Komm heran, Gesell!
Willst du mich freun, so rede dreist!
Laß hören, was du gutes weißt! —
Herr König, sprach der arme Mann,
Ich rufe Gott zum Zeugen an,
Daß ich mein ganzes Leben lang
Nicht Mären sprach, noch Lieder sang.
Mein Vater, der ist lange tot,
Und meine Mutter zog mit Not
Mich auf in ihrer Dürftigkeit;
Nicht kam ich von ihr all die Zeit.
Gar wenig hört' ich bei der Alten
Und hab' noch weniger behalten. —
Der König sprach: Das wundert mich!
Du bist der einzge sicherlich,
Der gar nichts weiß. Mein lieber Mann,
Da bist du wahrlich übel dran!
Doch das sind Possen, sag' ich dir,
Und wisse, du kommst nicht von hier,
Bevor man nicht mit guten Zieben
Den Lügengeist dir ausgetrieben! —
Doch als er so bedrohlich that,
Sprach jener nach der Mutter Rat:
Fürwahr, Herr König, glaubt mir nur!
Gar wenig ist, was ich erfuhr.
Doch hört' ich oft ein Sprichwort nennen,
Das alle rings für wahr erkennen.
Das lautet: Wem der Schlaf gebricht,
Von Menschen wahrlich stammt der nicht! —

Der König hört das Wort und schweigt;
Er sitzt und sinnt, das Haupt geneigt,

Warum nur ihm kein Schlaf beſchieden;
Dahin iſt ſeiner Seele Frieden.
Er ſpringt voll Ungeſtüm empor,
Zieht unterm Pfühl ſein Schwert hervor
Und ſtürmt zu ſeiner Mutter hin;
Vom Schlafe fuhr die Königin.
Er tritt ans Bett in raſchem Lauf;
Sie ſtemmt ſich in den Kiſſen auf
Und ſpricht: Hilf Himmel! Sage mir,
Mein Sohn, was ſoll's? Was ſuchſt du hier? —
Er rief: Es iſt dein Ende!
Du ſtirbſt durch meine Hände,
Sagſt du mir nicht auf dein Gewiſſen:
Wo ſtamm' ich her? Ich will es wiſſen.
Der Mann, der heute mit mir wacht,
Hat mir ein Sprichwort kund gemacht.
Das Volk ſagt, wem der Schlaf benommen,
Der ſei von Menſchen nicht gekommen.
Rings um mich ſchlummert groß und klein:
Ich ſitz' und wache, ich allein! —
Da ſchwieg die Herrin länger nicht
Und gab ihm treulichen Bericht,
Wie aus dem Waldſee wunderſam
Der ſchöne Ritter zu ihr kam,
Auf weißem Roß, im prächtgen Kleid,
Stets einſam, ohne Fahrtgeleit,
Und wie ſie niemals durfte wagen,
Nach ſeinem Weſen ihn zu fragen;
Daß ihr nur eines wurde kund,
Sein Land ſei in des Waſſers Grund;
Wie er mit ihr manch langes Jahr
In Lieb und Treu verbunden war,

Bis einſt ein Mann ihr Glück verdarb,
Der davon böſen Todes ſtarb.

Der Held vernahm's, und ohne Wort
Gieng er aus ihrer Kammer fort,
Kam in ſein königlich Gemach,
Rief ſtrengen Tons die Kämmrer wach:
Sie mußten Roß und Waffen
Ihm raſch zur Stelle ſchaffen.
Sein Eiſenkleid legt er ſich an
Und ſprengt allein hinaus zum Tann.
Da liegt der See im Mondenſchein:
Er ſpornt ſein Roß und ſpringt hinein
Und ſinkt zur Tiefe nieder, —
Und niemand ſah ihn wieder.

Doch ſeinem Volk blieb er vertraut;
Das ſingt ſein Lied zum Harfenlaut.

Die beiden Liebenden

von

Marie de France.

Ein Lied aus der Bretonen Land,
„Die beiden Liebenden“ genannt,
Bringt uns ein Abenteuer nah,
Das in der Normandie geſchah:
Zwei Lieben, die zuſammen ſtarben,
Durch Liebe jammervoll verdarben.

Im Lande der Normannen ragt
Ein Berg, wie uns die Märe ſagt,
Von ſteiler Höhe wunderbar;
Dort oben ruht das junge Paar.
Dereinſt erkor die Flur im Thal
Ein König ſich mit weiſer Wahl,
Wo eine Stadt er bauen ließ,
Die nach dem Volk der Piſtren hieß.
Der Name währte fort und fort;
Noch ſieht man Stadt und Häuſer dort,
Und wohlvertraut iſt uns das Land:
Das Thal von Piſtre wird's genannt [1]).

Dem Herrn erwuchs ein Töchterlein,
Von Antlitz hold, von Sitten fein.
Zum Troſt ward ihm das Kind geboren;
Er hatte früh ſein Weib verloren,

Und drum beſchloß er, für ſein Leben
Sie nicht aus ſeinem Haus zu geben.
Wie mancher Fürſt auch um ſie freite,
Er ließ ſie nicht von ſeiner Seite
Auf Schritt und Tritt, bei Tag und Nacht.
Das ward von vielen ihm verdacht;
An ſeinem eignen Herde
Gab's Tadel und Beſchwerde.
Ihn ziehen alle großer Schuld;
Das ſchuf ihm Pein und Ungeduld,
Und ſchlauen Sinns erwog der Alte,
Wie er die Werber ferne halte.
Entbieten ließ er nah und fern
An alle heiratsluſtgen Herrn:
Wer auf den Felſen vor dem Thor
Die Königstochter trägt empor,
Doch ohne unterwegs zu ruhn,
Dem will ich ganz nach Willen thun. —

Und wie nun weitumher im Land
Die neue Märe ward bekannt,
Da fuhren hin der Freier viel;
Doch keiner kam ans hohe Ziel.
Wer auch mit angeſtrengtem Schritte
Sie trug bis zu des Berges Mitte,
Der blieb dort außer Atem ſtehn
Und ließ den Kampfpreis ſich entgehn.
So kam's, daß alle Freier ſchieden:
Der König hatte ſeinen Frieden.

Nun war ein Grafenſohn im Land,
Ein Jungherr ſchön und vielgewandt,
Der edlem Thun und Streben
Vor allen war ergeben.

Er gieng als Gaſt im Königshaus
Seit frühen Jahren ein und aus.
Weil er ſo klug und wohlgezogen,
War ihm der König ſehr gewogen,
Und auch des Königs Töchterlein
War darum gern mit ihm allein
Und ließ es zu, daß früh und ſpat
Er flehend ſie um Minne bat.
Sie gab ihm tröſtlichen Beſcheid;
Er dankte voll Ergebenheit.
So traf ſich oft das junge Blut;
Sie waren ſich von Herzen gut.
Doch ſorgten ſie, daß ihre Liebe
Den Leuten ſtets verborgen bliebe.
Ob ihnen das auch Schmerzen trug,
Der treue Junghherr dachte klug,
Viel beſſer ſei der Leiden Laſt
Als Untergang durch eigne Haſt.
Doch immer ſchwerer ward ſein Sinn;
Da gieng er eines Tages hin
Und ſprach mit heißem Flehn zu ihr:
Ach, holdes Liebchen, flieh mit mir!
Ich bitte dich viel tauſendmal!
Nicht länger trag' ich dieſe Qual.
Sag' ich dem Vater mein Begehr,
Ich weiß, er liebt dich allzuſehr:
Nie wird die Werbung mir gelingen,
Kann ich nicht ſein Gebot vollbringen
Und dich zum hohen Berge tragen. —
Das Fräulein ſprach auf ſeine Klagen:
Ich weiß, zu mühſam iſt der Lauf;
Du trägſt mich nimmermehr hinauf.

Nicht iſt dir ſolche Kraft verliehn.
Doch ſollt' ich heimlich mit dir fliehn,
So wär' mein Vater freudenarm
Und all ſein Leben Zorn und Harm.
Ich halt' ihn lieb und hoch in Ehren
Und will ihn nicht mit Leid beſchweren.
Laß uns auf andre Mittel ſinnen;
Denn dieſes weiß' ich ganz von hinnen.
Es lebt mir eine Muhme fern
Mit reichen Schätzen in Salern;
Dort war ſie mehr denn dreißig Jahr.
Phyſik verſteht ſie ganz und gar:
Sie kennt der Medizinen Kraft
Und aller Kräuter Eigenſchaft [2]).
Willſt du zur Reiſe dich bequemen
Und meine Briefe mit dir nehmen
Und alles treulich ihr verkünden,
So wird ſie guten Rat ergründen.
Sie wird in ihren Büchern ſchaun,
Um Trank und Salbe dir zu braun;
Sie ſchafft dir Wunderkräfte
Durch ihre Zauberſäfte.
Iſt dies geſchehn, ſo kommſt du dann
Und hältſt beim Vater um mich an.
Der denkt dann wohl: Was glaubt der Fant?
Und macht dir ſein Gebot bekannt,
Du ſollſt, wie andre, wagen,
Mich auf den Berg zu tragen.
Du wirſt es kühn vollbringen
Und dir dein Lieb erringen. —

Er that ſo, wie die Holde riet;
Er ſagte freudgen Dank und ſchied,

Verſah ſich ſchnell in ſeinem Land
Mit Geld und prächtigem Gewand.
Zur Reiſe wurden ungeſäumt
Caſttier und Zelter aufgezäumt,
Und die vertrautſten Mannen
Nahm er mit ſich von dannen.
So ritt er durch die Lande fern;
Die Muhme fand er in Salern
Und gab den Brief in ihre Hände.
Sie lieſt vom Anfang bis zum Ende,
Behält den Gaſt in ihrem Haus
Und forſcht ſein Weſen ſorgſam aus.
Dann braut ſie einen Trank für ihn
Aus mancher feinen Medizin,
Der, ſollt' er noch ſo kraftlos ſein
Und abgequält in Müh nnd Pein,
Den Leib ihm ſchaffe friſch und ſtark
Bis in die Adern, bis ins Mark,
Und zwar, daß ihn die Kraft durchdringe,
Sobald er ihn zum Munde bringe.
Er füllt ein Fläſchlein mit dem Trank
Und ſcheidet raſch mit heißem Dank.
Nach Hauſe gieng's mit Mann und Roß;
Doch hielt er nicht vor ſeinem Schloß:
Er ſprengte durch des Königs Thor
Und brachte ſeine Werbung vor,
Er wolle ſonder Zagen
Die Maid zur Höhe tragen.
Der König ſprach kein Wort dagegen:
Die Thorheit ſchien ihm zu verwegen;
Der Werber deucht' ihn doch zu jung,
Wo Männer reif und ſtark genung

Verſucht, das Schwere zu vollbringen,
Doch ohne bis ans Ziel zu dringen.
Und er beſtimmt ihm einen Tag
Und lädt dazu, wer kommen mag.
Er ſendet rings zu allen
Den Freunden und Vaſallen,
Den Jungherrn mit der Maid zu ſehn,
Der jenes Wagnis wollt' beſtehn,
Und rings von allen Seiten
Sah man die Gäſte reiten.

Das holde Kind macht ſich bereit
Und faſtet dieſe ganze Zeit,
Daß am Entſcheidungstage
Der Freund ſie leichter trage.
Der harrte kaum der Morgenhelle:
Der erſte war er dort zur Stelle.
Auf grünem Wieſenlande
Zinab am Seineſtrande
Drängt ſich in Scharen groß und klein.
Der König bringt ſein Töchterlein;
Ein Hemd iſt einzig ihr Gewand.
Der Jungherr giebt ihr in die Hand
Den Trank, den wunderbaren,
Ihn treulich zu bewahren,
Umſchlingt ſie dann und hebt ſie auf
Und trägt ſie fort in rüſtigem Lauf.
So ſteigt der junge kühne Mann
Mit ihr den halben Berg hinan.
Ihm ſchafft's ein hoch Entzücken,
Sie an ſein Herz zu drücken,
Und drum vergißt er ganz zu trinken.
Sie aber fühlt ihn mählich ſinken:

Freund, sprach sie, trink von deinem Saft!
Da nimm! Er giebt dir neue Kraft.
Denn du wirst matt, ich fühl' es gut. —
Er aber sprach in stolzem Mut:
Mein Herz ist stark! Ich trag dich fort!
Noch ist zu ruhen nicht am Ort.
Zu trinken bleib' ich nimmer stehn,
Solang ich kann drei Schritte gehn.
Die Leute schrieen sicherlich,
Und ihr Gelärm verwirrte mich;
Mich faßte jäher Schwindel an:
Drum vorwärts, Lieb, solang ich kann! —

Zwei Drittel stieg er ohne Rast.
Schon brachen ihm die Kniee fast,
Und oftmals bat das Mägdlein ihn:
Freund, trink doch deine Medizin! —
Er will nichts hören und nichts glauben;
Er steigt in Mühsal und in Schnauben.
Bald ist er oben auf dem Berg,
Er ist es und vollbracht das Werk —
Da stürzt er lautlos nieder
Und hebt sich nimmer wieder
Und liegt entseelt, ein toter Mann.
Das Fräulein blickt den Liebsten an,
Und Ohnmacht dünkt sie sein Erbleichen.
Sie kniet, um ihm den Trank zu reichen.
Doch seine Lippe rührt sich nimmer;
Erloschen ist der Augen Schimmer;
Sein Herz steht still, — es ist vorbei.
Da schrickt sie auf mit hellem Schrei.
Sie wirft das Fläschlein aus der Hand
Zerschellend an die Felsenwand, —

Und siehe, Wunderkräuter sprossen,
Wohin der feine Trank geflossen.

Soll ich noch sagen, was geschah,
Als ihn das Fräulein sterben sah?
Sie streckt sich zu ihm, stumm vor Harm,
Und drückt ihn fest in ihren Arm.
Sie küßt ihm Aug' und Mund so lang,
Bis ihr das Weh zum Herzen drang:
So starb das Kind von hoher Art,
Das Königsfräulein klug und zart.

Lang harrte vor des Berges Fuß
Das Volk, bereit zum Freudengruß.
Doch als man keines kommen sah,
Stieg man hinauf und fand sie da.
Zu Boden fiel der Herr sofort,
Und als er kam zu Sinn und Wort,
Ließ er mit seinen Gästen allen
Des Jammers lauten Ruf erschallen.
Drei Tage hielt man Leichenwacht;
Dann ward ein Marmorsarg gebracht:
Die toten Lieben jung und schön
Begrub man auf des Berges Höhn.
So rieten Volk und Königsmannen;
Dann huben alle sich von dannen.

Noch heute wird der Berg im Land
Le mont des deux amants genannt.
Darüber haben, wie berichtet,
Bretonen sich ein Lied gedichtet.

Frene

von

Marie de France.

Was ſich mit Irene zugetragen,
Will ich nach beſtem Wiſſen ſagen.

Es wohnten im Bretonenland
Zwei Nachbarn einſt von hohem Stand,
An ritterlichen Ehren gleich;
Begütert waren ſie und reich,
An Kraft und Kühnheit auserwählt.
Sie hatten beide ſich vermählt,
Und einem dieſer Herrn gebar
Sein Weib ein Zwillingsknabenpaar.
Der Vater ungeſäumt entbeut
Dem Freund die Nachricht hocherfreut,
Welch holder Segen ihm erblühte,
Der Nachbar möcht' in ſeiner Güte
Des einen Söhnleins Pate ſein
Und ſeinen Namen ihm verleihn.

Bei Tiſche ſaß der edle Mann;
Der Bote kam in Haſt heran.
Er kniet beim Hochſitz in den Saal
Und meldet, was ſein Herr befahl.

Da dankt dem Himmel der Baron,
Schenkt ihm ein Roß zum Botenlohn.
Doch seine Frau, die bei ihm sitzt,
Die lächelt spöttisch und verschmitzt;
Denn sie war falsch, voll Uebermut,
Bösszüngig und ein neidisch Blut.
Thörichte Reden hub sie an,
Da vor den Leuten sie begann:
Bei Gott! Mich wundert in der That,
Wer gab dem guten Mann den Rat,
Daß er zu meinem Herren sendet
Mit Botschaft, wie sein Haus geschändet?
Von der Geburt der beiden Knaben
Wird er und sie nur Schande haben.
Fürwahr, es weiß doch alle Welt:
Ein Weib, das seine Treue hält
Dem einen Mann, den sie erkoren,
Hat niemals Zwillinge geboren [1]). —
So höhnt sie; doch ihr edler Mann
Blickt sie mit strengem Tadel an
Und mahnt sie strafend: Haltet ein
Und lasset solche Reden sein!
Denn unbescholten lebt die Dame,
Und besten Klanges ist ihr Name. —

Bei denen, die am Tisch gesessen,
Blieb ihre Rede unvergessen;
Sie ward durch der Bretonen Land
Weithin verbreitet und bekannt,
Und wer das schlimme Wort vernahm,
Der ward der bösen Zunge gram.
Zumal die Frauen in der Runde,
Die haßten sie von Herzensgrunde.

Der Bote war nach Haus gekommen
Und sagt dem Herrn, was er vernommen.
Da faßt den Ritter Leid und Groll;
Nicht weiß er, was er denken soll.
Der Vorwurf quält ihn stets aufs neue;
Irr ward er an der Gattin Treue,
Und voller Argwohn hielt er lang
Die reine Frau in strengem Zwang.

Doch die das schlimme Wort gesprochen,
Die kam bald selber in die Wochen,
Und zur bestimmten Zeit geschah's,
Daß zweier Mägdlein sie genas.
Da bebt ihr Herz in Schreck und Leid;
Sie jammert, mit sich selbst entzweit:
Weh, rief sie, weh! Wie steht es nun?
Ich bin entehrt! Was soll ich thun?
Mein Hochmut kam zu tiefem Fall.
Mein Herr und die Verwandten all,
Wie denken sie von meiner Ehre,
Vernehmen sie die neue Märe?
Ich werd' verdammt nach eignem Recht;
Ich sprach von allen Frauen schlecht.
Nie, sagt' ich jüngst, ist das geschehn,
Noch hat im Leben man gesehn,
Daß Frauen Zwillinge gebaren,
Die dem Gemahl nicht untreu waren:
Nun hab ich selbst Zwillinge hier;
Mein Schmachwort kehrt zurück zu mir.
Der kennt den eignen Schaden nicht,
Wer über andre Schlimmes spricht,
Und mancher wird von uns geschmäht,
Der über uns im Lobe steht.

Soll ich nicht ewgen Schimpf erwerben,
So muß der Kinder eines sterben!
Ich büß' es ehr am jüngsten Tage,
Als daß ich Hohn und Schande trage. —

Dem widersprach der Frauen Schar,
Die hilfereichend um sie war,
Und alle sagten ihr sofort,
Sie dulden nicht des Kindes Mord.
Ein Fräulein war am Herrenhofe,
Der Edeldame liebste Zofe,
Von gutem Stand und feinen Sitten,
Im Haus von Kind auf wohlgelitten.
Die jammerte der Herrin Pein;
Sie kam und sprach ihr Tröstung ein:
Laßt ab und grämt Euch nicht zu Tod!
Laßt ab! Fürwahr, es thut nicht not!
Wollt Ihr mir eins der Kinder geben,
Werd' ich der Last Euch bald entheben,
Daß seinethalb kein Mensch Euch schmäht
Und Ihr es nie mehr wiedersehn.
Ich trag' es heil aus diesem Haus
Und setz' es vor ein Münster aus.
Dort findet's, wenn es Gott gefällt,
Ein wackrer Mann, der es erhält. —
Die Herrin, da sie dies vernahm,
Sie atmet auf in ihrem Gram.
Ach, sprach sie, kannst du das vollenden,
Ich lohne dir's mit reichen Spenden! —

Darauf mit Linnen fein und lind
Umhüllten sie das holde Kind.
In einen Teppich ward's geschoben;
So schön wird keiner mehr gewoben.

Den hatte wegen seiner Pracht
Der Herr aus Stambul einst gebracht.
Die Mutter knüpft dem Kinde dann
Ums Aermchen einen Goldreif an;
Der ist wohl eine Unze schwer;
Von Hyacinthen funkelt er,
Und ringsum sieht man ziere Schrift
Ins Gold geritzt mit feinem Stift.
So wird vom Finder leicht erkannt,
Das Mägdlein sei von hohem Stand.

Die treue Zofe nahm das Kind
Und schlich sich aus der Burg geschwind.
In tiefer Nacht lag rings die Welt.
Sie lief hinaus ins freie Feld,
Bis einen Heerweg sie gewann;
Der führte mitten durch den Tann.
Der Straße folgt sie mit Bedacht;
Rechts drüben hört sie durch die Nacht
Hofhunde bellen, Hähne krähn
Und eilt, den Stimmen nachzugehn.
In eine Stadt mit schönen Gassen
Ward sie vom Thorwart eingelassen,
Und drinnen unfern sah sie gleich
Ein Frauenkloster hoch und reich.
Das Münster ragt im Mondenschein
Mit seinen Türmen groß und klein.
Sie eilt dahin und steht am Thor,
Legt ungesäumt das Kind davor
Und kniet in Demut zum Gebet:
Bei deines Namens Majestät,
O Herr, wenn's deine Huld geruht,
Nimm du dies Kind in deine Hut! —

Doch wie sie das Gebet vollendet
Und ihre Augen rückwärts wendet,
Gewahrt sie einen Eschenbaum,
Hoch ragend mit der Wipfel Saum.
Vier Aeste dehnt er mächtig aus
Zum Schatten für das Gotteshaus.
Darauf legt sie das Mägdelein:
Nun möge Gott dir gnädig sein! —
Dann kehrt sie heim zur selben Stunde
Und sagt der Herrin ihre Kunde.

Ein Pförtner war in der Abtei;
Der wohnt dem Thore nahebei.
Aufschloß er, wenn das Volk zur Metten
Begehrte nach den heilgen Stätten.
Früh wacht auch heut der wackre Mann;
Er zündet Lamp' und Leuchter an;
Er zieht den Glockenstrang im Chor
Und öffnet drauf des Münsters Thor.
Da schimmert's bunt im Eschenlaub:
Er denkt, es sei verborgner Raub,
Durchsucht den Baum im Dämmerscheine,
Und tastend findet er die Kleine.
Des Fundes dankt er Gott und eilt
Zu seiner Tochter unverweilt.
Ihr war verstorben jüngst der Gatte,
Von dem sie einen Säugling hatte.
Von fern schon rief der gute Mann:
Steh auf, mach Licht und Feuer an!
Ich bringe dir ein Kind zu pflegen,
Das auf der Esche dort gelegen.
Nun säug es mir, leg's in den Arm,
Und bad es gut und halt es warm! —

Sie eilt sich, nach des Vaters Willen
Das Kind zu baden und zu stillen.
Da schauten sie des Ringes Glanz,
Den teuren Teppich von Byzanz
Und sagten sich: Dies Mägdelein
Muß wahrlich hoher Abkunft sein! —

Als die Aebtissin und die Damen
Am Morgen aus der Kirche kamen,
Da trat zur Herrin ihr Getreuer
Und meldete sein Abenteuer.
Sie hieß ihn von der Sache schweigen
Und ließ sich seinen Findling zeigen.
Ich will, so sagte sie dem Alten,
Das Kind wie meine Nichte halten. —
Sie trug es selber zum Altar,
Und weil nichts zu erkunden war,
Als daß man's auf der Esche fand,
So ward das Kindlein Frêne genannt [2]).
Die Frau Aebtissin hielt ihr Wort
Und zog sie auf am sichern Ort.
Sie wuchs empor in der Klausur
Bis zu der Zeit, wo die Natur
Das stille Kind zum Weib gestaltet
Und Frauenschönheit sich entfaltet:
Da mocht' von Antlitz und Gebärden
Nichts Lieblichers gefunden werden,
So wohlgeschult, an Sitten fein,
Im Thun und Reden hold und rein,
Und wem vergönnt war, sie zu schauen,
Der nannte sie den Preis der Frauen.

Ein edler Ritter saß zu Dol [3]);
Den kannten alle Tapfern wohl.

Gurun, ſo war der Held genannt,
Ein Lehensherr mit weitem Land.
Vom Lobe Irenes vernahm er viel,
Bis heiße Sehnſucht ihn befiel.
Einſt auf dem Rückweg vom Turnier
Lockt ihn die heimliche Begier,
Bei der Aebtiſſin abzuſteigen.
Er läßt ſich die Geprieſne zeigen
Und findet ſie ſo ſchön und klug,
So fein und hold in jedem Zug:
Weh, denkt Gurun, ich muß verderben,
Kann ich nicht ihre Huld erwerben! —
Doch ratlos ſteht er und beklommen;
Denn wird er ſo noch öfter kommen,
Wird die Aebtiſſin ihm mißtraun;
Dann wird das Kind er nie mehr ſchaun.
Ein guter Ausweg fällt ihm ein:
Er ſchenkt dem Kloſter Länderein,
Und die Fraternität im Haus
Erbittet er dafür ſich aus.
Doch hegt er wahrlich andern Plan,
Als reichen Ablaß zu empfahn.
Gar oftmals kommt er hergeritten,
Beſtürmt das Kind mit heißen Bitten,
Bis er der Jungfrau Scheu beſiegt
Und ſie ſich liebend an ihn ſchmiegt.
Doch da ſie ganz ſich ihm geweiht,
Sprach er zu ihr nach kurzer Zeit:
Nun iſt es, Schöne, ſo gekommen,
Daß du zum Freund mich angenommen.
Wenn du mich liebſt, was hält dich hier?
O komm auf immerdar zu mir!

Wirſt du der Muhme Zorn entrinnen,
Wenn ſie erfährt, wie wir uns minnen?
Glaub mir und folge meinem Wort
Und flieh beizeiten mit mir fort!
Gott weiß! Nicht will ich dich berücken,
Nein, liebend, ſorgend reich beglücken! —

Und ſie — nur ihm allein ergeben —
Sie folgt ihm ohne Widerſtreben.
Sie fliehn zuſammen insgeheim;
Nach ſeinem Schloß führt er ſie heim.
Ihr Tuch und Ring ward nicht vergeſſen,
Das einzge, was ſie je beſeſſen.
Der Ritter liebt das holde Weib
Und hängt an ihr mit Seel' und Leib.
Es ehrte ſie ſein Hausgeſind;
Sie war dem Kleinſten holdgeſinnt.
So blieb ſie bei dem teuren Mann,
Bis daß ein ſchlimmer Zwiſt entbrann.
Denn die Vaſallen nah und fern
Beſtürmten ihren Lehensherrn,
Zu werben bei des Landes Großen
Und ſeinen Findling zu verſtoßen:
Sie hofften lang ſchon frohen Mutes
Auf einen Erben ſeines Gutes,
Der nach ihm Ordnung hielt' und Recht,
Fortpflanzend ſein erlaucht Geſchlecht;
Doch werd' er nie den Aufruhr ſtillen,
Wenn er um eines Liebchens willen
Sich keinen Erben wolle zeugen;
Nicht zwingen werd' er ſie, nicht beugen;
Sie ſeien ledig aller Pflicht,
Thu' er des Landes Willen nicht. —

Der Lehnsherr mußte sich bequemen:
So ratet, welche soll ich nehmen? —
Herr, sagten sie, wir sprachen schon
Mit einem mächtigen Baron;
Der hat ein Töchterlein zum Erben:
Da mögt Ihr großes Gut erwerben.
La Codre wird die Maid genannt,
Und keine schönre lebt im Land.
So laßt, o Herr, die Esche stehn!
Zur Haselstaude sollt Ihr gehn;
Laßt Euch den zarten Kern behagen:
Die Esche hat nie Frucht getragen.
Gott gebe diesem Bund Gedeihn!
Wir wollen Eure Werber sein. —

Die Sache ward mit Fleiß und Acht
Durch sie bestellt und abgemacht.
Die eine drängte man beiseite,
Damit ihr Freund die andre freite.
Ach, warum hat kein Mensch erfahren,
Daß beide Zwillingsschwestern waren?

Die treue Irene murrte nicht;
Kein Schmerz kam auf ihr Angesicht.
Still dient sie dem Geliebten fort
Und ehrt sein Volk mit Gruß und Wort.
Die ganze Ritterschaft im Schloß,
Die Edelknaben und der Troß,
Sie alle grämten sich und grollten,
Daß sie die Maid verlieren sollten.
Der Ritter lud am Hochzeitstag
All seine Freunde zum Gelag,
Der Erzbischof ward auch besandt;
Der hatte Lehn von seiner Hand.

Dann führten sie die Braut ins Haus;
Auch ihre Mutter blieb nicht aus.
Der bangte vor des Fräuleins Macht,
Für die der Herr in Lieb' entfacht,
Er möcht' sein Weib um ihretwegen
Nicht mit der rechten Liebe pflegen,
Und die besorgte Schwiegerin
Trug für Gurun den Rat im Sinn,
Um sie für immer los zu sein,
Sie einem wackern Mann zu frein.

Die Hochzeit hielten sie mit Pracht;
Viel ward gejubelt und gelacht.
Irene gieng geschäftig aus und ein.
Wohl weint ihr Herz in stummer Pein;
Doch zeigt sie weder Gram noch Groll.
Sie dient den Gästen liebevoll;
Die sehn verwundert nach der Armen.
Die Mutter selber fühlt Erbarmen,
Folgt ihr beständig mit dem Blick
Und klagt ihr trauriges Geschick.
Sie liebt und lobt ihr Thun im stillen:
Ach, daß um meines Kindes willen
Dich Arme fliehen Glück und Stern!
Wüßt' ich nur Rat, dir hülf' ich gern! —

Doch abends, als dem jungen Paar
Das Hochzeitbett zu rüsten war,
Gieng Irene, die auf alles sann,
Zum Schlafgemach und ordnet an.
Sie warf den Mantel ab und wies
Dem Kämmrer, der sie walten ließ,
Wie es ihr Herr am liebsten hätte:
Wohl kannte sie des Freundes Bette.

Und als das Lager war bereitet,
Ward eine Decke drauf gebreitet.
Die treue Irene sah betroffen,
Daß sie von altverblichnen Stoffen.
Das geht nicht an: sie meint mit Fug,
Die Decke sei nicht schön genug:
Bald kommt der Erzbischof herein,
Nach frommem Brauch das Bett zu weihn [4]).
Aus ihrem Schreine holt sie schnell
Den Teppich fein und farbenhell
Und legt ihn freudig dienstbeflissen
Hin auf des Hochzeitbettes Kissen.

Das Schlafgemach ward endlich leer,
Und leise kam die Braut daher.
Nur noch die Mutter war zugegen,
Ihr Kind ins Hochzeitbett zu legen.
Da sah die Frau die bunten Falten,
Die von dem Lager niederwallten:
Das war ganz jenes Teppichs Art,
Darein ihr Kind gewickelt ward.
Als ihr sein Angedenken kam,
Erschrak ihr Herz in Reu und Gram.
Sie rief den Kämmerling heran:
Bei deiner Treue, sag mir, Mann,
Wo kommt der schöne Teppich her? —
Das künd' ich Euch, erwidert er,
Das Fräulein, also nahm ich acht,
Hat ihn vor kurzem hergebracht.
Ihr schien zu schlecht des Lagers Zier:
Das schöne Tuch gehört wohl ihr. —
Da ruft die Dame nach der Maid;
Sie naht sich mit Bescheidenheit

Und legt den Mantel höflich nieder [5]).
Begierig frägt die Dame wieder:
Verhehlt mir nichts! Sagt an geschwind,
Woher ist dieser Teppich, Kind?
Erzählt mir, wie's damit ergangen,
Und sagt, von wem Ihr ihn empfangen. —
Das Fräulein drauf erwidert ihr:
Frau, meine Muhme gab ihn mir,
Die mich erzog in jungen Jahren;
Sie sprach, ich sollt' ihn wohl bewahren.
Ein Ringlein noch ward mir als Pfand
Von denen, die mich ihr gesandt. —
Ach Holde, kann den Ring ich sehn? —
Ja, Dame, das soll gleich geschehn. —
Schnell war sie mit dem Ringlein da.
Doch als die Frau das Kleinod sah,
Wie wohlbekannt war ihr sein Glanz
Gleichwie der Teppich von Byzanz!
Der letzte Zweifel ist geschwunden;
Sie hat ihr Töchterlein gefunden:
So sag' ich's denn vor aller Ohr:
Du bist mein Kind, das ich verlor! —

Ihr Herz ward so von Mitleid krank,
Daß sie bewußtlos niedersank.
Doch als sie kam zu Sinn und Wort,
Schickt sie nach ihrem Herrn sofort.
Der kommt mit sorgenbangem Sinn;
Sie fällt zu seinen Füßen hin
Und küßt sie thränenüberflossen.
Sie ruft und hält sein Knie umschlossen:
Vergebt mir, Herr, was ich verbrach! —
Er wußte nicht, wovon sie sprach:

Was soll das, liebe Frau? Fürwahr,
Wir lebten friedlich immerdar.
Vergebung ist Euch voll gewährt:
So sagt mir nur, was Euch beschwert! —
Da Ihr verziehen meine Sünden,
So will ich alles Euch verkünden.
Ihr wisset, wie ich unbedacht
Dereinst die Nachbarin verlacht.
Von ihren Kindern sprach ich schlecht;
Doch meine Bosheit ward gerächt.
Denn als ich bald darauf gebar,
Erhielt ich selbst ein Zwillingspaar.
Das eine Kindlein setzt' ich aus
Unfern vor einem Gotteshaus;
Mit unsrem Teppich ward's umwunden
Und ihm der Goldreif angebunden,
Den ich empfieng, da Ihr als Braut
Zum erstenmale mich geschaut.
Nicht länger bleib' es Euch verschwiegen:
Hier seht Ihr Ring und Teppich liegen.
Wißt, daß mein Kind ich wiederfand,
Das meine Thorheit einst verbannt!
Hier steht sie vor Euch lieb und hold,
Das arme Herz, getreu wie Gold,
Das um den Ritter kam in Leid,
Der ihre Schwester heut gefreit. —
Er sprach: So bin ich freudenreich!
Kein Freudentag war diesem gleich.
Ist uns aufs neu dies Kind beschert,
So hat uns Gott groß Glück gewährt,
Bevor verdoppelt ward die Schuld.
Komm, Tochter! sprach er voller Huld. —

Sie war erlöst aus aller Not;
Ihr Antlitz ward von Freuden rot.
Der Vater gieng mit eilgem Schritt,
Und auch der Erzbischof gieng mit.
Sie brachten Herrn Gurun die Kunde;
Der freute sich von Herzensgrunde.
Hört, sprach der Erzbischof, laßt nun
Für diese Nacht die Sache ruhn!
Dann will am Morgen ich die beiden,
Die heute neuvermählten, scheiden. —
Des waren alle wohl zufrieden.
Am Morgen ward der Bund geschieden
Und Herrn Gurun fürs ganze Leben
Sein treues Lieb zum Weib gegeben.
Der Vater schenkte holdgesinnt
Des Erbes Hälfte seinem Kind.
Er und die Mutter blieben Gäste
Auf ihrer Tochter Hochzeitfeste,
Und als die Schar nach Hause ritt,
Da nahmen sie La Codre mit.
Der ward ein Nachbar auserwählt,
Mit dem man prächtig sie vermählt.

Als dieses Abenteuers Kunde
Verbreitet ward von Mund zu Munde,
Geschah's, daß im Bretonenland
Dies Lied von Irene man erfand.

Elídűc

oder

Guildeluëc und Guilljadun

von

Marie de France.

Ein Lied aus längſt vergangnen Tagen
Hört' ich bretonſche Harfner ſagen.
Davon verkünd' ich treubefliſſen
Die Wahrheit euch nach beſtem Wiſſen.

Es war einſt im Bretonenland
Ein Ritter, Elidûc genannt,
Von edlem Sinne, ſtolz und keck.
Er hatte ſich Guildeluec
Zu ſeiner Gattin auserkoren;
Die war von hohem Stamm geboren,
Und beide lebten ſonder Leid
In echter Liebe lange Zeit.
Beim König der Bretonen war
Der Held im Dienſte manches Jahr,
Erwarb ſich vor den Mannen allen
Des Herren Gunſt und Wohlgefallen,
Und der befahl ihm Leut' und Land
Vertrauensvoll in ſeine Hand.
Wollt' er im Königswalde jagen,
Kein Förſter durft' ihn drob verklagen.
Doch ſeine Treu und Tüchtigkeit
Bracht' ihn in großes Herzeleid:

Denn, wie's auch andern oft geſchah,
Der Neid, der ihn im Glücke ſah,
Lag Tag und Nacht dem König an,
Bis endlich er ſein Ohr gewann.
Der Fürſt ließ plötzlich ihm beſcheiden,
Von nun an ſeinen Hof zu meiden.
Der Ritter ſah ſich frei von Schuld,
Bat oft den Herrn, daß er in Huld
Ihm Red' und Gegenred' erlaube
Und nicht ſo raſch Verleumdern glaube.
Jedoch der Herr blieb taub und ſtumm;
Da wußt' er: Meine Zeit iſt um! —
Er ritt nach Haus gedankenſchwer
Und rief die Freunde zu ſich her,
That ihnen kund, was er erduldet,
Ungnade hart und unverſchuldet:
Hier iſt nicht meines Bleibens mehr;
Ich zieh' nach England übers Meer. —
Sein Ehgemahl befahl er dann
Den Mannen und den Freunden an:
Seht, daß ihr treu ſie mir bewahrt! —
Er rüſtet reichlich ſich zur Fahrt,
Und ſeine Freunde ließen ihn
Betrübten Blicks von dannen ziehn.
Zehn Ritter nahm er zum Geleite.
Die Gattin hieng an ſeiner Seite
Und klagte laut im Herzensgram,
Als es zum letzten Abſchied kam.
Er gab ihr Troſt mit dem Verſprechen,
Ihr niemals ſeine Treu zu brechen.
Sie ſchied mit manchem Liebeswort,
Und er zog ſeine Straße fort.

Er kam ans Meer, er stieß vom Strand
Und stieg zu Toteneis ans Land [1]).
Viel Könige gab's dort jenerzeit;
Die lagen unter sich im Streit.
So saß bei Exeter im Gau
Ein stolzer König alt und grau;
Der nannte keinen Erben sein
Als nur ein einzig Töchterlein.
Ein Nachbar warb um ihre Hand
Und ward unfreundlich heimgesandt.
Da kam er wieder wohlbewehrt;
Das Reich des Alten ward verheert,
Er selbst im Hoffitz eingeschlossen,
Und keiner seiner Burggenossen
Getraute sich, den Kampf zu wagen,
Im Ausfall auf den Feind zu schlagen.

Das hört der Held und freut sich sehr:
Hier ist mein Ort! Was will ich mehr? —
Er schickt zum Herrn: Nehmt mich in Sold!
Doch wenn Ihr meinen Dienst nicht wollt,
So gebet mir ein frei Geleit!
Dann such' ich sonstwo Kampf und Streit. —
Der König ehrte seine Boten;
Dem Connetable ward entboten,
Daß er sich ein Geleit erküre
Und an den Hof die Fremden führe.
Herbergen auch sollt' er erfragen,
Wo man sie pflege nach Behagen,
Und ihnen soviel Schätze spenden,
Als sie nur lüste zu verschwenden.
Die Ehrenwacht war schnell zur Hand
Und ward an Elidûc gesandt;

Der nahm sie höflich auf und gieng
Zum König, der ihn wohl empfieng.
Sein Gasthaus wies man ihm sodann
Bei einem braven Bürgersmann.
Der hatte willig ungesäumt
Sein Teppichzimmer ihm geräumt [2]).
Herr Elidûc hielt große Feste,
Zu denen als geladne Gäste
Die armen Ritter freudig eilten,
Die eben in der Burgstadt weilten.
Doch seinen Mannen insgemein
Schärft er mit strengen Worten ein,
Daß sie kein Geld in vierzig Tagen
Noch Zehrung anzunehmen wagen.

Bald eh der dritte Tag vorbei,
Hub in der Stadt sich das Geschrei:
Der Feind! Schon füllt er Mann an Mann
Ringsum die weite Landschaft an!
Schon rückt er nach der Burgstadt vor;
Noch heut berennt er Turm und Thor! —
Als Elidûc den Lärmen hört,
Der so die Städter aufgestört,
Bewehrt er sich mit den Begleitern.
Man zählte von berittnen Streitern
Noch vierzehn in der Stadt, nicht mehr.
Es gab in diesem kleinen Heer
Gefangener ein gutes Teil
Und andre kaum von Wunden heil.
Die sahn den Gast in Waffen blitzen
Und eilten, selber aufzusitzen,
Um ungemahnt ihn zu begleiten.
Sie riefen: Laßt uns mit Euch reiten! —

Er ſprach mit Dank: Von Herzen gern!
Doch ſagt, weiß einer von den Herrn
Wohl einen Engpaß in der Nähe,
Wo man gedeckt den Feind erſpähe? —
Sie ſprachen: Herr, auf unſer Wort!
Beim Wald durch jenes Flachsfeld dort,
Da läuft ein Hohlweg ſchmal und enge:
Dort drängt ſich oft der Feinde Menge.
Denn fahren ſie zum Rauben aus,
So ziehn ſie dieſen Weg nach Haus.
Oft ſah man's, daß der Trupp im Schritt
Entwappnet auf den Zeltern ritt.
Wenn wir uns keck aufs Glück verlaſſen
Und mit des Todes Schrecken ſpaſſen,
So könnt' es uns vielleicht gelingen,
Sie ſchmählich dort zum Fall zu bringen. —
Traun, rief der Held und hob die Hand,
Ihr Freunde, nehmt mein Wort zum Pfand!
Wer je ſich vor dem Orte ſcheut,
Wo Tod ihm und Verderben dräut,
Der wird nichts Tüchtiges erjagen,
Noch großen Ruhm zu Lohne tragen.
Gedenkt an eures Königs Huld!
Ihr ſeid ihm Mannentreue ſchuld.
Nun folget mir nach Freundesbrauch,
Und was ich thue, thut ihr auch!
Ich ſchwör's euch zu in Treun und Ehren,
Sie werden uns kein Haar verſehren,
So lang ich euch zu Hülfe bin!
Doch was auch ſei des Streits Gewinn,
Um eins wird man uns immer loben:
Daß wir am Stärkern uns erproben. —

Sie reiten wohlgesichert fort
Und zeigen Elidûc den Ort.
Sie lauern in dem schmalen Passe,
Bis sich der Gegner blicken lasse.
Der Ritter ordnet alles an:
Er unterrichtet jeden Mann,
Wo hier des Angriffs Stärke sei,
Und giebt der Schar das Feldgeschrei.
Vom Rauben kehrt der Feind zurück;
Da ruft ihn an Herr Elidûc
Und mahnt, nach Würden ihm zu lohnen
Und ihrer keinen zu verschonen.
Bald war der Gegner wirre Schar
Zersprengt, zersplittert ganz und gar;
Im Nu war ihre Pracht vergangen.
Ihr Connetable ward gefangen
Und viele Ritterschaft daneben
Und Knappen in die Hut gegeben.
Die fünfundzwanzig führten dort
Wohl dreißig als Gefangne fort;
Sie fanden Schmuck für Roß und Leute
Und nahmen wunderreiche Beute
Und kehrten voller Stolz und Glück
Als Sieger nach der Stadt zurück.

Der König auf des Turmes Dach
Fühlt um die Schar groß Ungemach,
Und sein Vertraun beklagt er bitter:
Wer bürgt ihm für den fremden Ritter?
Wie, wenn mit hinterlistgen Thaten
Er sie verlassen und verraten?
Da zog die Schar von Beute schwer
In gutgeschlossnen Rotten her.

Mehr sah der König heimwärts fahren,
Als aus der Stadt gezogen waren.
Vom Schrecken ward er übermannt,
Da er die Treuen nicht erkannt.
Er ließ die Thore rasch verrammeln,
Das Volk sich auf den Mauern sammeln,
Sie zu empfahn mit wuchtgen Würfen;
Doch sollt' es dessen nicht bedürfen.
Ein Knappe kam auf flinkem Huf
Vorangesprengt mit Freudenruf
Und rühmte, wie der fremde Held
Den Feind gebrochen und gefällt.
Der König eilt der Schar entgegen
Und dankt erfreut dem tapfern Degen.
Der liefert ihm die Ritter aus,
Die er bezwang im heißen Strauß;
Den Raub verteilt er an die Leute,
Behält von seinem Teil der Beute
Drei Ritter nur, die ihm ihr Leben
In seine Siegerhand ergeben,
Und läßt den Rest mit vollen Händen
An Freie und Gefangne spenden.
Von nun an that dem kühnen Mann
Der Fürst viel Lieb' und Ehren an,
Hielt ihn zu Gast ein ganzes Jahr
Samt seiner tapfern Reiterschar,
Empfängt dann seinen Schwur zum Pfande,
Macht ihn zum Schirmvogt seiner Lande.

Von seinem ritterlichen Thun
Kam zu der schönen Guilljadun,
Der Königstochter, manche Kunde.
Sie fand sein Lob in aller Munde,

Und Neugier ließ ihr keine Ruh;
Sie ſandt' ihm ihren Kämmrer zu
Und lud ihn, ohne lang zu zaudern,
In ihr Gemach, mit ihm zu plaudern:
Sie wundre ſich, wie das geſchehn,
Daß ſie noch niemals ihn geſehn. —
Der Ritter ſprach mit heitern Mienen,
Er komme gern, um ihr zu dienen.
Er nahm, als er zum Schloſſe ritt,
Sich einen ſeiner Mannen mit
Und kam zu ihrer Kemenat.
Doch eh er auf die Schwelle trat,
Sandt' er den Kämmerling hinein,
Und langſam ſchritt er hinterdrein.
Der Kämmrer kehrte ſchnell zurück;
Zum Königskind gieng Elidûc
Und ſprach voll Höflichkeit zu ihr,
In Blicken hold, in Worten zier.
Er dankt ihr für ihr gütges Weſen,
Daß ſie zur Zwieſprach ihn erleſen.
Sie aber führt ihn bei der Hand
Zum Sitze an des Bettes Rand.
Von manchem ſprach der feine Mann;
Das Fräulein ſaß und ſah ihn an:
Sie fand ihn ohne Fehl und Tadel,
Ein Heldenbild voll Kraft und Adel.
In preiſt ihr Herz; in ihre Sinne
Fällt jäh das Aufgebot der Minne:
Den liebe du und keinen mehr! —
Und ſie ward blaß und ſeufzte ſchwer.
Doch hehlte ſie der Seele Schmachten
In Angſt, er möchte ſie verachten.

So blieb er gute Weile dort;
Dann Urlaub nehmend gieng er fort.
Sie hielte ihn von Herzen gern;
Doch sie entließ den edlen Herrn.
Zu seiner Herberg kam er heim,
Im Geiste trüber Sorge Keim:
Es strebte sein erregter Sinn
Zu seines Königs Tochter hin,
Zum Kind, das ihn so süß empfangen;
Ihr Seufzen war ihm nicht entgangen.
Ihn reut, daß er so manchen Tag
In ihres Vaters Lande lag
Und sie ihm nie zu Augen kam.
Doch ob der Reue faßt ihn Scham:
Er denkt der Gattin, der beim Scheiden
Er Treue schwur mit hohen Eiden.

Das Königskind denkt nur an ihn
Und sehnt sich, ihn ans Herz zu ziehn.
So ward von ihr die lange Nacht
Mit offnen Augen hingewacht.
Doch als das Morgenrot entbrann,
Rief sie den treuen Kämmrer an,
Führt an ein Fenster ihn beiseit
Und klagt ihm ihre Heimlichkeit:
Weh mir! sprach sie, weh mir vor allen!
Ich bin in schlimmes Leid gefallen!
Dem Herrn in meines Vaters Sold,
Dem fremden Ritter bin ich hold.
Nicht Ruhe kommt in meine Glieder,
Noch Schlaf auf meine Augenlider.
Will er sich liebend zu mir wenden
Und Leib und Seele mir verpfänden,

So geb' ich ganz mich ihm dahin,
Und ihm bringt's reichlichen Gewinn:
Er wird einſt König hier im Land;
Er iſt ſo kühn und weltgewandt.
Doch kann ſein Herz ich nicht erwerben,
Muß ich verſchmachten und verderben! —

Der Kämmrer hört ihr Leid mit an
Und rät ihr als ihr treuer Mann:
Nun, Herrin, raubt's Euch ſo die Ruh,
So ſchickt ihm eine Botſchaft zu
Und ein Geſchenk, wenn auch gering,
Sei's Litze, Gürtel oder Ring.
Freut Euer Gruß den edlen Herrn,
Empfängt er Eure Gabe gern,
Dann zweifelt nicht, daß er Euch liebt!
Glaubt, daß es keinen Kaiſer giebt,
Der ſich nicht überſelig preiſt,
Wenn Ihr ihm Liebeshuld erweiſt! —
Durch Gaben, meinſt du, ſprach das Kind,
Erfahr' ich, wie ſein Herz geſinnt?
Es lebt kein Ritter, wie ich denke,
Der, ſchickt ihm irgendwer Geſchenke,
Mag er nun lieben oder haſſen,
Sich lang darum wird bitten laſſen,
Sie anzunehmen unbeſehn.
Nur heftger Groll wird ſie verſchmähn.
Und doch, wie er dabei ſich giebt,
Verrät, ob er den Geber liebt.
Drum ſei bereit! Geh zu ihm hin! —
Ich bin bereit, Gebieterin! —
Geh, bring ihm dieſen Ring von mir
Und gieb ihm meinen Gürtel hier!

Ich send' es ihm mit tausend Grüßen. —
Er eilt hinweg auf flinken Füßen.
Sie folgt ihm an der Treppe Stufen,
Um hastig ihn zurückzurufen;
Jedoch sie schweigt und läßt ihn gehn.
Dann bleibt sie händeringend stehn:
Weh, wie ist all mein Herz entbrannt
Für diesen Mann aus fremdem Land!
Wer sagt, stammt er aus edlem Blut?
Bald treibt ihn fort sein kühner Mut;
Dann sitz ich hier in Leid verloren.
Die Liebe macht mich recht zum Thoren.
Erst gestern kam er mir zu Sinne:
Heut bitt' ich ihn um seine Minne!
Im Unmut schilt er wohl auf mich:
Doch ist er gut, erbarmt er sich!
Ich gab mein Glück dem Zufall preis,
Und wenn sein Herz nichts von mir weiß,
So bleibt mein Leben freudenbar
Und elend, ach, auf immerdar! —

Indem sie jammert angstbeklommen,
Ist jener zu dem Herrn gekommen
Und meldet ihm in Heimlichkeit
Den holden Gruß der Königsmaid,
Giebt Ring und Gürtel ihm zu eigen.
Ihm dankt Herr Elidúc mit Neigen;
Sie sehn sich an und bleiben stumm.
Dann legt der Held den Gürtel um
Und steckt das Ringlein an den Finger,
Fragt aber nichts den Ueberbringer.
Von seinem Gold bot er ihm an;
Ablehnend schied der treue Mann.

Zu seiner Herrin trat er ein,
Die seiner harrt im Kämmerlein;
Er grüßt sie von Herrn Elidûc
Und bringt ihr seinen Dank zurück. —
Sag an, du darfst mir nichts verhehlen!
Will er zu seinem Lieb mich wählen? —
Der Kämmrer sprach: Dran zweifl' ich nicht.
Zwar ruhig blieb sein Angesicht;
Doch er ist klug, daß er mit Fleiß
Sein Innerstes zu bergen weiß.
Ich, wie es Euer Wille war,
Bracht' ihm Geschenk' und Grüße dar.
Er nahm den Gurt mir aus den Händen
Und schlang ihn schweigend um die Lenden;
Das Ringlein steckt' er an sofort:
Doch weiter sprachen wir kein Wort. —
Empfieng er's nicht als Liebesgabe?
Weh mir! So bringt es mich zu Grabe! —
Ich weiß nicht, edle Frau! Doch traun,
Ihr mögt auf meine Worte baun.
Wär' Euch sein Sinn nicht zugewandt,
Er nähme nichts von Eurer Hand. —
Dein Wort ist sonder viel Gewicht!
Das weiß ich wohl, er haßt mich nicht.
Ich that ihm niemals was zuleid,
Als daß ich ihm mein Herz geweiht,
Und wollt' er das mir nicht vergeben,
Verdient' er wahrlich nicht zu leben.
Doch fortan thut kein fremder Mund
Dem teuren Mann mein Sehnen kund.
Nein, selbst will ich ihm alles sagen
Und ihm das Weh der Liebe klagen.

Nur macht die Sorge mich verwirrt,
Ob er im Lande bleiben wird. —
Frau, sprach der Kämmrer, sorget nicht!
Er steht in Eures Vaters Pflicht.
Dem bot er auf ein ganzes Jahr
Mit Schwüren sich zum Dienstmann dar,
Und Muße findet Ihr in Fülle,
Daß Euer Herz sich ihm enthülle. —

Sie hört mit freudiger Gebärde,
Daß er im Lande bleiben werde.
Sie jubelt drob in ihrem Herzen;
Doch ahnt sie nicht die heißen Schmerzen,
Die er bekämpft, seit er sie sah.
Denn keine Freude kommt ihm nah,
Als wenn an ihr sein Sinnen hängt,
Und das ist, was ihn so bedrängt.
Denn seinem Weib that er den Schwur,
Als er aus seiner Heimat fuhr,
Nach keiner andern zu verlangen:
Nun aber ist sein Herz gefangen.
Treu will er sein in allen Dingen;
Doch wie er mag dagegen ringen,
Nicht will in ihm die Liebe ruhn
Zur Königstochter Guilljadun.
Er will sie sehn; er will ihr nahn;
Er will sie küssen und umfahn.
Doch ach, es deucht ihn schlimme Sitte,
Daß er das Kind um Liebe bitte.
Nein, Pflicht ist, daß er seinem Weibe
Und seinem Dienstherrn treu verbleibe! —
Als so die Sorgen ihn beschwerten,
Rief eilig er nach den Gefährten;

Er schwang mit ihnen sich zu Roß
Und sprengte nach des Königs Schloß.
Ihn trieb sein ruheloser Sinn
Nach der Geliebten Anblick hin.

Der König saß nach Tisch beim Schach
In seiner Tochter Wohngemach
Mit einem Herrn von hohem Stande,
Der heimgekehrt vom heilgen Lande.
Das Fräulein blieb daneben stehn,
Um lernbegierig zuzusehn.
Da trat herein der edle Mann;
Der König sprach ihn freundlich an,
Lud ihn bei sich zum Sitzen ein
Und wies ihn seinem Töchterlein:
Kommt, Fräulein, diesem edlen Degen
Mit Huld und Höflichkeit entgegen
Und haltet ihn an Ehren reich!
Es leben wenig, die ihm gleich. —
Da lacht ihr Herz bei diesem Wort;
Sie führt vom Tisch den Ritter fort.
Sie sitzen abseits stumm beisammen:
Die Herzen glühn; die Augen flammen.
Sie fürchtet sich, ihn anzusprechen;
Er wagt das Schweigen nicht zu brechen.
Doch endlich dankt er für die Gabe
Und spricht: Nie ward mir liebre Habe,
Als ich von Eurer Huld gewann! —
Da hub das Kind errötend an:
Nach Euch ist all mein Sinn gewandt;
Drum hab' ich Euch den Ring gesandt.
Mein Leben ist in Eurer Macht;
Drum ward mein Gürtel Euch gebracht.

Ich lieb' auf Erden Euch allein;
Ihr sollt mein Herr und Gatte sein,
Und werd' ich nimmer Euch gehören,
So will ich's wahrlich hier beschwören,
Daß mein kein andrer Mann genießt!
Nun sagt, was Euer Herz beschließt! —
Dank, süße Maid! sprach er entzückt,
Wie Eure Liebe mich beglückt!
Ich lag in Nacht und Sehnsuchtpein;
Nun lacht die Welt im Freudenschein.
Doch eins ist, was Ihr wissen sollt:
Ich steh' in Eures Vaters Sold
Und schwur ihm zu mit hohen Eiden,
Dies Jahr mich nicht von ihm zu scheiden,
Bis wir den Gegner übermannt.
Dann aber kehr' ich in mein Land;
Denn länger werd' ich nicht verweilen,
Wenn Ihr mir Urlaub wollt erteilen. —
Das Fräulein sprach, zu ihm geneigt:
Habt Dank, daß Ihr mir nichts verschweigt!
Ihr seid zu edel, mich zu kränken,
Zu klug, um nicht vorauszudenken,
Was dann mit mir geschehen soll:
Ich geb' mich Euch vertrauensvoll! —
Sie boten sich ihr Wort zum Pfand,
Und heimlich ruhte Hand in Hand.
Nach Hause gieng Herr Elidûc
In der erfüllten Sehnsucht Glück.
Er kam nun oft, der Maid zu dienen,
Und große Lust war unter ihnen.
Doch rein blieb ihrer Herzen Bund,
Und keins that kühnre Wünsche kund,

Als auf des andern Wort zu lauschen
Und Liebesgaben auszutauschen.
Den Freund fürs Leben zu gewinnen,
Das ist des Kindes einzges Sinnen;
Die Hoffnung, die sie ganz beseelt:
Sie wußte nicht, daß er vermählt.

Er nahm sich frisch des Krieges an,
Bis seine Kraft den Sieg gewann,
Den Feind des Königs fieng im Streite
Und so das ganze Land befreite.
Man pries den Helden allerwärts,
Sein kluges Aug', sein mildes Herz.
Kaum aber lacht ihm Glück und Ruh,
So kamen ihm drei Boten zu,
Die nach ihm vom Bretonenstrand
Sein alter Lehnsherr ausgesandt.
Der war in Schaden und in Leid,
Bedrängt und mit sich selbst entzweit.
Der Feind war ihm ins Land gekommen,
Und Burg um Burg ward ihm genommen.
Oft warf er sich voll Reue vor,
Wie er den besten Mann verlor,
Den Ohrenbläser ihm geraubt.
Weh, daß Verrätern er geglaubt!
Er hatte längst, die ihn verklagt,
Mit Schimpf von Hof und Land gejagt.
Nun sandt' er ihm sein Aufgebot,
Beschwur ihn hoch in seiner Not
Bei seinem einstgen Lehenseid,
Ihm beizustehn, solang es Zeit.

Der Held vernimmt die neue Mär
Und grämt sich um die Liebste sehr.

Er ſagt dem Herrn die Botſchaft an:
Der mißte ſchwer den tapfern Mann,
Sprach, all ſein Schatz ſei für ihn feil
Und ſeines Erblands dritter Teil;
Er bot die herrlichſten Geſchenke,
Daß er nicht mehr ans Scheiden denke. —
Nein, gebt mich frei für dieſes Mal!
Mein Erbherr läßt mir keine Wahl:
Er iſt von Feinden überrannt
Und hat ſo weit nach mir geſandt.
Ich muß zu ihm. Laßt mich gewähren!
Ich werde ſicher wiederkehren
Mit ſtarkem reiſigem Geleit,
Sobald Ihr mein bedürftig ſeid. —
Der König dankt: Ich will Euch glauben
Und Euch die Reiſe gern erlauben. —
Er ſtellt ihm gütig alles frei,
Was Köſtliches im Hauſe ſei
An Gold und Silber, Roß und Hund
Und Seidenkleidern fein und bunt.
Er nimmt davon beſcheidentlich;
Doch eh' er geht, verneigt er ſich
Und ſpricht: Herr König, dürft' ich's wagen,
Dem Fräulein Lebewohl zu ſagen? —
Der nickt ihm zu: Ich ſeh' es gern! —
Schnell winkt er einem jungen Herrn,
Der ihn zur Kemenate führe;
Der läuft und öffnet ihm die Thüre.

Die Maid, da ſie den Liebſten ſchaut,
Bewillkommt ihn mit freudgem Laut.
Er ſpricht von ſeines Erbherrn Not;
Kaum ſagt er, was ihm der entbot,

So sinkt sie hin von Nacht umfangen,
Und jäh verbleichen ihre Wangen.
Er beugt sich nieder voll Erbarmen,
Hebt sie empor in seinen Armen,
Küßt oftmals zärtlich ihren Mund
Und weint aus vollem Herzensgrund.
So hielt er sie in herbem Gram
Umschlungen, bis sie zu sich kam:
Mein süßes Lieb, um Gottes Huld!
Hör meine Worte mit Geduld!
Du bist mein Leben und mein Tod,
Mein Trost in aller Erdennot.
Mein Thun und Lassen steht bei dir:
So sag in Treun, was rätst du mir?
Fort muß ich in mein Heimatland;
Dein Vater hat mich schon entsandt.
Doch wie sich auch mein Los mag wandeln,
Nach deinem Willen werd' ich handeln. —
Das Fräulein sprach: Bleibst du nicht hier,
So nimm mich mit! Ich geh' mit dir!
Und thust du's nicht, so töt' ich mich!
Wo find' ich Freuden ohne dich? —
Er mahnte sanft: Das wolle nicht!
Ich steh' noch in des Königs Pflicht
Und bräche frevelnd Treu und Glauben,
Wollt' ich ihm jetzt die Tochter rauben.
Nein, sage mir vertrauensvoll,
Wann ich dir wiederkehren soll,
Und, so mich Gott gesund erhält,
Wird wahrlich keine Macht der Welt
Mich hindern, an dein Herz zu eilen
Und Glück und Weh mit dir zu teilen! —

Sie fügte sich und weinte sehr,
Nannt' ihm den Tag der Wiederkehr.
Goldringlein wechselten die beiden
Und küßten zärtlich sich beim Scheiden.

Er ritt zum nächsten Hafenort
Und fuhr mit günstigen Winden fort.
Als er, der Langentbehrte, kam,
Schwand seinem Lehnsherrn Sorg' und Gram.
Ihm und den Freunden und Verwandten
Und allen, die den Helden kannten,
Kehrt frischer Mut mit einemmal;
Am frohsten war sein treu Gemahl.
Doch er geht allzeit in Gedanken,
Davon ihm Herz und Sinne kranken.
Was er auch sieht, nie fällt ein Licht
Auf sein verdüstert Angesicht,
Indem er dumpf die Tage zählt,
Wo ihm sein liebster Anblick fehlt.
Er schloß sich ab in Einsamkeit.
Die Gattin sah's mit tiefem Leid;
Sie wußte nicht, was ihm geschehn.
Da fiel manch Thränlein ungesehn.
Sie fragt ihn oft, was ihn verstört,
Ob er Verleumdung wo gehört,
Daß sie nicht treu an ihm gehangen,
Seit er ins fremde Land gegangen;
Sie rufe, wenn es ihm gefalle,
Zu Zeugen seine Mannen alle. —
Frau, sprach er, niemand dürfte wagen,
Euch übler Sitten anzuklagen.
Doch drüben in dem fremden Land
Gelobt' ich in des Königs Hand,

Der alles ſetzt auf meine Kraft,
Sobald ich Frieden hier geſchafft,
Ihm beizuſtehn in neuen Kriegen
Und nicht acht Tage ſtill zu liegen.
Nun find' ich hier ſoviel Beſchwerde;
Mir bangt, ob ich's vollenden werde
Zur Friſt, die mir mein Herr beſtimmt.
Das iſt's, was mir die Ruhe nimmt;
So ängſtet's mich, mein Wort zu brechen. —
Da mied die Frau, davon zu ſprechen.

Er aber führt des Erbherrn Sache,
Nimmt an den Feinden grimme Rache;
Er ſchlägt ſie hier, er ſchlägt ſie dort
Und drängt ſie aus dem Lande fort.
So gieng die Zeit; es nahte ſich
Der Tag, da ſeine Friſt verſtrich:
Da ſchloß er ehrenvollen Frieden.
Als gütlich ſo der Streit geſchieden,
Macht er ſich fertig wegzuziehn.
Auf ſeiner Fahrt begleiten ihn
Zwei Neffen, ihm vertraut und wert,
Ein Kämmrer, der ſich treu bewährt
(Er war im Liebesrat geweſen
Und oft zum Boten auserleſen),
Und ſeine Knappen; außer dieſen
Ward jeder Beiſtand abgewieſen.
Sie banden ſich mit heilgem Eid
Und ſchwuren ihm Verſchwiegenheit.

Er gieng zu Schiff mit den Geſellen,
Fuhr haſtig hin durch Wind und Wellen
Und kam dem Lande wieder nah,
Wo Sehnſucht ihm entgegenſah.

Er wählt sich ein entlegnes Haus
Dem Hafen fern zur Herberg aus.
Das thut er kluger Listen voll,
Da niemand ihn erkennen soll. —
Nun, Kämmrer, mache dich bereit!
Bring meinen Gruß der Königsmaid!
Sag, daß ihr Held sich treu erprobt
Und daß er kam, wie er gelobt!
Sag ihr, daß, wenn der Tag erbleiche,
Sie mit dir aus dem Thore schleiche!
Dort eil' ich auf geheimen Wegen
Mit offnen Armen ihr entgegen. —
Der Kämmrer klug und vorbedacht
Gieng nach der Stadt in fremder Tracht
Und spähte kundig und gewandt,
Bis er beim Fräulein Zutritt fand.
Er raunt ihr zu, wer ihn geschickt;
Sie hört die Botschaft und erschrickt,
Weint Wonnethränen licht und weich
Und küßt den Boten freudenreich.
Drauf bat er sie, mit ihm zu kommen,
Sobald des Tages Licht verglommen.
Voll Eifer ward die Flucht besprochen,
Bis tiefe Nacht hereingebrochen
Und sie allein mit ihm entwich.
Bang schlägt ihr Herz; sie klammert sich
Voll Aengsten an des Führers Hand.
Sie trägt ein seidenes Gewand
Mit dichten goldnen Stickerein
Und hüllt sich in ihr Mäntelein.
Nur einen Bogenschuß vom Thor
Ragt ein umzäunter Forst empor,

Ein Park mit ſchattigen Gehegen;
Dort vor dem Pfahlwerk hielt der Degen,
Der an ſein Herz die Liebſte ſchloß.
Er ſchwingt ſie fröhlich auf ein Roß,
Springt in den Sattel und erfaßt
Ihr Tier am Zaum und flieht in Haſt.

Er kam nach Toteneis zum Port;
Zu Schiffe ſtiegen ſie ſofort.
Drin war nur er und ſein Geleit
Und Guilljadun die Königsmaid.
Still war das Wetter, gut der Wind;
Die Fahrt gieng ſicher und geſchwind.
Doch wie ſie dachten, bald zu landen,
Begann die glatte Flut zu branden.
Ein Sturm kam gegen ſie daher
Und warf ſie weit zurück ins Meer.
Die Segel reißt der Wind in Fetzen;
Der Maſt zerſplittert. Voll Entſetzen
Flehn ſie zu Gott ohn' Unterlaß,
Sankt Clemens und Sankt Nikolas,
Zu Frau Marie, der gnadenreichen,
Den Sohn mit Bitten zu erweichen,
Daß er barmherzig ihrer denke
Und rettend ſie zum Hafen lenke.
So ſchwankt ihr Schiff im Wogendrang
Bald hier, bald dort, dem Land entlang;
Schon naht ihr Tod im Sturmesgrimme.
Ein Schiffsjung' ruft mit lauter Stimme:
Herr, welcher Heilge wird uns ſchützen?
Was ſoll Gebet und Arbeit nützen,
Solang Ihr die am Herzen hegt,
Die einzig dieſen Sturm erregt?

Ihr habt ein Ehweib lange ſchon
Und führt die andre nun davon!
Ihr wagtet gegen Recht und Glauben,
Zum Hohne Gottes, ſie zu rauben.
Drum werft ſie hin der wilden See,
Und gleich wird enden unſer Weh [3])! —
Der Held rief wütend: Frecher Wicht,
Schweig ſtill! Kein Wort mehr! Läge nicht
Die Herrin krank in meinen Armen,
So ſollte Gott ſich dein erbarmen! —
Noch eben hat er ſie liebkoſt
Und ſprach ihr für das Uebel Troſt,
Das auf dem Meer ſie angekommen.
Doch als ſie dieſes Wort vernommen,
Das Schreckenswort, daß er vermählt,
Fiel ſie aufs Antlitz wie entſeelt.
Sie liegt mit fahlem Angeſicht
Und rührt ſich nicht und atmet nicht.
Doch er in heißer Herzensnot
Blickt nach ihr hin und glaubt ſie tot.
Da ſchreit er wild im Schmerz und rafft
Ein Ruder auf mit Zorneskraft
Und giebt dem Jungen einen Schlag,
Davon er tot im Schiffe lag.
Er ſtieß ihn mit dem Fuß hinaus;
Der Leib trieb fort im Wellenbraus.
Dann aber faßt der grimme Mann
Mit eigner Hand das Steuer an
Und lenkt und hält das Schiff mit Macht,
Bis er's zum Hafen eingebracht.

Sie warfen Anker nah dem Strand,
Und ihre Brücke fiel aufs Land.

Noch lag das Kind so still und bleich,
Von Anblick einer Toten gleich,
Und Elidûc klagt über ihr:
Ach, warum starb ich nicht mit dir? —
Er rief die Freunde Mann für Mann
Um ihren Rat und Beistand an,
Wohin sein Lieb er bringen solle,
Da er sie nicht verlassen wolle,
Damit nun in geweihter Erde
Ihr holder Leib bestattet werde
Mit Totenamt, mit Ehr' und Prangen,
Wie Königskinder es verlangen.
Doch wie er fragte, wie er bat,
Die Treuen wußten keinen Rat.
Zuletzt schien dieses ihm das beste:
Unfern dem Meer lag seine Veste;
Die Burg umschloß ein Tannengrund
Wohl dreißig Meilen in der Rund',
Und dort an abgelegner Stelle
Stand eine kleine Waldkapelle;
Da saß ein Klausner vierzig Jahr,
Bei dem er oft zu Gaste war:
Ihm bringen wir die Tote nun;
In seinem Kirchlein mag sie ruhn.
Von meiner Habe werd' ich geben;
Ein Kloster soll sich dort erheben.
Das füll' ich an von nah und fern
Mit Nonnen oder Klosterherrn.
Die sollen beten Nacht und Tag,
Damit ihr Gott genaden mag. —
Darauf verlangt er nach den Rossen.
Noch einmal mußten die Genossen

Ihm schwören, alles zu verschweigen;
Dann hieß er sie zu Rosse steigen
Und ritt dahin von Leid beschwert,
Die Leiche vor sich auf dem Pferd.

Auf gradem Weg erreichte bald
Der Reiterzug den tiefen Wald.
Sie hielten vor des Kirchleins Stufen
Und pochten lang mit lautem Rufen.
Doch keine Stimme klang hervor,
Und keine Hand erschloß das Thor.
Durchs Fenster steigt ein Mann vom Troß;
Von innen öffnet er das Schloß.
Acht Tage waren's, daß im Frieden
Der alte heilge Mann verschieden,
Wovon das frischgehäufte Grab
Dem trüben Helden Kunde gab.
Die andern wählten schon im Haus
Den Ort zur Gruft des Fräuleins aus,
Bereit, den Spaten anzulegen.
Doch er sprach: Laßt es unterwegen,
Bis ich in meinen Rat besandt
Die weisen Männer hiezuland,
Ob's Kloster oder Kirche wäre,
Was diesen Ort am besten ehre.
Drum legt mein Lieb vor den Altar
In Gottes Hut und seiner Schar! —
Gewande wurden ausgespreitet
Und ihr ein weiches Bett bereitet.
Drauf legten sie die holde Maid
Und giengen weg in stillem Leid.
Doch wie es nun ans Scheiden kam,
Da brach ihm schier das Herz vor Gram.

Er küßt ihr Aug' und Angeſicht
Und ruft: Der Himmel wolle nicht,
Daß ich je wieder Waffen trage,
Noch in der Welt zu leben wage!
Weh, Lieb, daß je du mich erſchaut!
Weh, daß du arglos mir vertraut!
Du warſt zur Königin erleſen,
Wär' nicht dein Herz ſo treu geweſen,
Dein Herz, das ganz mein eigen war!
Das muß mich jammern immerdar.
Sobald wir dich zur Gruft getragen
Werd' ich als Mönch der Welt entſagen,
Daß täglich deine Grabeshalle
Von meinem Schmerze widerhalle. —

Er riß ſich los von ihrem Bette,
Verſchloß dann die geweihte Stätte,
Und ſeiner Ehefrau nach Haus
Schickt einen Boten er voraus,
Zu künden, daß er kommen werde,
Doch matt von Mühſal und Beſchwerde.
Sie freut ſich ob des Gatten Nahn
Und rüſtet ſich, ihn zu empfahn.
Sie eilt ihm liebevoll entgegen;
Doch bringt ſein Kommen wenig Segen.
Denn niemals lächelt er hinfort,
Noch ſpricht er mehr ein freundlich Wort,
Und niemand wagt, ihn drob zu fragen.
Doch nach zwei kummervollen Tagen
Hört er der Meſſe Morgenſang
Und wandert dann auf ſtillem Gang
Weit durch den grünen Waldeshag
Zum Kirchlein, wo die Liebſte lag.

Sie lag noch immer wie zuvor;
Kein Hauch hob ihre Bruſt empor.
Doch eines dünkt ihn wunderbar:
Daß ſie noch weiß und roſig war.
Die Farbe war ihr nicht entwichen,
Nur daß ein wenig ſie verblichen.
Er weint um ſie und betet lange,
Daß Gott in Gnaden ſie empfange.
Dann ſteht er auf von Klag' und Bitte
Und wendet heimwärts ſeine Schritte.

Doch eines Tages folgt von fern
Ein Späher dem betrübten Herrn;
Der war gewonnen von der Frau.
Sie ſprach: Beobacht ihn genau!
Kannſt du mir ſichre Kunde ſchaffen,
So ſchenk' ich Roſſe dir und Waffen. —
Der Knabe thut nach dem Geheiß
Und folgt ihm unbemerkt und leis.
Er ſieht ihn in das Kirchlein treten
Und hört ſein Klagen und ſein Beten.
Doch eh der Herr verläßt die Klauſe,
Erzählt der Knabe ſchon zu Hauſe
Vom Jammerruf und Schmerzensſchrei
In der verlaſſnen Siedelei.
Sie ſprach erregt: So laß uns gehn
Und ſelber nach dem Kirchlein ſehn!
Denn heute denkt mein Herr beizeiten
Zum König an den Hof zu reiten.
Ich weiß, er hat den heilgen Alten,
Der dort begraben, hochgehalten;
Doch glaub' ich nicht, daß ſolche Klage
Und ſolchen Schmerz er um ihn trage. —

Sie gieng, als er nach Hofe ritt,
Zum Wald und nahm den Diener mit.
So kam sie zu der öden Zelle
Und sah im Innern der Kapelle
Das Mägdlein auf des Altars Stiegen
Gleich einer jungen Rose liegen.
Sie hebt das Tuch, das sie umwallt,
Und schaut den Leib so wohlgestalt,
Die Hände weiß, die Arme schlank,
Die Finger lang und zart und blank.
Die treue Frau, nun sah sie klar,
Warum ihr Herr so traurig war.
Sie ruft dem Knaben weich und mild
Und zeigt ihm dieses Wunderbild:
Sieh, wie sie daliegt ohne Fehl,
Von lichter Schönheit ein Juwel!
Das ist die Liebste meines Herrn;
Drum ist ihm alle Freude fern.
Sie war so hold: mich wundert's nicht,
Daß ihm das Herz vor Kummer bricht.
In Lieb' und Mitleid muß ich klagen;
Das Glück entschwand aus meinen Tagen. —
Sie setzt sich nieder aufs Gestein
Und jammert um das Mägdelein.

Doch während dieser Zeit geschah's,
Daß am Altar, vor dem sie saß,
Aus seinem Bau ein Wiesel schlüpfte
Und über die Entseelte hüpfte,
Und rascher Hand erschlug der Knabe
Das flinke Tier mit seinem Stabe
Und warf es vor die Siedelei.
Des Wiesels Weibchen kam herbei,

Fand den Gefährten ſtill und ſtumm,
Lief oft um ſeinen Kopf herum,
Beroch und zupft' ihn mit der Pfote;
Doch unbeweglich lag der Tote.
Als es den Freund nicht wecken kann,
Stellt ſich das Tierlein kläglich an
Und läuft aus der Kapelle bald
Nach Kräutern in den grünen Wald,
Bricht dort mit ſeinen Zähnen ſchnell
Ein rotes Blümchen purpurhell,
Legt's in des toten Wieſels Mund —
Und dies wird lebend und geſund.
Die Dame ſah's und rief im Nu:
Freund, jag's ihm ab! Schlag zu, ſchlag zu! —
Er warf und traf, ſo daß am Thor
Das flüchtge Tier ſein Kraut verlor.
Das ſchob die Frau mit feiner Hand
Dem Mägdlein durch der Lippen Rand,
Und kurze Weile nur verrann,
Da hebt die Maid zu ſeufzen an,
Blickt auf und ſpricht mit ſanftem Ton:
Mein Gott! Wie lange ſchlaf' ich ſchon [4])! —

Die Herrin, die ſolch Wunder ſchaut,
Dankt Gott mit hellem Freudenlaut,
Und bald begann auf ihre Fragen
Die Maid ihr alles anzuſagen:
In England liegt mein Heimatort;
Mein Vater herrſcht als König dort,
Und ach, es war mein einzig Glück
Der edle Ritter Elidûc.
Ich floh, ihm völlig zu gehören.
Er that nicht recht, mich zu bethören;

Denn eine Gattin hat er schon
Und sprach mir nie ein Wort davon.
Doch als ich später dies vernahm,
Da fiel ich hin vor Schreck und Gram,
Und nun in diesem fremden Land
Hat er sich schnöd von mir gewandt
Und läßt mich liegen trostberaubt.
Weh der, die einem Manne glaubt! —
Nein, Kind, Herrn Elidûc gefällt
Kein lebend Wesen auf der Welt!
In Trübsinn geht er Nacht und Tag,
Wie jeder Euch bezeugen mag.
Die Wahrheit ist: er glaubt Euch tot.
Drum trauert er in Herzensnot,
Und täglich hat er hier geklagt,
Wo Ihr in tiefer Ohnmacht lagt.
Ihr möget meinen Schmerz bemessen:
Ich bin sein Weib, das er vergessen!
Ich sah ihn gehn mit düstrem Sinne
Und wollte schaun, was er beginne.
Drum kam ich her. Mein Trost im Leid
Ist, daß Ihr nun am Leben seid.
Kommt, holdes Kind! Ich nehm' Euch mit
Und sag' ihn seines Wortes quitt.
Nur Euch gehört er: nehmt ihn hin!
Ich will hinweg ins Kloster ziehn. —

So führt sie tröstend sie hinaus
Und bringt sie liebevoll nach Haus.
Der Knappe mußte sich bereiten,
Nach seinem Herren auszureiten.
Er trabt von dannen unverwandt,
Bis er am Hof den Ritter fand.

Nachdem er alles ihm erklärt,
Bestieg Herr Elidûc sein Pferd,
Ließ hinter sich Geleit und Troß
Und kam zur Nachtzeit auf sein Schloß.
Er fand sein holdes Lieb gesund
Und dankt der Frau mit sanftem Mund.
Mit einmal war ihm Lust und Leben
In seinem Lieb zurückgegeben.
Er beugt sich küssend zu ihr nieder;
Sie hängt an ihm und küßt ihn wieder.
Doch als des Hauses Herrin da
Das stille Glück der beiden sah,
Trat sie vor ihren Gatten hin,
Nahm Abschied mit gefaßtem Sinn
Und sprach: Ich scheide sonder Pein,
Dem Dienste Gottes mich zu weihn.
Gieb mir ein Stück von deinen Triften,
Darauf ich mag ein Kloster stiften!
Doch du sollst frei dein Lieb umfahn.
Denn traun, es wär' nicht wohlgethan,
Zwei Fraun in deinem Haus zu hegen.
Der Bund wär' ohne Gottes Segen. —
Gerührt vernahm er's und gewährte
Aus voller Hand, was sie begehrte,
Ein großes Stück von seinem Land,
Wo jenes Klausners Zelle stand.
Dort läßt er schnell die Waldung lichten
Und ihr ein Gotteshaus errichten
Und schenkt ihr andre reiche Gabe,
Daß sie ein lieblich Leben habe.
Den Schleier nahm die edle Frau,
Sobald vollendet war der Bau,

Und mit ihr traten der Abtei
Noch dreißig andre Nonnen bei.

Doch Elidûc in Seligkeit
Vermählte sich die Königsmaid.
Die Feier füllte Tag und Nacht
Das Herrenschloß mit Glanz und Pracht.
Drauf lebten beide manches Jahr
In Herzensliebe treu und wahr,
Beschenkten Arme nah und fern;
Dann weihten sie sich Gott dem Herrn.
Ein Münster ließ der Held bereiten
Unfern dem Schloß, zur andern Seiten;
Das ward mit weiser Kunst vollbracht
Und mit Geschenken reich bedacht.
Er gab sein Gold und klar Gestein,
Und viele Mönche lud er ein
Von gutem Orden allerwegen,
Des Gottesdienstes dort zu pflegen.
Als alles wohl vollendet war,
Gesellt er selbst sich ihrer Schar,
Um voller Demut nun mit ihnen
Dem Herrn sein Leben lang zu dienen.
Doch seiner ersten Frau befahl
Er Guilljadun, sein hold Gemahl,
Und die empfieng sie freudenreich
Und hielt sie einer Schwester gleich.
Sie gab ihr heilge Liebeslehren
Und unterwies sie, Gott zu ehren.

Die Frauen beteten fortan
Vereint für den geliebten Mann
Und er für sie mit gleichem Sinn.
Er sendet häufig Boten hin,

Zu fragen, wie die Frauen leben
Und in ihr Leben ſich ergeben.
So ſtrebte jedes von den drein
Nach Himmelsliebe fromm und rein
Und gab an ſeinem ſelgen Ende
Den Geiſt in Gottes Gnadenhände.

Den drein und ihrem Glück und Leid
Ward ein bretoniſch Lied geweiht,
Damit ihr Name nicht vergehe
Und ihr Gedächtnis fortbeſtehe.
Einſt hieß nach Elidûc die Märe;
Nun nennt man ſie den Fraun zur Ehre.
Denn ſie, die Frauen, ohne Frage
Sind ja die Helden dieſer Sage.
Drum heißt des Liedes Weiſe nun
„Guildeluec und Guilljadun.“

Der bunte Zelter

von

Hüon dem Spielmannskönig.

Vereinſt im Land Champagne lebte
Ein Ritter, der nach Ehren ſtrebte [1]),
Von hohem Sinn und kühnem Mut,
Am Herzen reich, doch arm an Gut.
Hätt' ihm das Glück ſolch Gut beſchert,
Als er fürwahr an innrem Wert
Vor allen andern war erleſen,
Wär' ſeinesgleichen nicht geweſen.
Herr Wilhelm hieß der junge Held.
So freudig pries ihn alle Welt,
Daß auch, wer ihn nicht ſelber kannte,
Gern den berühmten Namen nannte.
Barg er im Helm ſein Angeſicht
Beim Waffenſpiel, ſo dacht' er nicht,
Zur Schau der Damen ſich zu ſchmücken
Und heimlich aus dem Kampf zu drücken:
Nein, wo am ſtärkſten das Gedränge,
Stürzt er mit Wucht ſich in die Menge.

Er trug im Herzen treu geſinnt
Ein ſchönes junges Herrenkind,
Von hoher Art und viel umworben.
Die Mutter war ihr früh geſtorben;

Ihr Vater, reich an Land und Macht,
Hielt eifersüchtig sie bewacht
Als seines Stammes letzten Sproß.
Im tiefen Walde lag sein Schloß,
Der damals weithin sich erstreckte
Und schattend rings das Land bedeckte [2]).
Wild war der Tann und schwarz und dicht;
Doch treue Liebe schied er nicht.
Der junge Held fand guten Rat:
Er brach zu ihr sich einen Pfad
Von seinem Haus zwei Meilen weit
Durch tiefste Waldeseinsamkeit.
Kein lebend Wesen in der Runde
Erhielt von diesem Schleichweg Kunde
Als nur sein einziger Genoß:
Das war sein schönes edles Roß,
Ein Zelter schillernd bunt und fein;
Kein Farbenspiel, kein Blumenschein
War seinem Glanze zu vergleichen,
Kein schönres war in allen Reichen.
Es gieng so sanft; er hätt's im Leben
Um alles Gold nicht hingegeben.

Gar oftmals trug dies treue Roß
Ihn heimlich nach der Liebsten Schloß,
Die er doch nur von weitem sah.
Sie kamen nie einander nah;
Stets waren vor des Thores Bogen
Die Eingangsbrücken aufgezogen;
Ein Graben lief ums Felsenhaus.
Nur durch die Planken des Verhaus
Besprach das Paar sich scheu von fern
In Aengsten vor dem alten Herrn.

Denn der war klug und vielerfahren,
Und da ein Weg bei seinen Jahren
Ihm schwer ward, ritt er selten aus
Und hielt sich ruhig meist zu Haus.
Die Tochter mußte bei ihm bleiben,
Um ihm die Stunden zu vertreiben,
Indes ihr Sinn ins Weite gieng
Und trauernd am Geliebten hieng.

So brannten in der Sehnsucht Leid
Die jungen Herzen lange Zeit,
Im ungeduldigen Verlangen
Nach Kuß und zärtlichem Umfangen.
Der Ritter dachte hin und her;
Doch endlich litt er's nimmermehr:
Er kam zum alten Herrn geritten,
Um seine Tochter ihn zu bitten.
Mit Ehren ward er aufgenommen.
Herr, hub er an, ich bin gekommen
Vertrauend Eurer Gnad' und Huld.
Hört meine Bitte mit Geduld!
Und was mein Herz von Euch begehrt,
Gott gebe, daß Ihr mir's gewährt! —
Der Alte sah ihn forschend an
Und sprach: Gern thu ich's, wenn ich kann.
Fürwahr, vergönnt's die Ehre mir,
Ich helf' Euch! Sagt, was wünschet Ihr? —
So hört mich, Herr! Euch sind mein Stand
Und meine Ahnen wohlbekannt
Und was ich habe, was ich treibe:
Gebt Eure Tochter mir zum Weibe!
Ich hörte stets, daß, wer sie kennt,
Sie nur mit Lob und Liebe nennt.

Schenkt mir dies Glück! Laßt Euch erweichen!
Auf Erden lebt nicht ihresgleichen. —

Der Greis vernahm's zum Wort bereit;
Er ſann nicht lang auf den Beſcheid:
Ich weiß zu würdgen, was Ihr ſprecht.
Ja, meine Tochter, Ihr habt Recht,
Sie iſt ſo jung und ſchön und gut,
Ein magdlich Kind von Fürſtenblut.
Ich ſelbſt bin reich, von hohen Ahnen,
Die ſtolz mich alter Ehren mahnen,
Und weithin iſt mein Adel kund.
Mein Land trägt jährlich tauſend Pfund.
Ich müßte doch von Sinnen ſein,
Wollt' ich ſie einem Ritter frein,
Der zum Turnier nach Beute fährt
Und ſich vom Lanzenbrechen nährt [3]).
Ich hab' nur ſie; nach meinem Sterben
Wird ſie, was mein iſt, alles erben.
Kein Fürſt im Reich braucht ſich zu ſchämen,
Will er mein Kind zur Gattin nehmen. —

Der junge Ritter ſtand befangen;
Er ſchied mit ſchamerglühten Wangen.
Verwirrt ritt er davon und ſtahl
Zur Liebſten ſich voll Seelenqual
Und bracht' ihr klagend den Beſcheid:
Ach, edles Fräulein, ſüße Maid,
Was ſoll ich thun? Ich muß Euch fliehn
Und will in weite Ferne ziehn.
Verlorner Wahn, wie warſt du hold!
Weh über das verhaßte Gold,
Das Eures Vaters Herz bethört!
Sonſt hätt' er mich gewiß erhört. —

Glaubt, sprach sie, gieng's nach meinem Sinn,
Wie gerne gäb' ich alles hin!
Fürwahr, den besten Teil vergißt,
Wer Euch nur nach der Habe mißt.
Wollt' Euren Heldenwert dagegen
Mein Vater auf die Wage legen,
Er schaute froh, was er gewinnt.
Doch Stolz des Reichtums macht ihn blind.
Mein Sehnen stört ihm nie den Schlummer.
Was fragt er je nach meinem Kummer?
Ein altes Herz versteht nicht mehr
Der Jugend Sinnen und Begehr.
Doch laßt Euch raten! Hört mich an!
Ich weiß, was uns noch helfen kann. —
Ja, sprach er, sagt mir Euren Willen! —
Ich sann darüber längst im stillen:
Euch lebt ein Oheim groß und reich,
An Macht wohl meinem Vater gleich.
Er hat nicht Weib, er hat nicht Kind,
Noch Sippen, die ihm lieber sind
Als Ihr, der nächste seines Blutes.
Ihr seid der Erbe seines Gutes.
Geht hin und sagt ihm, was geschehn,
Und bittet ihn, Euch beizustehn,
Da schwerlich Euer Wunsch gedeihe,
Wenn er nicht seine Hilfe leihe.
Die beiden Alten schätzen sich
Als Ehrenmänner inniglich,
Vertraun einander als Berater.
Sagt Euer Ohm zu meinem Vater:
„Vereinen wir das junge Paar!
Ich geb' dem Neffen jedes Jahr

Von meinem Land dreihundert Pfund",
So willigt er in unsern Bund.
Und ist besiegelt unser Glück,
So gebt dem Ohm sein Gut zurück.
Reich wär' ich, wenn mir nichts verbliebe
Als Ihr allein und Eure Liebe. —
Er folgte freudig ihrem Rat
Und ritt auf grünem Waldespfad
Zum Oheim, der ihn wohl empfieng
Und mit ihm fern von Zeugen gieng.
Hoch überm Thor auf dem Altan
Besprachen sie des Ritters Plan.
Der Alte stimmte willig ein:
Du kannst um keine Bessre frein;
Mit Freuden biet' ich meine Hand.
Bei meinem Haupt! Ich bring's zustand. —
Ach, sprach er, liebster Ohm, das thut!
Führt meine Sache rasch und gut!
Ich fahre jetzt in voller Zier
Nach Gallardon auf ein Turnier [4]).
Gott geb', daß ich in Siegesehre
Zu meiner Hochzeit heimwärts kehre! —
In Eile schied er wie verzückt,
Von neuer Hoffnung hochbeglückt;
Er sah so nah sein holdes Ziel
Und sprengte froh zum Waffenspiel.

Jedoch der Ohm, dem er vertraut,
Der war in Lug und Trug ergraut.
In erster Früh am andern Tag
Ritt schon der Falsche durch den Hag
Und kehrte noch bei Morgenschein
Am Hof des reichen Nachbars ein.

Zum Willkomm lief der alte Degen
Erfreut dem werten Gaſt entgegen
Und führt' ihn feſtlich in ſein Haus.
Gerüſtet ward ein großer Schmaus.
Sie ſaßen lang im hohen Saal
Und ſprachen heiter nach dem Mahl
Von ihrer Jugendzeit und nannten
Die alten Freunde und Bekannten.
Sie tauſchten manche luſtige Mär,
Drin klang's von Schwert und Schild und Speer,
Bis endlich nun der Ohm begann:
Ich häng' Euch recht in Treuen an;
Das wiſſet Ihr ſeit langen Tagen.
So laßt Euch eine Bitte ſagen,
Darum ich hergekommen bin!
Gott ſtimme günſtig Euren Sinn! —
Der andre rief: Was Ihr begehrt,
Sprecht nur! Es iſt Euch ſchon gewährt.
Gern zahl' ich alter Liebe Schuld. —
Herr, ſprach der Oheim, Dank und Huld
Bewahr' ich, wie's mir ſtets gebührt.
So hört denn, was mich hergeführt!
Um Eure Tochter möcht' ich frein,
Und willigt Ihr in Freundſchaft ein,
So wird ihr alles, was ich habe,
Von mir verbrieft als Morgengabe.
Ihr wißt, mein Gut iſt reich und groß,
Ich bin allein und erbelos.
Wir Freunde lebten dann im Frieden,
An Herz und Habe ungeſchieden.
Seht, Herr, drum werde ſie die meine,
Daß ſich in ihrer Hand vereine,

Was Gott uns beiden hat beſchert. —
Herr, wie mich das beglückt und ehrt!
Sprach freudeſtrahlend ſein Genoß,
Ich nähme drum kein Königsſchloß.
Fürwahr, wie könnte mir auf Erden
Ein ſolch erwünſchter Eidam werden,
So zuverläſſig, reif an Jahren,
So ehrenfeſt und vielerfahren,
Ein Mann ſo ganz nach meinem Sinn?
Mein Kind iſt Euer: nehmt es hin! —

Doch als das Fräulein dies erfuhr,
Erſchrak ſie jammernd und beſchwur
Die heilge Jungfrau, ſie zu retten
Vor dieſer Ehe ſchnöden Ketten.
O weh mir! rief ſie thränenbleich,
Mich mordet dieſer Schelmenſtreich!
Wie hat der Alte uns gelogen
Und den geliebten Mann betrogen,
Den edlen Ritter tugendvoll!
Die Goldgier macht den Alten toll.
Erwirbt er mich, geb' Gott ihm Leid!
Sein Todfeind bleib' ich allezeit.
Nein, nein! Den Tag erleb' ich nicht!
Wo berg' ich nur mein Angeſicht?
Doch wehe mir, ich kann's nicht wenden!
Hier lieg' ich mit gebundnen Händen.
Wehrlos gefangen muß ich ſtill
Erdulden, was mein Vater will.
O Schmach dem Alter, Schmach dem Gold,
Drum ich mein Lieb verlieren ſollt'! —

Indeſſen ſchmückte man das Haus
Mit Kranz und Teppich feſtlich aus.

An alle greiſen Herrn im Land
Ward Gruß und Ladung ausgeſandt.
Wohl ihrer dreißig kamen an,
Worauf ein weis Geſpräch begann,
Und man beſchloß im Rat der Alten,
Am nächſten Tag das Feſt zu halten,
Und gab den Zofen das Gebot,
Ihr Fräulein noch vor Morgenrot
Beim Brautſchmuck hurtig zu bedienen;
Sie hörten's mit beſtürzten Mienen.
Der Vater ſtrengen Angeſichts
Rief: Sind wir fertig? Fehlt uns nichts? —
Herr, ſprach der Mädchen eines, doch!
An guten Zeltern fehlt es noch,
Daß insgeſamt wir mit ihr reiten
Und nach der Kirche ſie geleiten. —
Der Alte ſprach: Die Not iſt klein.
An Pferden ſoll kein Mangel ſein. —
Er rief die Knappen: Lauft zur Stunde
Und ſagt den Nachbarn in der Runde,
Die Frauen ſeien unberitten,
Wir laſſen ſie um Zelter bitten. —

Der junge Ritter mittlerweile
War heimgekehrt in Liebeseile.
Er ſchied vom Kampfplatz ſieggekrönt,
Von Lob und Freudenruf umtönt
Und blühend Hoffnungsglück im Herzen.
Er war voll Mutwill und voll Scherzen:
Mit luſtgem Trällern wandert er
Im Hauſe ruhelos umher;
Stets mußt' ein Fiedler um ihn ſein;
Der ſtrich ihm neue Melodein.

Und so erharrt er Stund' um Stunde
Von seinem Oheim frohe Kunde.
Zum Thore blickt er fort und fort,
Und wirklich, sieh, wer naht sich dort?
Ein Bote kommt! Vor Schreck und Lust
Erbebt das Herz ihm in der Brust.
Herr, sprach der Knappe, Gruß und Heil!
Mich schickt mein alter Herr in Eil'
Mit einer großen Bitte her.
Ihr wißt, er schätzt und liebt Euch sehr.
Ihr habt das schönste Roß im Reich;
Kein andres trägt so sanft und weich.
Herr, seid so gütig denn und leiht
Den Zelter uns auf kurze Zeit! —
Wozu, Freund? — Daß er früh am Tage
Zur Kirche unser Fräulein trage. —
Was geht dort vor? Gieb mir Bericht! —
Herr, sprach der Knappe, wißt Ihr's nicht?
Dort wird sie Eurem Ohm vermählt,
Der sie zur Gattin sich erwählt. —

Vor Schreck beginnt der Herr zu wanken;
Ein Schwindel lähmt ihm die Gedanken:
Es ist nicht möglich, sag' ich dir!
Du treibst nur deinen Scherz mit mir! —
Gewiß nicht, Herr! Ihr dürft mir traun.
Ihr könnt's mit eignen Augen schaun:
Versammelt sind von nah und fern
Zum Brautgeleit die alten Herrn. —
So gab's seit Kains Mörderthat
Nie einen schnöderen Verrat! —
Er stand betäubt von Zorn und Leid
In dumpfem Brüten lang beiseit.

Ach, sprach der unglückselge Mann,
Sie selbst hat keine Schuld daran,
Sie nicht! Ich muß den Wunsch gewähren
Als letzten Dienst für all die Ehren,
Die sie mir bot, für all die Wonnen,
Die nun auf immerdar zerronnen!
Doch wie? Durch den ich sie verlor,
Dem soll ich armer blinder Thor
Mein edles Roß zum Feste leihn,
Zur Lustbarkeit ihm dienstlich sein?
Wie kann sich nur der Mann erfrechen,
Um solchen Dienst mich anzusprechen?
Hat er nicht alles mir geraubt,
Woran mein arglos Herz geglaubt?
Ach, all die Schönheit, Huld und Güte,
Die mir in meinem Lieb erblühte?
Doch muß ich allem auch entsagen,
Es sei: mein Zelter soll sie tragen,
Daß, wenn sie seine Zügel lenkt,
Sie nochmals innig mein gedenkt.
Ich liebte sie zu meinem Leid
Und will sie lieben allezeit! —
Er läßt sofort den Zelter zäumen;
Der Knecht entführt ihn ohne Säumen.

Herr Wilhelm bleibt allein zurück
Und denkt an sein verlornes Glück.
In bittrem Grimm und Herzensjammer
Vergräbt er sich in seine Kammer,
Und seinen Dienern insgemein
Schärft er bei Tod und Leben ein,
Daß keiner ihn zu stören wage:
Dann überläßt er sich der Klage.

Der Knappe mit dem edlen Roß
Kam abends ſpät ins Hochzeitſchloß,
Wo all die greiſen Ritter ſaßen,
Ein reichlich Mahl mit Freuden aßen.
Der Burgherr ſcherzte mit der Schar,
Der heut in beſter Laune war.
Dann ließ er ſein Gebot erſchallen
Dem Türmer und den Knechten allen:
Merkt auf und ſagt's von Mund zu Munde!
Vor Sonnenaufgang eine Stunde
Soll alles wach ſein und bereit.
Drum ſorget, daß zur rechten Zeit
Ein jeder flink das ſeine thue! —
Drauf legten alle ſich zur Ruhe.
Die junge Braut nur lag in Thränen
Und wacht' in hoffnungsloſem Sehnen;
Sie weinte ſtill und ſeufzte tief,
Indeſſen ringsum alles ſchlief.

Der Wächter ſelbſt, beſchwert vom Wein,
Nickt auf dem Turm ermattet ein.
Da ſchreckt ihn auf um Mitternacht
Des nahen Mondes helle Pracht,
Die oſtwärts überm Wald erglommen.
Er meint, ſchon will der Morgen kommen.
Zeit iſt's, denkt er in jähem Schrecken,
Die große Ritterſchaft zu wecken. —
Laut ſtößt ins Horn der trunkne Mann:
Steht auf, ihr Herrn! Der Tag bricht an! —
Das Dröhnen des Allarmhorns traf
Die Zecher all im erſten Schlaf;
Sie ſtarrten gähnend in die Helle.
Die Knechte ſchlichen in die Ställe,

Und unter Lärmen und Geschrei
Zog Roß und Zelter man herbei,
Bis endlich die gesamte Schar
Der alten Herrn im Sattel war.
Dem ältsten ward die bleiche Braut
Zu Dienst und Obhut anvertraut.
Der Armen führte man am Thor
Des Freundes bunten Zelter vor;
Da deckt sie mit dem Schleier sich
Und schluchzt und weinet bitterlich.
Die Alten brummen in den Bart:
So war von je der Weiber Art.
Wenn sie des Vaters Haus verlassen,
Weiß keine sich vor Schmerz zu fassen. —

So brach man auf noch lang vor Tag.
Ihr Ziel, ein altes Kirchlein, lag
Fern an des großen Waldes Saum.
Der Weg bot nur zwei Rossen Raum;
Drum ordnet sachte sich die Schar.
In langem Zuge Paar um Paar
Rottierten sich die vielen Reiter,
Zuletzt die Braut und ihr Begleiter.
Der alte Herr, der wenig sprach,
Ließ sie voraus und folgte nach,
Daß in des finstern Weges Enge
Sein Roß nicht an das ihre dränge.
So gieng es durch die Wälder fort;
Man hörte kaum ein lautes Wort,
Das Rascheln nur im dürren Laub,
Der Tiere Stampfen und Geschnaub.
Die meisten nickten schlummertrunken,
Vorn auf des Pferdes Hals gesunken,

Und wer im Sattel aufrecht saß,
Der sann für sich auf dies und das,
Im Kopf umnebelt und verwacht,
Und niemand nahm des Fräuleins acht.
Ihr Ritter war ein gutes Stück
Des Weges hinter ihr zurück,
Da oft sein Rößlein stehen blieb,
Bis er's im Schlafe weiter trieb.
Sie selbst blickt achtlos vor sich hin,
Nur Lieb' und Liebesleid im Sinn.

So ritt sie durch die Einsamkeit
Allein, nur Gott war ihr Geleit,
Bis tief sich in ein schattig Thal
Die Straße senkte, wo kein Strahl
Des Mondes durch das Dickicht drang.
Sie ließ dem Zelter freien Gang, —
Und unvermerkt bog dort mit ihr
In jenen Pfad das treue Tier,
Den es in hoffnungsreichen Tagen
So manchmal seinen Herrn getragen.
Sie schwand im Wald. Der Troß der Reiter
Ritt auf der großen Straße weiter.

Doch endlich sah das Fräulein um:
Rings nächtge Wildnis öd und stumm;
Sie war verlassen und verirrt.
Sie bebt vor Schreck und Graus verwirrt;
Schon will sie rufen angstbeklommen:
Doch wehe, nein! Was soll's ihr frommen?
Viel besser wahrlich, hier zu sterben
Und in der Wüste zu verderben!

Sie ließ dem klugen Roß die Zügel;
Das trug sie weit durch Thal und Hügel
Mit sanftem Schritt ohn' Aufenthalt.
Allmählich lichtet sich der Wald.
Da kreuzt ein Gießbach ihren Weg,
Dumpfbrausend, tief und ohne Steg;
Das Roß gieng ruhig längs dem Rand,
Bis es die Furt, die seichte, fand,
Und sicher klomm es aus der Schluft.
Ein Horn klang durch die Dämmerluft.
Sie kam ins freie Feld hinaus
Und sah vor sich ein festes Haus.
Dort auf der Zinne blies ein Mann
Den Tag mit hellen Weisen an.
Der treue Zelter schritt in Ruh
Dem wohlbekannten Thore zu,
Und auf der Brücke scharrt sein Huf.
Der Wächter stockt im Morgenruf,
Und lauschend späht er hin und wieder.
Von seiner Warte steigt er nieder
Und ruft durchs Fensterlein am Thor:
Wer ritt hier auf die Brücke vor? —
Sie spricht, und ihre Thränen wallen:
Die Unglückseligste von allen,
Die je geschaut des Lebens Licht!
Wohin ich soll, ich weiß es nicht.
Ich bin verirrt. Erbarm dich mein!
Nur bis es Tag ist, laß mich ein! —
Das darf ich nicht, bei meinem Haupt!
Bevor es mir mein Herr erlaubt.
Der liegt vergrämt in herbem Grimm;
Denn man betrog ihn allzu schlimm. —

Ob ihrer Schönheit ſtaunt der Mann
Und ſteigt zu ſeinem Herrn hinan;
Der lag in ſtetem Kummer wach.
Verzeiht, Herr, rief er ins Gemach,
Vor unſrem Thor im Morgengrau
Hält eine tiefbetrübte Frau,
Von Jahren jung und fein von Sitten.
Sie kam dort aus dem Wald geritten.
Ihr Mantel glänzt in prächtgem Scheine;
Der iſt von Scharlach, wie ich meine.
Und denkt doch, Herr, ich ſah's genau:
Auf Eurem Zelter ſitzt die Frau.
Wie reizend iſt ſie, wenn ſie ſpricht!
Glaubt, Herr, ſolch lieblich Angeſicht
Hab' ich im Lande nie geſehn.
Mich dünkt, 's iſt eine von den Feen.
Sie ſchickt Euch Gott zum Troſt im Leid,
Weil Ihr ſo gar verlaſſen ſeid. —

Herr Wilhelm ſprang in Haſt empor,
Warf um den Rock und lief zum Thor,
Das ihm der Türmer flink erſchloß:
Da hielt ſein Lieb auf ſeinem Roß.
Sie ſprach: O Herr, laßt Euch erbitten!
So viel hab' ich heut Nacht erlitten.
Vergönnet mir ein Obdach hier!
Ich bin verfolgt; man ſucht nach mir. —
Er trat ins Licht; ſie ſahn ſich an,
Und all ihr Herzeleid zerrann.
Er hob vom Roß die holde Maid
Und küßte ſie voll Seligkeit.
Er hielt ſie bei der Hand gefaßt,
Führt' in ſein Haus den lieben Gaſt,

Wo sie verzückt beisammen saßen
Und alle Welt um sich vergaßen.
Sie kosten, lachten inniglich;
Sie staunten und bekreuzten sich,
Ob mit solch unverhofftem Glücke
Sie nicht ein Traumgesicht berücke,
Und wenn es just kein Lauscher sah,
So drangen sie sich zärtlich nah,
Umfiengen eng sich Mund an Mund
Und küßten sich von Herzensgrund.

Doch in des Morgens goldner Helle
Führt er sein Lieb in die Kapelle.
Der Burgkaplan war schon berufen;
Er stand auf des Altares Stufen
Und schlang um sie von Hand zu Hand
Ein unauflöslich heilges Band.
Und als die Messe war gesungen,
Kam das Gesind zum Tanz gesprungen,
Die Mägde mit den Mannen all;
Das Haus erdröhnt von Freudenschall.

Indessen machten fern am Wald
Die alten Herrn beim Kirchlein Halt.
Sie harrten lang und riefen laut:
Da sind wir nun! Wo bleibt die Braut? —
Ihr Ritter sprach: Ist sie nicht hier?
Sie ritt die ganze Zeit vor mir.
Der Wald war dicht, der Weg war schmal:
Ich schlief, und wacht' ich auch einmal,
So dacht' ich, sie wird vorne sein,
Und schlief beruhigt wieder ein.

Sonſt hab' ich weiter nichts vernommen:
Mich wundert, wo ſie hingekommen. —

Da ſtand beſtürzt der ganze Haufen.
Das war ein Rufen und ein Laufen;
Man forſchte hier; man fragte dort:
Doch ach, umſonſt! Die Braut war fort.
Ihr alter Vater klagte ſehr,
Ihr alter Bräutigam noch mehr.
Sie quälten ſich in Angſt und Reue
Und ſuchten ruhlos ſtets aufs neue.
Da plötzlich kam, den Zaum verhängt,
Ein Knappe grüßend angeſprengt:
Herr Wilhelm, der mich ausgeſandt,
Reicht, Herr, als Eidam Euch die Hand.
Heut früh beim erſten Morgengraun
Ließ er mit Eurem Kind ſich traun.
Das Paar umjubelt Sang und Reihn:
Kommt ſelber, Herr, und ſtimmt mit ein!
Auch ſeinen Oheim läßt er laden.
In ſeines reichen Glückes Gnaden
Verzeiht, vergißt er ſeine Schuld
Und ſendet Allen Gruß und Huld. —
Die Alten ſtehn mit offnem Munde
Bei dieſer wunderſamen Kunde.
Nachdem genugſam ſie geſtaunt,
Ward viel geredet und geraunt:
Nicht ändern könnt ihr, was geſchehn,
Mögt ihr auch noch ſo ſauer ſehn.
Je nun, ihr ſeid doch aus den Sorgen:
Das Kind iſt heil und wohl geborgen.
Zwar gieng es nicht nach unſrem Sinn;
Doch nehmt's als Gottes Fügung hin!

Drum faßt euch klug und geht als Gäste
Zu eurer Erben Hochzeitfeste! —
Beſchloſſen ward's. Mit Mann und Roß
Kam angerückt der ganze Troß,
Und grüßend trat den alten Degen
Das junge Paar verſöhnt entgegen.

Der Ritter mit dem Fässlein.

Es ſaß ein Herr in fernem Land,
Erlauchten Stamms und weitbekannt.
Am Meer lag ſeine ſtarke Veſte,
Und er vom ſichern Felſenneſte
Bot jedem König Trutz und Hohn,
Verlachend aller Feinde Drohn.
Er war an Macht und Habe reich,
Von Leibe ſtark und heldengleich,
So ſchmuck von Antlitz und Gebärden:
Es lebt kein ſchönrer Mann auf Erden.
Doch falſch war er und ungetreu,
Ein Frevler ohne Scham und Scheu
Vor Gott und Welt. Von Haß entbrannte
Sein Herz, das kein Erbarmen kannte.
Er lechzte voll Zerſtörungswut
Dem Werwolf gleich nach Menſchenblut.
Wer ſeinen Fäuſten nicht entrann,
Dem that er grimme Marter an.
Er lag am Weg im Hinterhalt
Und ſchlug den Wandrer tot im Wald,
Verſtümmelte des Pilgers Glieder
Und warf den reichen Kaufmann nieder.
Kein Klausner, der im Frieden wohnt,
Kein Mönch, kein Prieſter ward verſchont.

Die Nonnen, die sich Gott ergeben,
Zwang er, nach seiner Lust zu leben.
Den Fraun und Mägdlein rings im Lande,
Den Witwen that er Schmach und Schande.
Nie dacht' er dran, ein Weib zu frein:
Das schien ihm bäurisch und gemein.
Nie fiel ihm bei, an heilgen Tagen
Nach Brauch dem Fleische zu entsagen.
Ihn kümmerte die Christenpflicht
Der Messe und der Predigt nicht.
Kurz, was je auf des Teufels Rat
Ein Mensch im Leben Uebles that
In Sinn und Willen, Wort und Werk,
Das häufte sich auf ihm zum Berg.
So trieb er's mehr als dreißig Jahr,
Ruchlos und straflos immerdar.

Einst am Karfreitag früh am Morgen
Ließ er den Imbiß sich besorgen:
Hei, rief er, es ist Essenszeit!
So machet Wildbret mir bereit!
Wir speisen erst, und nach dem Schmaus
Ziehn wir auf Raub ins Land hinaus. —
Die Kämmrer hörten's, die verzagten,
Die keine Widerrede wagten;
Sie schlichen mit bestürzten Mienen,
Nach seinem Willen ihm zu dienen.
Doch mancher in der Ritter Schar,
Der dieses Treibens müde war,
Trat ihm mit ernster Mahnung nah:
Herr, sprachen sie, was sagt Ihr da?
Am Tag, der uns das Heil erwarb,
Da Gott der Herr am Kreuze starb,

Die Menschen aus der Macht des Bösen
Mit seinem Blute zu erlösen!
Karfreitag ist's, die heilge Zeit,
Wo alles fastend sich kasteit,
Wo alle Erdenwünsche ruhn,
Wo selbst die Kinder Buße thun,
Und Ihr wollt Fleisch zum Imbiß essen?
Habt Ihr denn Gottes ganz vergessen
Und seines schrecklichen Gerichts? —
Das hat noch Zeit! Befürchtet nichts!
Erst wird noch mancher hier im Land
Von mir gehangen und verbrannt. —
Herr, Gottes Langmut gab Euch Frist:
Kehrt um, eh sie verfallen ist!
Fleht weinend um des Himmels Huld
Für Eure schwere Sündenschuld! —
Pfui! Weinen ist der Weiber Sache.
Flennt ihr! Ich steh dabei und lache. —
Herr, sprachen jene, hört uns an!
Im Forste hauft ein heilger Mann;
Der tröstet alle, die bereun,
Gewillt ihr Leben zu erneun.
Wer stets nur Uebles trägt im Sinn,
Was ist am Ende sein Gewinn?
Kommt! Sucht des heilgen Mannes Rat
Und beichtet Eure Missethat! —
Was beichten? schrie er, seid ihr toll?
Daß ich zum Narren werden soll?
Verdammt sei jeder und bespuckt,
Wer sich vor diesem Kahlkopf duckt!
Ja, wär' etwas bei ihm zu holen,
Da macht' ich wohl mich auf die Sohlen. —

Eindringlich baten seine Degen:
So geht denn der Gesellschaft wegen!
Thut uns die Liebe! Kommet mit! —
Gott zu Gefallen keinen Schritt!
Doch da es euch genehm, ihr Herrn,
Euch zum Vergnügen thu' ich's gern.
Bringt mir mein Roß! Mein Roß, ihr Mannen!
Mich führt dies Gottesheer von dannen.
Zwar würd' ich in der Schüssel traun
Zwei wilde Enten lieber schaun
Als ihrer Beichte Heuchelei;
Doch hab' ich meinen Spaß dabei.
Sind sie nur erst auf einen Stoß
Die alten Sünden alle los,
Dann geht's zu neuen Räuberein:
Das wird Herrn Reinharts Beichte sein! —

Die Waller scharten sich am Haus
Und schritten mit Gebet voraus.
Sie weinten laut und seufzten schwer;
Doch er ritt singend hinterher
Und that den Betern manchen Tort
Mit Puff und Kniff und Lästerwort.
So gieng der Zug im tiefen Wald.
Sie kamen sonder Aufenthalt
Zu jenes heilgen Mannes Klause
Und fanden ihn im Gotteshause.
Schon zog hinein der Pilger Chor;
Ihr wilder Herr hielt vor dem Thor.
Er sah verdrossen an sich nieder
Und reckte gähnend seine Glieder.
Herr, sprachen sie, steigt ab und kommt
Und thut, was Eurer Seele frommt!

Geht, Gottes Gnade zu erbitten! —
Hier bleib ich! Bin ich hergeritten,
Ihn anzubetteln? Alle Welt!
Ich thu' auch nicht, was ihm gefällt.
Nun merk' ich wohl: durch diese Thoren
Geht mir ein schöner Tag verloren.
Heut ziehen rings auf allen Pfaden
Die Pfefferſäcke ſchwer beladen:
Da läge mancher nun im Staub,
Und mir entſchlüpft manch fetter Raub.
Statt deſſen ſoll mich hier erbaun,
Betbrüdern müßig zuzuſchaun. —

Er bleibt unbeugſam, und die Schar
Tritt fromm hinein vor den Altar.
Dort beichten ſie dem heilgen Mann
So kurz und gut, als jeder kann,
Und er mit liebevollem Ton
Gab jedem Abſolution
Mit dem Beding, daß ſie ſich mühten,
Fortan vor Unthat ſich zu hüten.
Dann ſprachen ſie von ihrem Herrn:
Seht hin! Er hält ſich trotzig fern.
Von uns ließ er ſich nicht bewegen;
Geht Ihr mit Bitten ihm entgegen,
Damit Ihr, wenn's mit Gott gelingt,
Ihn ſeinem Heiland näher bringt! —
Was ich vermag, das ſoll geſchehn.
Doch iſt er furchtbar anzuſehn. —

Von ſeiner Jahre Laſt gedrückt
Kommt er, auf ſeinen Stab gebückt,
Und höhniſch blickt auf ihn der Grimme.
Herr, ſpricht der Greis mit ſchwacher Stimme,

Willkommen heiß' ich Euch in Treun!
Heut soll man beichten und bereun
Und abthun, was die Seele kränkt,
Daß sie getrost des Richters denkt. —
Was geht das mich an, alter Mann?
Denkt nur! Wer hindert Euch daran? —
Der Heilge hört es ohne Groll
Und bittet freundlich, demutsvoll:
Mein teurer Herr, was hält Euch hier?
Steigt ab und tretet ein bei mir!
Es ist doch mit des Schildes Amt
Ein adlich Herz Euch angestammt:
Hört gütig eines Priesters Bitten!
Bei dem, der heut den Tod erlitten,
Bei unsrem höchsten Gnadenhort,
Kommt zu mir auf ein kurzes Wort! —
Zum Teufel auch! Mir fehlt die Zeit.
Was hätten wir für Heimlichkeit?
Ich scher' mich nicht um Euer Haus.
Mich lockt's nach einem leckern Schmaus. —
Ich weiß, Herr. Ich bin nicht so kühn:
Um mich sollt Ihr Euch nicht bemühn;
Doch thut es, Herr, um Gottes willen! —
Ihr seid mit Worten schwer zu stillen.
Jedoch, was wär's auch, gieng' ich hin?
Es brächt' Euch keinerlei Gewinn.
Ich opfre keinen Pfennig dort
Und bet' Euch nicht ein Sterbenswort. —
So tretet nur auf meine Schwelle!
Beschaut Euch Klause und Kapelle!
Ihr kommt und geht als werter Gast. —
Da Ihr mir keine Ruhe laßt,

Muß ich wohl thun, was Ihr begehrt. —
Unwillig schwang er sich vom Pferd:
Nun, diese Frühfahrt in den Tann
Läßt sich ja recht ergetzlich an,
Da ich so lustge Herberg fand. —

Der Alte nimmt ihn bei der Hand
Und zieht ihn nach mit gütgem Worte.
Er führt ihn durch des Kirchleins Pforte
Bis zum Altar: Nun fügt Euch drein!
Hier müßt Ihr mein Gefangner sein.
Ihr mögt mich schlagen, wenn Ihr wollt,
Daß mir der Kopf zu Füßen rollt:
Ich laß Euch nicht; Ihr müßt Euch geben.
Erzählet mir von Eurem Leben! —
Der rief mit zornigem Gesicht:
Verlaßt Euch drauf! Das thu' ich nicht.
Ihr glaubet wohl, ich sei bezecht?
Wer seid Ihr, daß Ihr Euch erfrecht,
Euch mir als Vormund aufzudrängen
Und in mein Leben Euch zu mengen? —
Ihr beichtet mir nicht, das sei fern!
Ihr beichtet dem allmächtgen Herrn,
Vor dem Ihr fruchtlos Euch verstockt. —
Habt Ihr mich darum hergelockt?
Und wollt Ihr mir den Sinn bethören,
Um mit Gewalt mich zu verhören?
Was zaudr' ich noch? Wer will mich halten,
Dem Pfaffen hier den Kopf zu spalten?
So wär' die Welt von ihm befreit. —
Herr, übt an Euch Barmherzigkeit,
Daß Gott Euch seine Gnade spendet
Und Euch die rechte Reue sendet,

Wodurch den Flammen Ihr entrinnt!
Ich will Euch hören: so beginnt! —

Der Wütrich blickt ihn schrecklich an.
Im Innern bebt der alte Mann,
Da ihm das Mörderauge droht:
Nun bricht er los. Es ist mein Tod! —
Doch spricht er sanft: Was zögert Ihr?
Nur eine Sünde beichtet mir!
Kommt Gott mit einem Schritt entgegen,
So führt er Euch zu lichten Wegen.
Laßt Euch bei seinem Tod beschwören,
Bei allen heilgen Himmelschören,
Entledigt von der Sünden Wust
Die qualvoll schuldbeladne Brust! —
Betroffen schwankt des Wilden Sinn;
Er starrt verworren vor sich hin:
Ich komm' nicht los. Es ist zu toll!
Wohlan, da ich denn reden soll,
Ich meld' Euch manche schöne Mär;
Doch thu' ich's heut und nimmermehr. —
Und lachend hebt er an zu künden
Die lange Reihe seiner Sünden;
Im grimmen Trotze Wort für Wort
Erzählt er ihm von Brand und Mord,
Von Schändung, Raub, Gewalt und Trug.
Dann höhnt er: Habt Ihr nun genug?
Der Schmaus war fett. Kann ich nun gehn?
Doch wünsch' ich traun kein Wiedersehn. —
Der alte Klausner lachte nicht;
Die Thränen netzten sein Gesicht,
Da er so Greuliches vernahm
Und keine Reue, keine Scham:

Nein, Herr, ich kann Euch nicht entlaſſen,
Wollt Ihr Euch nicht in Reue faſſen
Und Buße thun für all die Schuld! —
Doch jener ſtampft vor Ungeduld:
Ich ließ zur Beichte mich bereden;
Zum Teufel aber wünſch' ich jeden,
Der mich mit Buße will kaſteien.
Doch gieng' ich auf die Poſſen ein,
Was würdet Ihr mir anbefehlen? —
O Herr, Ihr dürftet ſelber wählen. —
So ſprecht denn! — Herr, Euch zu entlaſten,
Gelobt, am Freitag ſtets zu faſten
Auf ſieben Jahr, ſo ſeid Ihr frei! —
Auf ſieben Jahre? Nein! — Auf drei! —
Nein! — Herr, ſo thut's nur einen Mond! —
Nein, nein! Das bin ich nicht gewohnt. —
So gehet barfuß nur ein Jahr! —
Hört auf! — So tragt ein Hemd von Haar! —
Daß mich beizeit die Läuſe fräßen?
Schweigt mir mit ſolchen ſchlechten Späßen! —
So laßt ein Gertlein Euch beſorgen
Und geißelt Euch am frühen Morgen! —
Mich geißeln? Ei, was fällt Euch ein?
Dafür iſt meine Haut zu fein. —
Wollt Ihr zum heilgen Grabe fahren? —
Nein doch! Das Meer iſt voll Gefahren. —
So pilgert nach Sankt Jakobs Dom,
Und wollt Ihr das nicht, wallt nach Rom! —
Das thu' ich nicht, weil ich nicht mag. —
So hört die Meſſe jeden Tag
Und kniet vor Gott, doch länger nicht,
Als man ein Paternoſter ſpricht

Und einen Engelsgruß dazu! —
Nun laſſet endlich mich in Ruh!
Es iſt doch nichts mit alledem. —
Iſt Euch ſonſt wirklich nichts genehm,
So thut, bevor Ihr mich verlaßt,
Mir eins zuliebe, wenn's Euch paßt!
Ein Fäßlein ſteht in meiner Zelle:
Herr, geht damit zu jener Quelle,
Und bringt Ihr's mir gefüllt herbei,
Sprech' ich Euch aller Sünden frei
Und nehm' auf mich, was Ihr verſchuldet.
Die Buße traun iſt leicht erduldet. —
Er ſprach's und ſah ihn lächelnd an.

Nun, wenn Euch das genügen kann,
Ich ſeh's, ich komme nicht zur Ruhe,
Bis ich Euch den Gefallen thue
Und geh' zum Quell in das Geſträuch. —
Ja, Herr, ſonſt fordr' ich nichts von Euch. —
So komm' ich los mit kleinem Zins! —
Er nahm das Fäßlein leichten Sinns,
Trat vor die Thüre der Kapelle
Und gieng hinüber nach der Quelle.
Den Herrn umdrängte ſein Geleit;
Er aber winkte: Bleibt beiſeit! —
Er bückt ſich zu des Quells Geſprudel
Und hält das Fäßlein in den Strudel.
Doch taucht er's auch bis auf den Grund, —
Kein Tropfen dringt durch ſeinen Spund,
Soviel auch Waſſer drüber quillt.
Er müht ſich ab und zürnt und ſchilt;
Schnell iſt ihm Spott und Hohn entſchwunden.
Er flucht und ſchwört bei Gottes Wunden.

Vielleicht iſt doch das Loch verſtopft!
Er ſtößt den Stab hinein und klopft,
Taucht's wieder in der Wellen Braus
Und zieht es wieder leer heraus.

Mit Knirſchen kehrt er ſich von dannen;
Er kommt zurück zu ſeinen Mannen
Und ruft dem Alten: Ihr frohlockt!
Ihr habt mir Schönes eingebrockt.
Ich ärgre mich noch grün und blaß:
Wer band nur dieſes Teufelsfaß?
Kein Tropfen iſt hinein zu bringen.
Doch traun, Ihr ſollt mich nicht bezwingen!
Ich will nicht ruhen Tag und Nacht,
Bis ich es voll zurückgebracht.
Kein Waſſer netze mir den Kopf;
Es kommt kein Kamm auf meinen Schopf;
Nicht ſcher' ich je mein Angeſicht
Und ſchneide Haar und Nagel nicht;
Zu Fuße wandr' ich fort von hier;
Kein Geld, kein Brot nehm' ich mit mir! —

Der alte Klausner hört's und weint:
Wie wart Ihr Eures Lebens Feind!
Das wird hier ſchrecklich offenbar.
Weh, daß die Mutter Euch gebar!
Im Quell, der dort vom Felſen rinnt,
Füllt mir das Fäßlein jedes Kind,
Und Ihr kommt leer vom vollen Born.
Erkennt Ihr's? Das iſt Gottes Zorn!
Doch thut er gnädig dieſes Zeichen,
Das harte Herz Euch zu erweichen.
Nun dient ihm um der Buße Frucht
Und unterwerft Euch ſeiner Zucht! —

Doch jener rief ergrimmt dagegen:
Meint Ihr, ich thu' es Gottes wegen?
Ich thu's im hellen Zorn und Haſſe,
Weil ich mich ſo nicht foppen laſſe.
Um meinetwillen werd' ich gehn,
Doch nicht um Gott noch irgendwen! —
Er rief ſein Volk mit ſtrengem Ton:
Ihr machet ſchleunig euch davon
Und nehmet hier mein Roß zur Hand!
Bleib jeder ſtill in ſeinem Land!
Verſchweigt, wie's mit mir ward, und ſagt
Kein Wort, wenn jemand nach mir fragt!
So lebt ihr fort nach eurer Weiſe,
Indeſſen ich die Welt durchreiſe,
Mich mit dem Teufelsfaß zu plagen:
Möcht' es der Donner doch zerſchlagen!
Es iſt durch Hexerei verſchloſſen;
Das thaten Satan und Genoſſen.
Doch ſchwör' ich euch, ich zieh' umher
Zu jedem Fluſſe, Teich und Meer
Auf dieſer Erde weitem Ringe,
Bis ich es voll nach Hauſe bringe! —

Er gieng mit zornerglühten Wangen,
Das Fäßlein um den Hals gehangen.
Nichts nahm er mit, nicht Geld noch Pfand,
Als nur am Leibe ſein Gewand.
So zog er hin durch Wald und Feld
Verlaſſen in die fremde Welt.
Bei Tag und Nacht und ſpät und frühe
Ward ihm nur Aerger, Haſt und Mühe.
Er taucht in jedes Wäſſerlein,
In jeden Strom ſein Fäßchen ein;

Doch wann und wo er's auch erprobt,
Es iſt umſonſt, wie ſehr er tobt.
Der vierte Tag vergieng indeſſen,
Seit er zum letztenmal gegeſſen,
Und nun vom Hunger übermannt
Verſchachert er ſein gut Gewand,
Und fortan hieng um ſeine Glieder
Ein abgeſchabter Kittel nieder,
Für ſolchen Herrn kein ziemlich Kleid.
So gieng er durch die Einſamkeit.
Nie fand er eine traute Stätte,
Nur ſchlechte Herberg, hartes Bette,
Nur kalte Küche, karges Brot;
An ſeiner Seite ſchritt die Not.
Er geht in Drangſal und in Sorgen
Durch Kälte heut, durch Hitze morgen.
Er geht dem Sonnenbrand und Regen,
Dem Hagel und dem Sturm entgegen,
Verſucht ſein Fäßlein hier und dort:
Vergebens! Fort und immer fort!
Er läßt ſich nirgends Raſt noch Ruhe;
Zerfetzt entfallen ihm die Schuhe,
Und barfuß über Stock und Stein
Durchwandert er die Wüſtenein.
Die Dornen ritzen ſeine Haut,
Daß ihm ſein Blut den Weg betaut.
Nichts Bitteres blieb ihm erſpart.
So gieng durchs Elend ſeine Fahrt
Manch ſchlimmen Tag, manch ſchlimmre Nacht.
Er ſah ſo graunvoll ungeſchlacht,
So wild in ſeinen Lumpen aus;
Drum nahm ihn niemand gern ins Haus,

Und auf dem Felde schlief er meist.
In Trübsal nachtet ihm der Geist.
Kein Lächeln kommt auf seine Wangen;
Gesang und Scherz sind ihm vergangen.
Doch wie auch Gott sich ihm bezeugt,
Sein trotzig Haupt ragt ungebeugt.
Er hadert mit der Wundermacht,
Die so ins Elend ihn gebracht.
Er flucht auf seinen bösen Stern;
Doch Reu' und Demut bleibt ihm fern.

Sein letztes Geld war ausgegeben:
Nun mußt' er betteln, wollt' er leben.
Er sträubte sich wohl tagelang,
Bis ihn der Hunger doch bezwang.
Er bot nach Brot die stolze Hand
Und lief dann wieder weit ins Land.
So trieb es ihn die Kreuz und Quer
Durch Elsaß und Burgund umher,
Nach Anjou, Poitou und nach Maine,
Der Normandie und der Touraine,
Durch die Provence bis nach Spanien
Und durch Toscana bis Campanien,
Von Ungarn und dem Land Meran [1])
Bis westwärts an den Ocean.
Und er versucht es immer wieder;
Er beugt zu jedem Bach sich nieder
Und taucht sein Faß vergebens ein
Mit immer größrer Hast und Pein.
Und wundersam, an keinem Ort
Vernahm er je ein gastlich Wort.
Ihm trat auf allen seinen Wegen
Nur Hohn und roher Spott entgegen.

Vor keiner Schwelle macht er Halt,
Wo man nicht mürrisch auf ihn schalt.
Doch er, zu stolz für Zank und Fehde,
Thut niemals eine Widerrede.
Er schweigt verächtlich unbewegt
Und haßt, was Menschenantlitz trägt.

Was sag ich mehr? Von all der Qual
Ward er so abgezehrt und fahl,
Daß er nicht mehr zu kennen war.
Zur Schulter fiel sein struppig Haar;
Sein Aug' war hohl, sein Blick ermattet,
Von dichten Brauen überschattet,
Dünn abgemagert Arm und Hand,
Geröstet von der Sonne Brand,
Sein Leib behaart und ganz gebrochen;
Die Haut hieng schlotternd um die Knochen,
Und durch die Haut in langen Strähnen
Sah man die Adern und die Sehnen.
In Lumpen gieng er nackt und bloß
Und schleppte müd' und kräftelos
Am Bettelstabe sich einher.
Das kleine Faß ward ihm zu schwer,
Das stets ihm, wo er stand und gieng,
Um den gekrümmten Nacken hieng.

Verzweifelnd sehnt er sich nach Hause,
Nach jenes heilgen Priesters Klause:
Ich will zu ihm, raunt er bei sich,
Er wird nicht lachen, sieht er mich. —
So wankt er heim mit dumpfem Sinn
Und stöhnt oft leise vor sich hin.
Doch als am Stab der müde Mann
Zum Kirchlein kam im tiefen Tann,

Da war gerad ein Jahr verronnen,
Seit er die Wanderfahrt begonnen.
Karfreitag war's. Er trat hinein
Und fand den heilgen Mann allein.
Der blickt ihm fragend ins Geſicht
Und ſtaunt ihn an und kennt ihn nicht.
Ein Fäßlein hängt am Fremdling nieder;
Dies Fäßlein, wohl, das kennt er wieder:
Was führt, mein Bruder, Euch zu mir?
Von wem habt Ihr dies Fäßlein hier,
Das manchen Tag mein eigen war?
Ich gab es heut vor einem Jahr
Dem ſchönſten ritterlichſten Mann,
Der Rittersnamen je gewann.
Ich weiß nicht, ob er umgekommen;
Man hat kein Wort von ihm vernommen.
Nun aber, Freund, belehre mich:
Wer biſt du und wie nennſt du dich?
Nie ſah ich einen ſolchen Armen,
Wie du biſt, elend zum Erbarmen,
Als litteſt du manch böſen Tag
Des Sarazenen Geißelſchlag.
Wo du auch herkommſt, auf dem Wege
Warſt du fürwahr in ſchlechter Pflege. —

Der Fremdling hört's mit bittrem Grimme
Und ſpricht mit grollerſtickter Stimme:
Steh ich ſo arm und elend hier,
Nun, lieber Herr, das thatet Ihr! —
Wie, Freund? Wie konnte das geſchehn?
Ich hab' dich nie zuvor geſehn.
Doch will ich's beſſern, wenn ich kann. —
So wißt denn: Ich bin jener Mann,

Den mit dem Fäßlein Ihr bedacht!
Nun seht, wohin Ihr mich gebracht! —
Er schildert seinen Büßerlauf,
Zählt ihm die fernen Länder auf,
Die Wasser alle groß und klein:
Stets taucht ich da mein Fäßchen ein,
Vergebens! Doch mich frißt die Not;
Ich fühl' es wohl: mir naht der Tod. —
O Frevler! rief der heilge Mann,
Noch schlimmer als der Wolf im Tann!
Weh, dich verwarf des Herrn Gericht!
Er achtet deiner Buße nicht.
Was soll die ohne Reue taugen?
Sie ist ein Spott vor seinen Augen. —

Er ringt die Hände, weint und fleht
Zu Gott in brünstigem Gebet:
O Herr, der alles weiß und kann,
Sieh dies Geschöpf erbarmend an!
Er ist als Unglückskind geboren;
An ihm ist Leib und Seel' verloren,
Verschwendet alle Prüfungszeit.
Bitt für ihn, Mutter, reine Maid,
Beim Sohn und Vater und befehle
Ihm diese gottverlassne Seele!
Herr, that ich je auf Erden hier,
Was Wohlgefallen fand vor dir,
So gnad ihm, daß er nicht verdirbt!
Wenn er um meinetwillen stirbt,
Sieh, dann ist Schuld und Schaden mein!
Herr, willst du einem von uns zwein
Den milden Spruch des Heils verkünden,
So laß mich noch im Meer der Sünden

Und nimm dafür den Unglücksmann,
Dein arm Geschöpf, in Gnaden an! —

Lang blickte mit erregtem Sinn
Der Ritter schweigend nach ihm hin
Und sprach bei sich im tiefen Herzen:
Schaff' ich dem Alten solche Schmerzen?
Wie seltsam! Was kann ich ihm sein?
Er hat mit mir doch nichts gemein,
Als daß uns beide Gott erschuf:
Warum gilt mir sein Weheruf?
Er fleht für mich um Gottes Huld
Und seufzt um meine Sündenschuld.
In Thränen schwimmt sein Angesicht,
Und ich, der Sünder, weine nicht
Und bleibe meiner Seele Feind,
Die er so liebevoll beweint!
Allgütger Gott, ich fleh zu dir:
O gieb nur soviel Reue mir,
Daß ich damit den braven Mann
In seinem Jammer trösten kann!
Ach, wieviel Schuld stürmt auf mich ein!
O Gott und Herr, erbarm dich mein!
Thu, wie du willst, und mach ein Ende:
Ich gebe mich in deine Hände! —

Und Gott, der Helfer ohnegleichen,
Er ließ dies harte Herz erweichen,
Daß ihm der widerspenstige Stolz
In Demut und Zerknirschung schmolz.
Er seufzt und stöhnt und ringt im Leide,
Als ob die Seele von ihm scheide.
Der Reue Wehn, die ihn bedrängen,
Sie drohen, ihm die Brust zu sprengen,

Und schließen qualvoll ihm den Mund;
Jedoch im tiefsten Herzensgrund
Gelobt er, Gottes Kreuz zu tragen
Und allen Sünden zu entsagen.
Und sieh, — aus seiner Reue Quell
Stieg eine Thräne groß und hell
Vom Herzen in die Augenlider;
Der Tropfen fiel ins Fäßlein nieder, — —
Und von dem Tropfen ward es voll,
So daß es strömend überquoll. —
Da wirft mit staunender Gebärde
Der Klausner sich vor ihm zur Erde
Und küßt ihm froh den nackten Fuß:
Das ist des Himmels Gnadengruß!
Geliebter Bruder, du wirst leben:
Gott hat dir deine Schuld vergeben! —

Noch schweigt der Ritter lange Zeit
Und weint und weint in Seligkeit.
Dann spricht er: Vater, dieses Heil
Ward mir durch dein Verdienst zu teil.
Mit Seel' und Leib gehör' ich dir.
Ach, könnt' ich's nur, ich bliebe hier,
Um dir mein Leben lang zu dienen!
Gedenkst du, wie mit frechen Mienen
Ich hier, von Haß und Trotz erfüllt,
Dir meine Sünden einst enthüllt,
Der Reue und der Liebe bar?
Sieh, das war heut vor einem Jahr.
Nun laß mich unter Reu' und Klagen
Dir meine rechte Beichte sagen,
Daß Gott, der Großes mir erwies,
Mich aufnimmt in sein Paradies! —

Als dies vollbracht war, sprach er leise:
Nun gieb mir auf die letzte Reise
Den Leib des Herrn! Doch säume nicht!
Schon dämmert's um mein Angesicht. —
Da lief der Greis, dem Todesbleichen
Das heilge Abendmahl zu reichen,
Und so gekräftigt und begnadet,
Von allen Sünden rein gebadet,
Sprach er: Nun, Vater, wandr' ich aus
Und suche mir ein ewges Haus.
Für meine Seele bete du!
Gott sei mit dir! Ich geh' zur Ruh,
Und nur um eins noch bitt' ich dich:
An deinem Herzen halte mich,
Daß ich nach all dem Haß und Leide
In eines Freundes Arm verscheide! —

Dann liegt er still und hält noch fest
Sein Fäßlein an sein Herz gepreßt.
Wohl sputen sich die Feinde nun
Und wähnen, guten Fang zu thun.
Doch schneller noch im Glanzgefieder
Schwebt eine Heerschar Gottes nieder,
Der Hölle Schergen zu verjagen
Und seinen Geist emporzutragen.
Frohlockend schaut der heilge Mann
Als Seher ihren Sieg mit an.

Und wieder wie vor einem Jahr
Ziehn durch den Wald in frommer Schar
Die Ritter her von nah und fern —
Und finden ihren toten Herrn.
Sie hören freudig, was geschehn,
Indem sie weinend ihn umstehn,

Und ſchaufeln in des Kirchleins Schatten
Ein Grab, ihn würdig zu beſtatten.
Heimkehrend machten ſie dem Land
Des Herren ſelgen Tod bekannt,
Und ringsum ſtieg bei dieſer Kunde
Ein Dankgebet aus jedem Munde
Zum Allerbarmer frohgerührt,
Der ihn ſo wunderbar geführt.

Ja, Wunder ſind des Herrn Gerichte!
Und hiemit endet die Geſchichte
Vom Ritter, der das Fäßlein trug.
Ich gab ſie wieder Zug für Zug,
Wie uns zum Troſt in unſern Sünden
Die heilgen Väter ſie verkünden.
Nun heben wir zu Gott die Arme,
Daß er auch unſer ſich erbarme!

Der Tänzer unsrer lieben Frau.

Ein Gaukler zog von Ort zu Ort
Und ſprang und tanzte hier und dort,
Bis er der ewgen Wanderfahrt
Und aller Weltluſt müde ward.
Da gab er ſeiner Kunſt Gewinn,
Geld, Roß und Kleider, freudig hin
Und trat, um ſich dem Herrn zu weihn,
Zu Clairvaux in das Kloſter ein.
Der neue Laienbruder galt
Für ſchön und ſtattlich von Geſtalt;
Doch was im Kloſter Brauch und Pflicht,
Das alles wußt' und kannt' er nicht.
Er hatte ja die Zeit vertragen
Mit Hochſprung, Tanz und Räderſchlagen.
Nie dacht' ein Menſch, zu Gottes Ehren
Das Vaterunſer ihn zu lehren,
Das Ave und den Glauben gar
Und was ſonſt gut und heilſam war.

Voll Demut ſtaunt' er alles an;
Er ſah da manchen heilgen Mann,
Der nie ſein frommes Schweigen brach,
Mit andern nur durch Zeichen ſprach:

Und ernsten Blickes gieng auch er
Nun wie ein Stummer lang umher,
Bis selbst die Brüder seiner lachten
Und ihn mit Zwang zum Reden brachten.

Er sah, wie jeder laut und leise
Dem Herren dient' auf seine Weise:
Er sah die Priester am Altar
Vollziehn, was ihres Amtes war;
Er hörte von den Diakonen
Des Evangeliums Lektionen;
Er sah der Unterhelfer viel
Vorbeten nachts bei der Vigil;
Er fand der Akoluthen Schar
Voll Eifer beim Epistolar;
Der Chor der Klosterschüler sang
Den Psalter, daß es hell erklang;
Die Laienbrüder im Verein
Beflissen sich der Litanein;
Der Kleinste selbst wußt' ohne Zagen
Das Paternoster herzusagen.
Er stand beschämten Angesichts:
Ach, er allein, er konnte nichts!

Er schlich umher in Saal und Zellen;
Oft trat er lauschend auf die Schwellen
Und hörte Weinen drin und Stöhnen
Und Klag' und Weheruf ertönen. —
Hier gab's ein großes Unglück! Mein!
Sprach er gerührt, was mag das sein?
Was ist den Leuten widerfahren,
Daß sie so kläglich sich gebaren? —
Doch wie er's reiflich überfann,
Thörichte Frage! hub er an,

Ich mein', für ihrer Sünden Schuld
Flehn ſie zu Gott um Gnad' und Huld.
Ich aber, ach, was thu' ich hier?
Was hat dies Gotteshaus an mir?
Nicht beten kann ich, kann nichts ſchaffen
Als lungernd müßiggehn und gaffen.
Fürwahr, ich bin das Brot nicht wert,
Das man mir gütig hier beſchert.
Ach, wenn man's merkt, kann ich nicht bleiben:
Man wird mit Schande mich vertreiben,
Weil ich zu gar nichts nütze bin.
O Herr, nimm meine Seele hin! —

Er ſucht nach einer dunkeln Ecke,
Wo er im Jammer ſich verſtecke,
Und flüchtet aus des Tages Helle
Zur unterirdiſchen Kapelle,
Wo zwiſchen Kerzen an der Wand
Das Bild der Gnadenmutter ſtand.
Dort im Gewinkel ſorgenbang
Verkroch er ſich. Da plötzlich klang
Die Münſterglocke voll und tief,
Die den Konvent zur Meſſe rief.
Er hob das Haupt und ſprang empor:
Soll ich hier liegen wie ein Thor,
Wenn alle wiederum da droben
Wetteifern, unſre Frau zu loben?
Was feir' ich noch? Denn ich fürwahr
Bin doch nicht aller Künſte bar!
Nach Kräften dient ihr jedermann:
So will auch ich thun, was ich kann! —

Er wirft das klöſterliche Kleid,
Die lange Kutte, raſch beiſeit

Und gürtet sich mit flinken Händen
Sein dünnes Jäcklein um die Lenden,
Tritt dann mit demutsvollem Sinn
Vors Bild der Muttergottes hin,
Blickt zu ihr auf und neigt sich ihr:
Frau, Seel' und Leib befehl' ich dir.
Du Königin ob allen Fraun,
Ich komm' in herzlichem Vertraun:
O nimm vorlieb mit meinem Fleiß!
Die schönsten Spiele, die ich weiß,
Wähl' ich dir aus zur Augenweide,
So wie das Böcklein auf der Heide
Vor seiner Mutter hüpft und springt.
Was Dir ein Herz in Treuen bringt,
Verschmähst Du nie: so thu auch mir!
Sieh, was ich habe, bring' ich Dir! —
Er hebt, derweil sie droben singen,
Aus vollen Kräften an zu springen,
Bald vor, bald rückwärts, hoch und nieder,
Dreht tanzend die gelenken Glieder,
Geht auf den Händen durch die Gruft
Und überschlägt sich in der Luft.
Nach jedem Tanz verneigt er sich
Und spricht: Das thu' ich nur für Dich! —

Er macht mit kunstgerechtem Schwung
Den Metzer und den Römer Sprung,
Den Lothringer und den Champagner,
Den Spanier und den Bretagner,
Kehrt jedesmal zum Bild zurück
Und spricht: Das war ein schönes Stück!
Das zeig' ich Dir in rechter Treue,
Daß sich Dein Auge dran erfreue:

Erfreust doch Du die ganze Welt! —

Dann tritt er wieder an und stellt
Die Füße zierlich, legt die Hand
Vor seine Stirn und tanzt gewandt
Mit kleinen Schritten in der Runde
Und weint dazu von Herzensgrunde:
O Frau, Dir sag' ich Ehr und Gruß
Mit Herz und Leib, mit Hand und Fuß.
Da droben singen groß und klein:
Laß mich dein treuer Tänzer sein!
In Deinem himmlischen Palast,
Wo Du so manche Wohnung hast,
Da gieb auch mir ein Kämmerlein!
Denn ich bin Dein und nicht mehr mein. —

So tanzt er ruhlos, hüpft und springt,
Solang der Sang von oben klingt,
Blickt atemlos und schweißberonnen
Empor zur Königin der Wonnen,
Rafft alle seine Kraft zusammen
Und tanzt, bis ihm die Schläfen flammen.
Zuletzt versagen ihm die Glieder;
In Ohnmacht schwankt er taumelnd nieder
Und sinkt zu ihren Füßen hin. — —

Doch sieh, — die Himmelskönigin
Beugt sich herab mit gütgem Lächeln,
Mit ihrem Tüchlein ihn zu fächeln,
Und kühlt ihm seiner Stirne Brand
Mit ihrer süßen Gnadenhand. —

Es hatte still, was hier geschehn,
Ein Mönch von draußen angesehn

Und hatte heimlich seinen Herrn,
Den Abt, geholt. Der stand von fern,
Sah tiefgerührt das Wunder an
Und sprach: Das ist ein heilger Mann! —

Am andern Tag ließ er in Gnaden
Den Laienbruder vor sich laden.
Der arme Mann erschrak zum Tod,
Als er vernahm des Herrn Gebot:
Weh mir! Ich bin gewiß verklagt!
Nun kommt's, wie mir mein Herz gesagt.
Ach wohl, des Herren erstes Wort
Wird sein: Du Fauler, heb dich fort!
Er stößt aus seinem heilgen Haus
Mit Schmach mich in die Welt hinaus.
Ich muß zu ihm. Was werd' ich sagen? —
Er kam daher in Angst und Zagen,
Fiel nieder mit bethränten Wangen,
Des Abtes Kniee zu umfangen,
Und sprach: O Herr, bei Gottes Hulden!
Wollt Ihr mich hier nicht länger dulden?
Ist's mir beschieden, sagt es nun!
Was Ihr befehlt, das will ich thun.
Ich weiß, hier kann ich nicht bestehn:
Ich will hinaus ins Elend gehn. —
Die Hände faltet er zum Gruß
Und neigt sich auf des Abtes Fuß.
Doch der voll Ehrfurcht und Erbarmen
Empfängt ihn weinend in den Armen,
Küßt auf die Augen ihn und spricht:
O nein, vom Scheiden rede nicht!
Und gebe Gott, daß wir mit dir
Vereinigt bleiben dort wie hier,

Daß wir mit unſrem Dienſt erwerben,
Von deinen Gnaden einſt zu erben.
Ich bitt' dich, laß uns Freunde ſein,
Und ſchließ in dein Gebet mich ein! —

Der Arme ward vor Freude krank,
Daß er aufs Sterbelager ſank.
Doch als ſein letztes Stündlein ſchlug,
Da kam der Engel Schar und trug
Zur allerſchönſten Himmelsau
Den Tänzer unſrer lieben Frau.

Der arme Schüler.

Es war ein Schüler zu Paris,
Den Armut aus der Stadt verwies.
Nachdem er lange ſich gewehrt,
War ſchließlich all ſein Geld verzehrt.
Was zu verkaufen, zu verpfänden,
Das war längſt in des Wirtes Händen.
So blieb nur Eines, wollt' er leben:
Dem Studium Valet zu geben
Und heimzugehn ins Elternhaus.
Mit leerer Taſche zog er aus
Hinwandernd ohne Speiſ' und Trank,
Nicht raſtend, bis die Sonne ſank.
Da ſah er Dächer nahebei
Und kam zu einer Meierei.
Er trat hinein und fand darin
Die Frau mit einer Dienerin.
Die ſah ihn ſtolz verdroſſen an,
Indes voll Demut er begann,
Nach der Vaganten Sitten
Um Herberg ſie zu bitten.
Die Bäurin ſprach: Das kann nicht ſein!
Heut Nacht laß ich hier niemand ein.

Mein Mann ist fort und würde schmähn,
Wollt' ich mich solches unterstehn. —
Ach Frau, gewiß, er nimmt es hin,
Da ich ein armer Schüler bin.
Vom frühen Morgen wandr' ich nun:
Seid gut und gönnt mir auszuruhn! —
Sie aber sprach mit barschem Ton:
Es ist umsonst! Macht Euch davon! —

Indessen trat ein Knecht herein,
Beladen mit zwei Fäßchen Wein.
Die Bäurin lief, in dunkeln Ecken
Die Fäßlein sorglich zu verstecken,
Derweil die Dienstmagd Kuchen buk
Und Schweinefleisch vom Herde trug.
Der hungrige Geselle
Stand zögernd auf der Schwelle:
Ach Frau, wie schön wär's, dürft' ich bleiben! —
Sie rief im Zorn: Soll ich Euch treiben?
Ich will Euch nicht im Hause. Zieht
Dahin wo man Euch gerne sieht! —
Da wich er rückwärts, und im Nu
Flog hinter ihm die Thüre zu.

Er gieng des Wegs und war nicht weit,
Da kam ein Mann im Priesterkleid,
Ganz schwarz vermummt von Kopf zu Fuß,
Der an dem Wandrer ohne Gruß
Vorbeischlich und zum Hause gieng,
Wo man mit Ehren ihn empfieng.
Das nahm der Schüler wohl in Acht
Und rief: Wo bleib' ich diese Nacht? —
Ein Bauer kam die Straße her:
Wer ist hier, und wer klagt so sehr? —

Ich bin ein Schüler müd und matt,
Der hungert und kein Obdach hat. —
Bei Gott und bei Sankt Nikolas!
Da kommt Ihr eben recht zupaß.
Habt Ihr denn nicht, Herr Schüler, sagt,
An jenem Haus dort angefragt? —
Das that ich; doch man wies mich fort. —
Nun, rief der Bauer, auf mein Wort!
Wenn's mir beliebt, läßt man Euch ein.
Ihr seid mein Gast: das Haus ist mein.
Drum kehret um und geht mit mir!
Vom Mahlen komm' ich, trage hier
Den Mehlsack auf dem Nacken,
Den Kindern Brot zu backen. —

Er führt ihn an der Hand gefaßt,
Tritt unters Thor mit seiner Last
Und pocht mit lautem Rufen an.
Weh, spricht die Frau, das ist mein Mann!
Geschwind, Herr Pfarrer! Welch ein Schrecken!
Ihr müßt Euch hier im Stall verstecken.
Doch glaubt mir und seid guter Dinge,
Daß ich ihn bald zu Bette bringe. —
Der Priester über Kopf und Hals
Stürzt in die Finsternis des Stalls,
Indes die Frau das Thor erschloß:
Da stand ihr Mann und sein Genoß.
Der Bauer führt den Schüler ein
Und heißt ihn froh und munter sein:
Herr Schüler, macht es Euch bequem
Und glaubt, Ihr seid mir ganz genehm.
Mich freut es, wird's Euch hier behagen.
Nun, Frau, was hast du aufzutragen? —

Die Bäurin sprach: Du wirst verstehn,
Ich bin auf gar nichts vorgesehn. —
Bei allen Heilgen! Sprichst du wahr? —
Du weißt, daß nichts im Hause war,
Als du zur Mühle giengst heut morgen. —
Du brauchtest nicht für mich zu sorgen;
Es ist mir nur um meinen Gast.
Nimm Mehl, wenn du nichts andres hast,
Und richt' es zu! — Die Frau gebot
Der Magd: So lauf und backe Brot!
Traun, das genügt! Sie sollen
Sich dann zu Bette trollen! —

Enttäuscht und unwirsch saß der Mann,
Bis er zu seinem Gast begann:
Mich dünkt, Herr, Ihr erfuhrt und last
Viel Schönes, das Ihr nicht vergaßt,
Und wißt von Wunderdingen
Zu sagen und zu singen.
Drum kürzt mit Mären uns die Frist,
Bis unser Nachtmahl fertig ist! —
Herr, Spielmannsmären kenn' ich nicht
Und weiß nicht Fabel noch Gedicht.
Doch sagt' ich gern, was Euch erfreut,
Und einen Schrecken hatt' ich heut:
Den will ich Euch erzählen. —
Nur zu! Wer wollte schmälen,
Habt Ihr nichts andres just bereit?
Ich weiß, daß Ihr kein Spielmann seid,
Der Mären hat für jedermann.
Sagt Euer Abenteuer an! —

Ich kam aus tiefem Walde
Hinaus auf eine Halde

Und stieß am Wiesenraine
Auf eine Herde Schweine
Von jeder Größe, schwarz und braun;
Jedoch kein Hirte war zu schaun.
Und wie ich so betrachtend stand,
Da kam ein großer Wolf gerannt;
Der riß auf Gratewohl zum Schmaus
Ein fettes Mastschwein sich heraus.
Ja, Herr, sein Fleisch war, glaubet mir,
So fett — wie das im Topfe hier,
Das Eure Dirne kochte. —
Das Herz der Bäurin pochte.
Wie, Frau! Ist Fleisch da! rief der Mann
Und blickte sie verwundert an. —
Sie merkt, daß hier kein Leugnen gilt:
Ja, gab sie zu, ich war gewillt,
Dich heut damit zu überraschen. —
Gottlob! So giebt es was zu naschen!
Herr Schüler, nun wird's heiter.
Doch sagt, wie gieng es weiter!
Verzeiht, wir fielen Euch ins Wort. —

Ich stand empört, fuhr jener fort,
Und schaute, wie mit giergem Biß
Der Wolf das Schwein in Stücke riß.
Vom Blute färbte sich die Flur;
Das war so rot — wie sag' ich nur!
So wie der Wein, den diese Nacht
Der Knecht hieher ins Haus gebracht. —
Wie! fiel erstaunt der Bauer ein,
Frau, sprich! Wir haben wirklich Wein! —
Jawohl! — Vor innrem Grimme
Versagt ihr fast die Stimme, —

Man sorgte doch, bei Sankt Denis,
Für Euch mehr als man merken ließ! —
Er sprach: Das freut mich inniglich
Und mehr für unsern Gast als mich.
Jedoch der Wolf? Wie war es nun? —

Ich wußte lang nicht, was zu thun,
Als er so frech den guten Fang
Vor meinem Angesicht verschlang,
Und rings am Boden sucht mein Auge
Nach etwas, das zum Wurfe tauge.
Da fand ich einen großen Stein,
Jedoch so groß nicht, wahrlich nein, —
Als wie der Kuchen, den ich da
Auf Eurem Herde backen sah. —
Frau, wirklich? Kuchen auch hast du? —
Gewiß, und schöne noch dazu.
Nur Eier sind dafür genommen. —
Er sprach: Das soll uns wohl bekommen!
Der Schrecken sei gesegnet,
Der unsrem Gast begegnet!
Er bringt uns Kuchen, Fleisch und Wein.
Nun wird die Mär zu Ende sein. —

Noch nicht, erwidert der Gesell,
Sie endet auch noch nicht so schnell.
Denn seht, als ich den Stein erhob,
Da blickt der Wolf so grimm und grob, —
Wie hier vom Stall durchs Fensterlein
Der Pfaffe schaut auf mich herein. —
Was Teufel! Pfaffen giebt es auch? —
Der Wirt sprang auf: Wo ist der Gauch? —
Sofort bekam beim Nacken
Den Schwarzen er zu packen,

Den er mit ſtarkem Griff bezwang,
Wie der auch angſtvoll mit ihm rang.
Er zog ihm Rock und Mantel aus
Und warf ihn ſchleunigſt aus dem Haus.
Der Pfaffe floh mit Schimpf und Hohn:
Dem Schüler ward ſein Kleid zum Lohn.

Da wurde wieder offenbar,
Wie ſagt der Volksmund doch ſo wahr:
Laß niemand feindlich von dir gehn,
Glaubſt du auch nie mehr ihn zu ſehn! —
Hätt' ihn die Bäurin nicht verjagt,
Der Schüler hätt' ſie nie verklagt:
Ihr Fraun, zieht euch die Lehre
Aus dieſer ſchönen Märe!

Sankt Peter und der Spielmann.

Hört luſtge Mär! Es war einmal
Zu Sens ein Spielmann arm und kahl;
Doch weiß ich nicht, wie er genannt.
Er trug nicht oft ein ganz Gewand:
Ihm klang zu hold der Würfel laut;
Die ſchälten ihn bis auf die Haut.
Oft ward ihm Geig' und Fiedelbogen
Und Hoſ' und Rock vom Leib gezogen,
Und ſo durch Wind und Wetterbraus
Kam er im bloßen Hemd nach Haus.
An ſein Gewerbe gieng er nun
Zerlumpt, mit durchgetretnen Schuhn.
Doch wieder trug er den Gewinn
Zum Schenkwirt und zum Kuppler hin,
Und alles ward in Nachtſpelunken
Verſpielt, verliebelt und vertrunken.
Dort ſaß und ſang der arme Tropf,
Ein grünes Kränzlein auf dem Kopf,
Und ſchuf im Kreiſe lockrer Gäſte
Sich jeden Tag zum Freudenfeſte.

So trieb er's ohne Sorg' und Gram,
Bis er ein jähes Ende nahm,

Und kaum daß ihn die Seel' verlassen,
Kam auch ein Teufel, sie zu fassen.
Der war schon einen Monat lang
Umhergebirscht, doch ohne Fang.
Nun schlich er an mit weiten Schritten:
Der Sünder blieb ihm unbestritten.
Er warf ihn auf den Hals im Nu
Und schlenderte der Hölle zu.

Dort waren längst die schwarzen Scharen
Mit reicher Ernte heimgefahren:
Der griff den Kämpen im Gefecht
Und der im Busch den Staudenhecht;
Dem saß ein feister Pfaff im Nacken;
Der kriegte einen Mönch zu packen;
Sie brachten Bischof, Kardinal,
Auch Ritter, Laien ohne Zahl.
So drängten sich die bösen Geister
Vor Satan, ihren Herrn und Meister.
Der sah sie alle schwerbeladen:
Willkommen! rief er voller Gnaden,
Fürwahr, das nenn' ich rechten Fleiß!
Macht mir dem Volk die Herberg heiß! —
Man warf sie in den großen Kessel.
Der Satan auf erhabnem Sessel
Sah um sich her und rief mit Schalle:
Ihr Herrn, mich dünkt, ihr seid nicht alle! —
Doch, Herr, entgegneten die Seinen,
Wir sind beisammen bis auf einen,
Der noch in Nöten sucht und rennt.
Er hat zum Teufel kein Talent;
Er ist so täppisch und verdattert,
Daß er nicht eine Seel' ergattert. —

Doch schon kam der gemächlich an
Mit unsrem armen Fiedelmann.
Vor Satan warf er seine Last:
Der bringt uns einen saubern Gast!
Kam euch ein größrer Lump in Sicht?
Was warst du für ein Bösewicht?
Ein Dieb? Ein Strolch? rief Lucifer. —
Ein Spielmann war ich, gnädger Herr!
Hier bring' ich alles mit fürwahr,
Was in der Welt mein eigen war.
Ich habe manchen Tag gefroren;
Manch Schmähwort scholl mir in die Ohren.
Da man nun hier mir Obdach giebt,
Will ich euch singen, wenn's beliebt. —
Zu singen ist hier nicht der Ort:
Wähl dir ein neu Gewerb hinfort!
Und da es, Kerl, um dein Gewand
So gottesjämmerlich bewandt,
So sollst du mir den Kessel heizen. —
Gern, und mit Holz werd' ich nicht geizen:
Mir ist ein gutes Feuer not. —
Er setzte sich zum Höllenschlot,
Versah sein Amt mit heitrem Mut
Und warf die Scheiter in die Glut.

Einst hielt im hölliſchen Senat
Das Heer der Teufel großen Rat,
Worauf sie weithin sich zerstreuten,
Um neue Seelen zu erbeuten.
Der Meister trat dem Spielmann nah,
Den er am Ofen sitzen sah:
Hör, Spielmann, sprach er, du bleibst hier.
Die Seelen all befehl' ich dir.

Gieb Acht und halte sorglich Haus!
Sonst kratz' ich dir die Augen aus.
Du wirst, wenn eine dir entschlüpft,
An deiner Gurgel aufgeknüpft. —
Herr, sprach er, Ihr könnt ruhig gehn:
Ich will Euch scharf zum Rechten sehn.
Verlaßt Euch drauf! Von Euren Seelen
Wird, wenn Ihr nachzählt, keine fehlen. —
Wohlan, ich will sie dir vertraun.
Doch merk dir, darauf darfst du baun:
Fehlt auch nur eine aus der Schar,
So freß ich dich mit Haut und Haar.
Dienst du mir aber treubeflissen,
So ehrt man dich mit Leckerbissen:
Ich laß dir einen delikaten
Fettwanstigen Mönch am Spieße braten,
Mit einer Tunke zum Geschleck
Aus Wüstlingsmark und Wuchrerspeck. —

Sie fuhren aus. Er aber saß
Am Feuer, das er nicht vergaß.
Da kam wie ganz von ungefähr
Sankt Peter seines Wegs daher,
Im Hofkleid schmuck und feingenäht,
Den schwarzen Schnurrbart kühn gedreht.
In seinen Händen trug er frei
Ein Spielbrett und der Würfel drei.
So trat der Alte ganz allein
Durchs Thor der Hölle still herein
Und setzte sich zum Fiedelmann.
Freund, willst du spielen? hub er an,
Sieh dieses Brett wie wurfgerecht,
Dazu drei Knöchlein voll und echt!

Hast du nicht Lust, dein Glück zu machen?
Schau, wie die Silberfüchse lachen! —
Er zeigt ihm, der begehrlich blickt,
Den großen Beutel reichgespickt.
Doch jener seufzt betrübt dagegen:
Sucht andre Partner, edler Degen!
Was setz' ich armer alter Knabe?
Dies Hemd ist alles, was ich habe. —
Ei, Freundchen, laß dich das nicht quälen!
Setz du ein paar von diesen Seelen! —
O weh, rief jener, das sei fern!
Wie wagt' ich das vor meinem Herrn?
Fehlt eine nur, ob Mann, ob Weib,
Er frißt mich bei lebendgem Leib. —
Wer wird's ihm sagen, lieber Mann?
Ihm kommt es auf ein paar nicht an.
Sieh nur, wie's hier im Beutel blitzt!
Das liebe Geld, wie schön es glitzt,
Ganz frisch geprägt und spiegelblank!
Gewinn mir's ab! Mach dir den Schwank!
Dies Häuflein hier von zwanzig Sous,
Das ist mein Satz! Nun setze du! —
Der Spielmann sieht's, vom Glanz gebannt;
Die Würfel wiegt er in der Hand.
Wohlan denn, spricht er halbverzagt,
Um eine Seele sei's gewagt! —
Warum nicht mehr? Was ist dabei?
Sei nicht so feig und setze zwei!
Sie dürfen alt und ruppig sein:
Es liegt mir nichts am äußern Schein. —
Wohlan, ich setz' das Spiel, Gott walt's! —
Gut, rief Sankt Peter, und ich halt's! —

Nein, Blitz! Bevor ein Würfel fällt,
Hier auf die Tafel muß das Geld! —
Gern, sprach Sankt Peter guter Dinge
Und häufte hoch die Silberlinge.
Dann setzten bei des Ofens Flammen
Die beiden sich zum Spiel zusammen.

Sankt Peter spricht zum Fiedelmann:
Du bist der Kleinre, du wirfst an. —
Und der erwidert: Nach Belieben! —
Er schüttelt, wirft: Da liegen sieben. —
Sankt Peter nimmt sie auf und lacht:
Das ist nicht viel! Hier liegen acht.
Wirf drüber! Sonst, bei Gottes Blut,
Schreib' ich für mich vier Seelen gut. —
So sei es! Vier Stück oder keins! —
Da fallen drei und zwei und eins:
Verloren! — Und so geht es fort.
Der Spielmann drängt mit hastgem Wort,
Verdoppelt stets der Seelen Zahl —
Sankt Peter schlägt ihn jedesmal;
Schon hat er vierundsechzig Seelen.
Da hebt der Spielmann an zu schmälen:
Bei Gottes Haupt! Mich wundert sehr,
Ihr habt stets einen Würfel mehr.
Ich werf' umsonst mich müd und matt,
Und des Gezerres bin ich satt.
Nun soll das Spiel sich neu gestalten:
Ich setze hundert. Wollt Ihr's halten? —
Auf einen Wurf? — Ja, wie es fällt. —
Gut, lieber Freund! Hier sitzt das Geld. —
Der Spielmann wirft drei Fünfer an:
Drei Sechser wirft der heilge Mann. —

Schau, vierundsechzig schuldest du
Und diese hundert noch dazu! —
Ei, Herr, nun wird's mir doch zuviel!
Das ist, bei Gott, kein ehrlich Spiel.
Ich laß es rollen, wie es rollt:
Ihr setzt die Würfel, wie Ihr wollt. —
Spiel weiter, Mann! Bist du verrückt? —
Ein Schelm, wer mich so schnöd berückt!
Ich sah's und hab' Euch wohl belauscht,
Wie Ihr die Würfel setzt und tauscht. —
Sankt Peter rötet sich im Grimme
Und brüllt ihn an mit Donnerstimme:
Das lügst du aus dem hohlen Bauch!
Doch das war stets der Buben Brauch:
Wenn's ihnen nicht nach Wunsch sich fügt,
Gleich schreien sie, daß man betrügt.
Nennst du mich Schelm, du Galgenstrick?
Den Schelmen dir auf dein Genick!
Kein Wort mehr, bei Sankt Martins Gaul!
Sonst salb' ich dir das Lästermaul! —
Drauf jener, der vor Aerger kocht:
Ihr seid ein Schelm, soviel Ihr pocht,
Ein alter Fuchs, der sacht und still
Im Spiele mich erwürgen will!
Doch soll der Kniff Euch nicht gelingen.
Heraus mit Euren Silberlingen!
Das Geld ist mein und mir gestohlen!
Wollt Ihr's, so kommt, es Euch zu holen! —

Er springt empor und grapst das Geld.
Doch Petrus wie ein alter Held
Haut auf ihn los mit mächtgen Streichen
Und greift ihm grimmig in die Weichen.

Da wirft das Geld er aus der Hand
Und leistet kühnen Widerstand.
Er packt Sankt Peters Bart und zaust
Und zockt ihn mit geballter Faust;
Doch der reißt ihm das Hemd zu Stücken.
Weit klaffend hieng es ihm vom Rücken,
So daß zu seinem Zorn und Gram
Die nackte Haut zu Tage kam.
Sie knufften sich und pufften sich
Und rangen beide ritterlich.
Der Spielmann aber ward gewahr,
Daß Petrus doch der stärkre war,
Ein Kämpe groß, von Schultern breit.
Voll Wehmut sah er, wie sein Kleid,
Das erst schon dürftig ihn umfieng,
In Fetzen ihm vom Gürtel hieng,
Und daß er größres Leid verhüte,
Herr, sprach er, scheiden wir's in Güte!
Wir probten uns als feste Streiter.
Nun sei's genug! Wir spielen weiter. —
Sankt Peter schmollte: Mich verdrießt,
Daß Ihr mich einen Schelmen hießt. —
Ich war ein Narr. Nehmt's nicht so schwer!
Herr, glaubet mir, es reut mich sehr.
Und traun, mir ward der schlimmre Teil:
Mein Hemde wird nicht wieder heil;
Nun fröstelt's mich bei jedem Hauch.
Sprecht Ihr mich quitt! Ich thu' es auch. —
Topp, sprach Sankt Peter, Friedensschluß! —
Sie tauschten den Versöhnungskuß.

Nun, Freund, du schuldest — willst du zählen? —
Mir hundertvierundsechzig Seelen. —

Ja leider, sprach der Fiedelmann,
Ich fieng das Spiel zu mager an.
Wie denkt Ihr? Werfen wir einmal
Um eine dreifach größre Zahl. —
Gern, Lieber, ganz nach deinem Sinne!
Doch krieg' ich auch, was ich gewinne? —
Verlaßt Euch drauf! Ich markte nicht.
Nehmt, was Euch in die Augen sticht:
Chordamen, Ritter, Edelfraun,
Schnapphähne, Mönche schwarz und braun,
Barone, Bauern, nasse Knaben,
Was Ihr begehrt, Ihr sollt es haben. —
Wohl, sprach Sankt Peter, warf und rief:
O weh, nur vier! Nun geht es schief.
Du lieber Heiland, steh mir bei! —
Der Spielmann warf und hatte — drei.
Verzweifelt hub er an zu klagen
Und jammernd an die Stirn zu schlagen:
Ich Wurm, der ich seit Anbeginn
Von Glück und Stern verlassen bin!
Auf Erden schon verlor ich immer,
Und hier beim Teufel wird's noch schlimmer. —

Die armen Seelen in der Pein,
Die lugten ängstlich nach den zwein,
Und zu Sankt Peter aus dem Düstern
Drang rings ein Wispern und ein Flüstern:
Herr, führ uns weg ins ewge Licht!
Wir baun auf dich. Verlaß uns nicht! —
Sankt Peter sprach: Das soll geschehn.
Wir wollen treu zusammenstehn.
Euch zu entreißen dieser Pein,
Setzt' ich mein ganzes Silber ein,

Und wahrlich, hätt' ich es verloren,
Ihr müßtet ewig weiter schmoren.
Vor Abend noch, wenn's Gott gefällt,
Seid ihr in Freuden mir gesellt. —

Der Spielmann trüben Angesichts
Sprach kleinlaut: Alles oder nichts!
Und wird's auf diesen Wurf nicht quitt,
So nehmt den ganzen Plunder mit,
Die Seelen und mein Hemd dazu! —
Wohlan, es gilt! Beginne du! —
Sie spielten, bis der heilge Mann
Ihm alle Seelen abgewann.
Der fuhr mit ihnen schnell gen Himmel
Und zog in fröhlichem Gewimmel
Ins Paradies als Sieger ein.

Der Spielmann aber saß allein
Und nackt wie eine Kirchenmaus:
Da kam der Teufel Heer nach Haus.
Der Satan schaut sich staunend um:
Wie ward es hier so still und stumm!
Er läuft umher und steckt den Kopf
In jeden Tiegel, jeden Topf:
Da ist nicht eine Seele mehr,
Die ganze Hölle wüst und leer.
Er fährt den Spielmann wütend an:
Vermaledeiter Hadermann,
Wo ist mein Volk? Was ist geschehn? —
Erbarmen, Herr! Ich will's gestehn.
Nichts Schlimmes ahnend saß ich hier;
Da kam ein fremder Mann zu mir.
Der ließ nach seinem Geld mich schielen
Und lud mich ein, darum zu spielen.

Es war ein alter Uebelthäter,
Ein würfelkundiger Verräter.
Ich spielte fort als rechter Thor,
Bis ich die letzte Seel' verlor. —

Der Satan schüttelt Schweif und Horn:
Wo ist der Kerl, rief er im Zorn,
Der zu der Hölle Spott und Schaden
Uns diesen Tagdieb aufgeladen? —
Mit Backenstreich und Rippenstoß
Gieng's auf den armen Teufel los.
Man warf ihm Stang' und Gabel nach
Und that ihm soviel Leid und Schmach,
Daß er verhieß mit hohen Schwüren,
An keinen Spielmann mehr zu rühren.

Doch Satan rief dem Fiedler zu:
Mach, daß du fortkommst, Lecker du!
Dies liederliche Menschenkind
Bringt mich um all mein Hausgesind!
Hinaus, du fauler Knecht, hinaus!
Kein Spielmann kommt mir mehr ins Haus,
Kein Schalksnarr, kein Phantast von Sänger:
Bleibt, wo ihr mögt, ihr Müßiggänger!
Schert euch zu Gott und seiner Schar!
Die jubiliert das ganze Jahr. —
Der Spielmann lief durchs Höllenthor
Und stieg zum Paradies empor.
Das öffnet ihm Sankt Peter gleich
Und führt ihn ein ins Himmelreich.

Nun jauchzt mit hellem hohem Schall,
Ihr Sänger und ihr Fiedler all!

Und wahrlich, hätt' ich es verloren,
Ihr müßtet ewig weiter schmoren.
Vor Abend noch, wenn's Gott gefällt,
Seid ihr in Freuden mir gesellt. —

Der Spielmann trüben Angesichts
Sprach kleinlaut: Alles oder nichts!
Und wird's auf diesen Wurf nicht quitt,
So nehmt den ganzen Plunder mit,
Die Seelen und mein Hemd dazu! —
Wohlan, es gilt! Beginne du! —
Sie spielten, bis der heilge Mann
Ihm alle Seelen abgewann.
Der fuhr mit ihnen schnell gen Himmel
Und zog in fröhlichem Gewimmel
Ins Paradies als Sieger ein.

Der Spielmann aber saß allein
Und nackt wie eine Kirchenmaus:
Da kam der Teufel Heer nach Haus.
Der Satan schaut sich staunend um:
Wie ward es hier so still und stumm!
Er läuft umher und steckt den Kopf
In jeden Tiegel, jeden Topf:
Da ist nicht eine Seele mehr,
Die ganze Hölle wüst und leer.
Er fährt den Spielmann wütend an:
Vermaledeiter Hadermann,
Wo ist mein Volk? Was ist geschehn? —
Erbarmen, Herr! Ich will's gestehn.
Nichts Schlimmes ahnend saß ich hier;
Da kam ein fremder Mann zu mir.
Der ließ nach seinem Geld mich schielen
Und lud mich ein, darum zu spielen.

Es war ein alter Uebelthäter,
Ein würfelkundiger Verräter.
Ich spielte fort als rechter Thor,
Bis ich die letzte Seel' verlor. —

Der Satan schüttelt Schweif und Horn:
Wo ist der Kerl, rief er im Zorn,
Der zu der Hölle Spott und Schaden
Uns diesen Tagdieb aufgeladen? —
Mit Backenstreich und Rippenstoß
Gieng's auf den armen Teufel los.
Man warf ihm Stang' und Gabel nach
Und that ihm soviel Leid und Schmach,
Daß er verhieß mit hohen Schwüren,
An keinen Spielmann mehr zu rühren.

Doch Satan rief dem Fiedler zu:
Mach, daß du fortkommst, Lecker du!
Dies liederliche Menschenkind
Bringt mich um all mein Hausgesind!
Hinaus, du fauler Knecht, hinaus!
Kein Spielmann kommt mir mehr ins Haus,
Kein Schalksnarr, kein Phantast von Sänger:
Bleibt, wo ihr mögt, ihr Müßiggänger!
Schert euch zu Gott und seiner Schar!
Die jubiliert das ganze Jahr. —
Der Spielmann lief durchs Höllenthor
Und stieg zum Paradies empor.
Das öffnet ihm Sankt Peter gleich
Und führt ihn ein ins Himmelreich.

Nun jauchzt mit hellem hohem Schall,
Ihr Sänger und ihr Fiedler all!

Ihr ſitzet in der Freude Schoß:
Die Angſt der Hölle ſeid ihr los.
Euch winkt ein wonniges Aſyl:
Dank ſei dem edlen Würfelſpiel!

Aucassin und Nicolette.

Wer beim Lied vergangner Zeit
Gern sein Ohr dem Sänger leiht,
Dem ergetze Herz und Sinn
Nicolette und Aucassin.
Wie der Jungherr stritt in Pein
Um sein liebes Jungfräulein
Mit dem klaren Angesicht,
Anmutreich ist der Bericht,
Schmuck das Wort und süß der Sang.
Niemand lebt so trüb und bang,
So bedrängt von Sorg' und Not,
Krank und elend auf den Tod,
Den mein Lied nicht macht gesund,
Daß er jauchzt von Herzensgrund;
Also lieblich klingt es.

Nun wird gesprochen und erzählt:

Der Graf Bougar von Valence führte mit dem Grafen Garin von Beaucaire einen so großen, erstaunlichen, blutigen Krieg, daß nicht ein Tag anbrach, an dem er nicht vor die Thore, Mauern und Schlagbäume seiner Stadt kam mit hundert Rittern und zehntausend Knechten zu Fuß und zu Roß, in

ſeinem Lande ſengte und brannte, ſeine Felder verwüſtete und ſeine Leute erſchlug. Der Graf Garin von Beaucaire war alt und gebrechlich und hatte ſeine Tage gelebt. Er hatte keinen Erben, nicht Sohn noch Tochter, außer einem einzigen Knaben. Den will ich euch beſchreiben: Aucaſſin hieß der Jungherr; er war ſchön und anmutig, groß und wohlgebaut an Beinen, Füßen, Leib und Armen; er hatte blonde, dichtgelockte Haare, blaue lachende Augen [1]), ein klares längliches Geſicht, eine hohe, wohlſtehende Naſe, und ſo reich war er mit guten Eigenſchaften ausgeſtattet, daß an ihm gar keine ſchlimme zu finden war. Aber ſo überwältigt war er von der Liebe, die alles beſiegt, daß er weder Ritterſchaft üben, noch die Waffen ergreifen, noch ein Turnier beſuchen, noch irgend etwas thun wollte, was er geſollt hätte.

Sein Vater und ſeine Mutter ſagten zu ihm: Sohn, nimm doch deine Waffen und ſteige zu Roß, verteidige dein Land und hilf deinen Mannen! Wenn ſie dich unter ſich ſehen, werden ſie beſſer Leib und Habe, dein Land und das unſre beſchirmen. — Vater, ſprach Aucaſſin, was redet Ihr da? Traun, Gott ſoll mir nichts gewähren, darum ich ihn bitte, ſo ich jemals Ritterſchaft übe, zu Roſſe ſteige oder in Sturm und Schlacht ziehe, um dort mit einem Ritter Hiebe zu wechſeln, wenn Ihr mir nicht Nicolette gebt, mein ſüßes Mädchen, das ich von Herzen liebe! — Sohn, ſprach der Vater, das kann nicht ſein! Laß von Nicolette! Denn ſie iſt eine Gefangene, die aus fremden Landen hieher gebracht wurde. Von Sarazenen kaufte ſie der Vizgraf dieſer Stadt [2]) und führte ſie hieher; er

hob ſie aus der Taufe und machte ſie zu ſeinem Patenkind und wird ihr nächſtens einen jungen Mann vermählen, der ihr ein ehrlich Brot verdiene. Damit haſt du nichts zu ſchaffen, und wenn du eine Frau willſt, ſo gebe ich dir die Tochter eines Königs oder Grafen. Kein ſo mächtiger Mann lebt in Frankreich, deſſen Tochter du nicht haben kannſt, wenn du ſie begehrſt. — Ach, Vater, ſprach Aucaſſin, wo giebt es die hohen Ehren auf Erden, die nicht wohl angewandt wären, wenn ſie Nicolette, mein ſüßes Liebchen, hätte? Und wäre ſie Kaiſerin von Konſtantinopel oder von Deutſchland oder Königin von Frankreich oder von England, ſo wäre das noch viel zu wenig für ſie. So edel und fein und freundlich iſt ſie und begabt mit allen guten Gaben! —

Nun wird geſungen:

Aucaſſin war von Beaucaire,
Einem Schloſſe reich an Ehre.
Keinem Rate wollt' es glücken,
Ihn der Minne zu entrücken.
Seine ſtolzen Eltern beide
Drohten ihm in Zorn und Leide:
Geh doch, Thor! Wo denkſt du hin?
Trägſt du Nicolette im Sinn,
Die dereinſt von Räuberſchiffen
Bei Karthago aufgegriffen
Und verkauft ward über Meer?
Steht zum Weibe dein Begehr,
Denk an Töchter edler Herrn! —
Nein doch, Mutter! Das ſei fern!
Von ihr laſſen kann ich nicht;
Denn ihr ſchönes Angeſicht

Leuchtet mir ins Herz hinein.
Sie ſoll meine Liebſte ſein,
Da ſie gar ſo hold iſt! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Als der Graf Garin von Beaucaire ſah, daß er ſeinen Sohn Aucaſſin von der Liebe zu Nicolette nicht abbringen konnte, begab er ſich zum Vizgrafen der Stadt, der ſein Dienſtmann war, und redete ihn alſo an: Herr Vizgraf, ſchafft mir Nicolette, Euer Patenkind, von hinnen! Verwünſcht ſei das Land, woher ſie zu uns geführt wurde! Denn durch ſie verliere ich Aucaſſin, daß er nicht Ritterſchaft üben, noch irgend etwas thun will, was er ſollte. Und wiſſet wohl, wenn ich ihrer habhaft werde, verbrenne ich ſie, und Ihr ſelber dürft um Euch in großen Sorgen ſein! — Herr, ſagte der Vizgraf, es iſt mir leid, daß er zu ihr kommt und mit ihr redet. Ich habe ſie mit meinem Gelde gekauft und aus der Taufe gehoben und zu meinem Patenkind gemacht und hätte ihr einen jungen Mann gegeben, der ihr ein ehrlich Brot verdiente. So hätte Aucaſſin, Euer Sohn, nichts mit ihr zu ſchaffen. Aber da es Euer Wunſch und Wille iſt, ſo werde ich ſie in ein ſo fernes Land ſchicken, daß er ſie nimmer mit Augen ſehen ſoll. — Ja, hütet Euch! ſprach der Graf Garin, ſonſt könnte Euch großes Leid daraus erwachſen! — Damit ſchieden ſie. Der Vizgraf aber war ein ſehr reicher Mann und hatte einen prächtigen Palaſt nach einem Garten hin. Dort ließ er Nicolette in einem obern Stockwerk in eine Kammer bringen und eine Alte mit ihr, um ihr Geſellſchaft zu leiſten. Auch Brot und Fleiſch und

Wein und was ihnen ſonſt vonnöten war, ließ er hinſchaffen. Dann ließ er die Thüre verſiegeln, daß man nirgends herein noch heraus kommen konnte. Nur ein kleines Fenſterchen gieng nach dem Garten zu, durch das ihnen ein wenig friſche Luft zukam.

Nun wird geſungen:

Nicolette in Sorg' und Jammer
Saß gefangen in der Kammer;
Die war kunſtvoll überdacht,
Reich an bunter Bilderpracht.
Auf des Fenſters Marmelſtein
Stützte ſich das Mägdelein.
Goldig war ihr Lockenhaar,
Feingeſchweift der Brauen Paar,
Klar und länglich ihr Geſicht:
Schönre Jugend ſaht ihr nicht!
Draußen in des Gartens Grün
Schaute ſie der Roſen Blühn,
Und der Vöglein heller Chor
Klang zu der Verwaiſten Ohr. —
Weh mir, weh, daß ich gefangen!
Welche Schuld hab' ich begangen?
Süßer Jungherr Aucaſſin,
Nur weil ich dein Liebchen bin
Und dein Herz nicht läßt von mir,
Drum ſitz' ich gefangen hier,
Um in dieſen Kerkermauern
Meine Tage zu vertrauern.
Aber bei dem heilgen Chriſt!
Wenn das Glück mir günſtig iſt,
Komm' ich bald von hinnen! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Nicolette ſaß, wie ihr gehört habt, in der Kammer gefangen. Aber das Gerücht gieng durch das ganze Land, daß Nicolette verſchwunden ſei. Die einen ſagten, ſie ſei in die Fremde geflohen, und die andern, der Graf Garin von Beaucaire habe ſie ermorden laſſen. Wenn ſich aber jemand darüber freute, ſo war dies Aucaſſin gewiß nicht. Er begab ſich zum Vizgrafen der Stadt und fragte ihn: Herr Vizgraf, was habt Ihr mit Nicolette gemacht, meinem ſüßen Lieb, dem Weſen, das mir am teuerſten war auf der Welt? Wißt, wenn ich davon ſterbe, wird man an Euch Rache nehmen, und das mit Recht. Denn Ihr habt mich mit Euren eigenen Händen getötet, als ihr mir das Liebſte nahmt, das ich auf dieſer Welt mein nannte. — Lieber Herr, ſprach der Vizgraf, laßt dieſe Rede! Nicolette iſt eine Gefangene, welche ich aus fremden Landen mitbrachte. Ich kaufte ſie mit meiner Habe von Sarazenen und habe ſie aus der Taufe gehoben und als mein Patenkind erzogen und hätte ihr nächſtens einen jungen Mann gegeben, der ihr ein ehrlich Brot verdiente. Damit habt Ihr nichts zu ſchaffen. Nein, nehmet Euch die Tochter eines Königs oder Grafen! Ueberdies was meint Ihr, daß Euer Gewinn wäre, wenn Ihr ſie verführt hättet? Ihr hättet wenig Frommen davon! Denn Eure Seele würde darum für alle Tage der Zeit in der Hölle ſein, und nie würdet Ihr eingehen ins Paradies! — Was habe ich im Paradies zu thun? Ich will gar nicht hinein, wenn ich nur Nicolette habe, mein ſüßes Mädchen, das ich von Herzen liebe. Ins

Paradies kommen nur ſolche Leute, wie ich Euch ſagen will. Dahin kommen jene alten Pfaffen und jene alten Krüppel und Lahmen, die Tag und Nacht vor den Altären und in den alten Grüften hocken, die mit den alten abgeſchabten Kapuzen und den alten ſchmutzigen Kleidern, die nackt ſind und barfuß und ohne Hoſen und vor Hunger und Durſt, Froſt und Elend ſterben. Die kommen ins Paradies; mit denen habe ich nichts zu thun. Aber in die Hölle will ich gehn! Denn in die Hölle kommen die weiſen Meiſter und die ſchönen Ritter, die in Turnieren und in gewaltigen Kriegen gefallen ſind, die guten Knappen und die freien Männer. Mit dieſen will ich gehn! Auch kommen dahin die ſchönen höfiſchen Damen, die neben ihrem Herrn zwei oder drei Freunde hatten. Auch kommt dahin das Gold und das Silber, Pelz und Grauwerk und Harfner und Spielleute und die Könige der Welt. Mit dieſen will ich gehn; aber Nicolette, mein ſüßes Lieb, muß bei mir ſein! [3]) — Wahrlich, ſprach der Vizgraf, alles Reden iſt vergebens! Denn nie ſollt Ihr ſie wiederſehen. Und wenn Ihr mit ihr ſprächet und Euer Vater erführe es, ſo würde er mich und ſie im Feuer verbrennen, und Ihr ſelber dürftet in großen Sorgen ſein. — Das jammert mich, ſprach Aucaſſin und ſchied vom Vizgrafen tiefbekümmert.

Nun wird geſungen:

Heim gieng Aucaſſin der arme,
Um ſein Lieb in tiefem Harme.
Ach, ſein ſchweres Leid zu wenden,
Weiß ihm niemand Rat zu ſpenden,

Weiß ihm niemand Troſt zu leihn.
Zum Palaſte trat er ein,
Stieg die Treppen auf im Gram,
Bis er in ſein Zimmer kam.
Dort mit Seufzern und mit Thränen
Klagt er laut in heißem Sehnen:
Nicolette, holdes Weilen,
Holdes Kommen und Enteilen,
Holdes Träumen, holdes Wachen,
Holdes Scherzen, holdes Lachen,
Holdes Küſſen, hold Umfahn!
Mir iſt weh um dich gethan!
Solcher Kummer iſt mein Gaſt,
Daß mir Licht und Luft verhaßt,
Schweſter, ſüßes Liebchen [4])!

Nun wird geſprochen und erzählt:

Während Aucaſſin im Zimmer war und um Nicolette, ſein Liebchen, klagte, war der Graf von Valence, der ſeinen Krieg zu fördern dachte, nicht müßig. Er hatte ſeine Mannen zu Fuß und zu Roß aufgeboten und zog vor die Burg, um ſie zu ſtürmen. Da erhob ſich Geſchrei und Lärm; Ritter und Knechte waffneten ſich und liefen zu den Thoren und Mauern, um das Schloß zu ſchirmen, und die Bürger ſtiegen auf die Wehrgänge der Mauern und ſchoſſen Bolze und zugeſpitzte Pfähle hinab. Schon war der Sturm in vollem Gange; da kam der Graf Garin von Beaucaire in das Zimmer, wo Aucaſſin um Nicolette, ſein ſüßes Liebchen, klagte. Ha Sohn, ſprach er, wie elend und jämmerlich biſt du, daß du zuſchauſt, wie man deine beſte und ſtärkſte Burg beſtürmt! Wiſſe, daß du erbelos

biſt, wenn du ſie verlierſt. Sohn, nimm deine Waffen und ſteig aufs Roß, ſchirme dein Land, hilf deinen Mannen und geh in den Kampf! Wenn ſie dich nur in ihrer Mitte ſehen, und ſollteſt du auch mit keinem Manne Ziebe wechſeln, ſo werden ſie doch Habe und Leben, dein Land und das meine beſſer beſchirmen. Du biſt ſo groß und ſtark, daß du es wohl thun kannſt, und es iſt deine Schuldigkeit! — Vater, ſprach Aucaſſin, was redet Ihr da? Gott ſoll mir nichts gewähren, darum ich ihn bitte, ſo ich jemals Ritterſchaft übe, zu Roſſe ſteige und in den Kampf ziehe, um mit einem Ritter Ziebe zu wechſeln, wenn Ihr mir nicht Nicolette gebt, mein ſüßes Mädchen, das ich von Herzen liebe! — Sohn, ſprach der Vater, das kann nicht ſein! Eher will ich's ertragen, daß ich erbelos werde und alles verliere, was ich beſitze, als daß du ſie zum Weib und Ehgemahl haben ſollſt! — Damit wandte er ſich ab. Doch Aucaſſin, als er ihn gehen ſah, rief ihn zurück. Vater, ſprach er, kommt her! Ich will Euch einen guten Vorſchlag machen. — Und welchen, lieber Sohn? — Ich will die Waffen ergreifen und in den Kampf ziehen unter der Bedingung, daß, wenn mich Gott heil und geſund zurückführt, Ihr mich Nicolette, mein ſüßes Lieb, nur ſolange ſehen laßt, bis ich zwei oder drei Worte mit ihr geſprochen und ſie ein einzigmal geküßt habe. — Ich bin's zufrieden, ſprach der Vater. Er ſagte es ihm zu, und Aucaſſin ward fröhlich.

Nun wird geſungen:

Als der Kuß ihm war gewährt,
Wenn vom Streit er wiederkehrt,

Hunderttauſend Mark von Gold
Nähm' er nicht um dieſen Sold.
Von den Seinen heiſcht er gleich
Kampfgewande ſchön und reich;
Einen Halsberg läßt er bringen
Mit verflochtnen Doppelringen,
Schnallt den Helm von Steinen klar
Auf ſein wallend Lockenhaar,
Nimmt das Schwert mit goldnem Knauf,
Springt zum Streitroß, ſchwingt ſich auf,
Faßt den Schild und hebt den Speer;
Seine Füße richtet er,
Daß ſie feſt im Bügel ſitzen.
Seine hellen Augen blitzen,
Und im Sinn der Liebſten Bild
Sprengt er nach dem Kampfgefild.
Willig ſtürmt ſein treues Tier
Durch das Thor voll Streitbegier,
Wo die Schlacht entbronnen.

Nun wird geſprochen und erzählt:

Aucaſſin ſaß gewappnet auf ſeinem Roß, wie ihr gehört habt. Gott, wie gut ſaß ihm der Schild am Hals, der Helm auf dem Haupt und das Schwertgehäng an der linken Hüfte! Der Junghherr war groß und ſtark, ſchön und ſchmuck und wohlgebaut, und das Roß, worauf er ſaß, war ſchnell und flüchtig, und er lenkte es gerade durch das Thor. Glaubt aber ja nicht, daß er daran dachte, Ochſen, Kühe oder Ziegen zu rauben oder mit einem Ritter Hiebe zu wechſeln. Nein, durchaus nicht! Er war ſo in Gedanken an Nicolette, ſein ſüßes Lieb, verloren, daß er ganz der Zügel vergaß und alles

deſſen, was er hätte thun ſollen. Das Roß aber, das die Sporen gefühlt hatte, trug ihn ins Gedränge und ſtürzte ſich mitten unter die Feinde. Dieſe legten Hand an ihn von allen Seiten und ergriffen ihn, entriſſen ihm Schild und Lanze, führten ihn ſpornſtreichs als Gefangenen fort und berieten ſich ſchon, welchen Tod ſie ihn ſterben laſſen wollten. Als Aucaſſin das hörte, ſprach er: Ach Gott, lieber Herr! Sind das nicht meine Todfeinde, die mich davonführen, um mir den Kopf abzuſchneiden? Aber wenn mir der Kopf abgeſchnitten iſt, dann kann ich ja nicht mehr mit Nicolette, meinem ſüßen Liebchen, reden! Noch habe ich hier ein gutes Schwert und ſitze auf einem guten friſchen Roß. Wehre ich mich jetzt nicht um ihretwillen, ſo ſoll Gott ſie verlaſſen, wenn ſie mich ferner noch liebt! — Der Jungherr war groß und ſtark und das Roß, worauf er ſaß, behende, und er legte Hand ans Schwert und begann nach rechts und links um ſich zu hauen, ſpaltete Helme und Naſenſtangen, Fäuſte und Arme und richtete um ſich her ein Blutbad an wie der Eber, wenn ihn die Hunde im Forſt anfallen. Zehn Ritter ſchlug er ihnen nieder und verwundete ſieben, hieb ſich ſpornſtreichs aus dem Gedränge und kam im Galopp zurückgeſprengt, das Schwert in der Hand. Der Graf Bougar von Valence hatte gehört, daß man ſeinen Feind Aucaſſin hängen wolle, und kam eben daher. Aucaſſin erkannte ihn wohl und hieb ihn mit dem Schwert durch den Helm ins Haupt, daß er betäubt zu Boden ſtürzte. Aucaſſin aber reckte die Hand aus, ergriff ihn und führte ihn weg an der Naſenſtange ſeines Helmes [5]) und überlieferte ihn ſeinem Vater. Vater, ſprach

er, hier iſt Euer Feind, der Euch ſolange bekriegt und ſoviel geſchädigt hat! Zwanzig Monate hat dieſe Fehde gewährt, ohne daß ſie jemand zu Ende brachte. — Lieber Sohn, ſprach der Vater, ſolche Jugendthaten ſollſt du vollbringen, nicht Thorheiten nachjagen! — Vater, ſprach Aucaſſin, erſpart Euch dieſe Predigt und erfüllt mir meine Bedingung! — Bah, welche Bedingung, lieber Sohn? — Oho, Vater! Habt Ihr ſie vergeſſen? Bei meinem Haupt! Vergeſſe ſie, wer da will, ich nicht; denn ſie liegt mir zu ſehr am Herzen. Habt Ihr mir etwa nicht gelobt, wenn ich die Waffen ergreife und in den Kampf ziehe und Gott mich heil und geſund zurückführe, daß Ihr mich Nicolette, mein ſüßes Lieb, ſo lange ſehen laſſen wollet, bis ich mit ihr zwei oder drei Worte geſprochen und ſie ein einzigmal geküßt habe? Das habt Ihr mir gelobt, und ich verlange, daß Ihr mir's haltet! — Ich? ſprach der Vater, Gott ſoll mich verlaſſen, wenn ich dir dieſe Bedingung erfülle! Wenn ich ſie hier hätte, würde ich ſie im Feuer verbrennen, und du ſelber dürfteſt in großen Sorgen ſein! — Iſt das Euer letztes Wort? ſprach Aucaſſin. — So wahr mir Gott helfe, ſprach der Vater, ja! — Traun, ſprach Aucaſſin, ſo ſchmerzt mich ſehr, daß ein Mann von Eurem Alter lügt. Graf von Valence, ſprach er, ich habe Euch gefangen? — Ja wahrlich, Herr! ſprach der Graf. — Reicht mir Eure Hand! ſprach Aucaſſin. — Herr, gerne! — Er legte ſeine Hand in die Aucaſſins. — Wollt Ihr mir verſprechen, ſprach dieſer, daß Ihr keinen Tag Eures Lebens unterlaſſen wollt, meinen Vater zu verunglimpfen und an Leben und Habe zu ſchädigen, ſoviel Ihr vermögt? — Herr,

um Gott! ſprach jener, ſcherzet nicht, ſondern ſetzt mir ein Löſegeld! Ihr dürft nur verlangen: Gold oder Silber, Roſſe und Zelter, Pelz und Grauwerk, Hunde und Federſpiel, ich will es Euch geben! — Wie? ſprach Aucaſſin, wollt Ihr nicht anerkennen, daß ich Euch gefangen habe? — Ja doch, Herr! ſprach der Graf Bougar. — So helfe mir Gott! ſprach Aucaſſin, wenn Ihr mir das nicht verſprecht, laſſe ich Euer Haupt vom Rumpfe fliegen! — In Gottes Namen, ſprach jener, ich verſpreche Euch, ſoviel Euch gefällt! — Er gab ihm ſein Wort darauf, und Aucaſſin ließ ihn auf ein Roß ſteigen, ſtieg ſelber auf ein anderes und geleitete ihn, bis er in Sicherheit war.

Nun wird geſungen:

Als da ſah der Graf Garin,
Daß der Jungherr Aucaſſin
Ohne Wanken ſeinem Lieb
Nicoletten treu verblieb,
Zürnt er ſo, daß ins Verließ
Er den eignen Sohn verſtieß.
Ein Gewölb von Marmelſtein
Schloß ihn tief im Keller ein.
Wie er anhub, ſich zu grämen,
Sollt ihr von ihm ſelbſt vernehmen:
Nicolette, Liljenblüte,
Herzenslieb von reiner Güte,
Süßer labſt du Mut und Kraft
Als der reifen Traube Saft,
Süßer biſt du tauſendmal
Als der Würzwein im Pokal!

Jüngſt aus Limouſin der Stadt
Kam ein Pilger krank und matt,
Von Betäubung ſchwer betroffen,
Und er lag hier ſonder Hoffen
Fiebernd, ein verlorner Mann.
Da kamſt du des Wegs heran,
Hobeſt juſt vor einer Treppe
Deines Hermelines Schleppe,
Und der Mann, dem Tode nah,
Als er deine Füßchen ſah,
Ward er froh von Herzensgrund
Und genas zur ſelben Stund'.
Rüſtig zog er aus dem Thor,
Heil und friſch wie nie zuvor.
Lilje rein und wohlgethan,
Holdes Gehen, holdes Nahn,
Holdes Lachen, holdes Neigen,
Holdes Reden, holdes Schweigen,
Holdes Küſſen, hold Umfaſſen!
Wer kann ſolchen Liebreiz haſſen?
Da mein Herz nicht von dir ließ,
Sitz' ich tief im Turmverließ,
Wo ich troſtlos mich gebärde
Und vor Jammer ſterben werde,
Lieb, um deinetwillen! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Aucaſſin war in den Kerker geworfen, wie ihr gehört habt, und Nicolette ihrerſeits in der Kammer eingeſchloſſen. Es war zur Sommerzeit, im Monat Mai, wo die Tage warm, lang und klar ſind und die Nächte ſtill und heiter. Eines Nachts lag Nicolette in ihrem Bette und ſah den Mond hell durch

das Fenſter ſcheinen und hörte die Nachtigall im Garten ſchlagen und gedachte Aucaſſins, ihres Freundes, den ſie von Herzen liebte. Auch begann ſie zu überdenken, wie der Graf Garin von Beaucaire ſie ſo tödlich haſſe, und ſie fürchtete, ſie werde nicht lange mehr hier ſein, ſondern dem Grafen verraten werden, und dann werde ſie dieſer eines ſchlimmen Todes ſterben laſſen. Als ſie nun merkte, daß die Alte, welche ſie bei ſich hatte, im Schlafe lag, ſtand ſie auf und kleidete ſich in ihr ſchönes ſeidenes Obergewand, knüpfte die Bettlinnen und die Handtücher aneinander und machte ſo ein Seil daraus, ſo lang als ſie konnte, ſchlang es um den Fenſterpfeiler und ließ ſich hinunter in den Garten. Dann nahm ſie den Saum ihres Kleides mit der einen Hand vorne, mit der andern hinten auf, ſchürzte ſich ſo vor dem Tau, der reichlich auf dem Graſe lag, und gieng den Garten hinab. Sie hatte blonde, dichtgelockte Haare, blaue, lachende Augen, ein längliches Angeſicht, eine hohe, wohlſtehende Naſe, Lippen von zarterem Rot als Kirſchen und Roſen zur Sommerzeit und kleine weiße Zähne [6]). Sie war ſchlank um die Lenden, daß ihr ſie mit euren beiden Händen hättet umſpannen können, und die Maßliebchen, die, von ihren Zehen geknickt, ihr auf den Reihen des Fußes fielen, waren geradezu ſchwarz gegen ihre Füße und Beine: ſo weiß war das Mägdlein. Sie kam an das Hinterpförtchen, öffnete es und gieng hinaus durch die Straßen von Beaucaire. Dabei hielt ſie ſich im Schatten; denn der Mond leuchtete ganz hell. Sie gieng ſo lange, bis ſie zu dem Turme kam, worin ihr Geliebter eingeſchloſſen war. Der Turm war von Strecke zu

Strecke mit Strebepfeilern geſtützt, und ſie ſchmiegte ſich hinter einen derſelben, wickelte ſich in ihren Mantel und legte das Haupt in einen Spalt des uralten Turmes hinein. Da hörte ſie Aucaſſin, wie er drinnen weinte und große Klage erhob und nach ſeinem ſüßen Mädchen rief, das er von Herzen liebte, und als ſie ihm lang genug zugehört hatte, begann ſie zu reden.

Nun wird geſungen:

Nicolette ſchmiegte dicht
An den Pfeiler ihr Geſicht.
Sie vernahm des Freundes Jammern
Drunten in des Turmes Kammern
Und hub an und fragte ihn:
Edler Ritter Aucaſſin,
Hoher Jungherr reich an Ehren,
Ach, was frommen Eure Zähren,
Die um meinetwillen fließen?
Nimmer ſollt Ihr mein genießen!
Euer Vater ſtößt mich aus,
Er und Euer ganzes Haus.
Euretwegen muß ich fliehn,
Uebers Meer von dannen ziehn. —
Eine Locke ſchnitt die Holde
Aus des Haares reinem Golde,
Warf ſie nieder, und der Knabe
Nahm entzückt die liebe Gabe,
Küßt' und herzte ſie vor Luſt
Und verbarg ſie auf der Bruſt.
Doch von neuem hub er dann
Seine lauten Klagen an
Um der Liebſten willen.

Nun wird geſprochen und erzählt:

Als Aucaſſin Nicolette ſagen hörte, daß ſie in ein anderes Land gehen wollte, kam er außer ſich vor Erregung. Schönes ſüßes Lieb, ſprach er, geh nicht fort! Denn das wäre mein Tod! Der erſte, der dich ſieht, wird ſich deiner ſofort bemächtigen und dich zu ſeiner Liebſten machen. Aber wenn du einem andern als mir angehört haſt, glaube nicht, daß ich dann ſo lange warte, bis ich ein Meſſer finde, um es mir ins Herz zu ſtoßen und mich zu töten. Nein wahrlich, ſo lange würde ich nicht warten, ſondern auf das nächſte Gemäuer oder den nächſten grauen Stein würde ich zuſtürzen und den Kopf ſo hart dagegen rennen, daß mir die Augen herausflögen und mein Gehirn verſpritzte. Lieber einen ſolchen Tod als erfahren, daß du einem andern als mir angehört haſt! — Ach, ſprach ſie, ich glaube nicht, daß Ihr mich ſo ſehr liebt, wie Ihr ſagt; aber ich liebe Euch mehr als Ihr mich. — O, ſprach Aucaſſin, ſchönes ſüßes Lieb, das iſt nicht möglich, daß du mich ebenſo liebſt wie ich dich. Nie kann das Weib den Mann ſo ſehr lieben wie der Mann das Weib. Denn des Weibes Liebe ſitzt im Auge und in der Spitze der Bruſt und in der Fußzehe; aber des Mannes Liebe iſt ins Herz gepflanzt, daraus ſie nicht entweichen kann. — Während Aucaſſin und Nicolette zuſammen ſprachen, kamen die Scharwächter der Stadt die Straße daher mit gezogenen Schwertern unter den Mänteln. Denn der Graf Garin hatte ihnen befohlen, daß ſie Nicolette töten ſollten, wenn ſie dieſelbe fänden. Aber der Wächter, der auf dem Turme ſtand, ſah

ſie kommen und hörte, wie ſie von Nicolette ſprachen und ſie mit dem Tode bedrohten. Gott, ſprach er, wie ſchade wäre es um ein ſo ſchönes Mägdlein, wenn ſie es töteten! Es wäre eine große Liebesthat, wenn ich ſie warnen könnte, damit ſie auf ihrer Hut wäre und jene ſie nicht bemerkten. Denn wenn man ſie umbringt, ſo wird auch mein Junghherr Aucaſſin den Tod davon haben, und das wäre ſehr ſchade! —

Nun wird geſungen:

Wacker, klug, von mildem Sinne
War der Wächter auf der Zinne.
Er begann mit hellem Klang
Einen lieblichen Geſang:
Mägdelein voll Herzensgüte,
In des Leibes Jugendblüte,
Du mit lichtem Lockengold,
Blauen Augen hell und hold,
Mägdelein, aus deinem Weſen,
Glaub' ich eines klar zu leſen:
Mit dem Liebſten ſprachſt du da,
Der um dich dem Tode nah.
Laß dich warnen! Höre mich!
Vor Verrätern hüte dich,
Die hier eben nach dir ſpüren
Und verſteckte Schwerter führen!
Drohend heiſchen ſie dein Blut:
Biſt du nicht auf deiner Hut,
Wird dir Leid geſchehen! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Ach, ſprach Nicolette, heilige Ruhe den Seelen

deiner Eltern, da du mir dies ſo ſchön und ſo freundlich geſagt haſt! So es Gott gefällt, will ich mich wohl hüten, und Gott möge mich vor ihnen ſchützen! — Sie drückte ſich, von ihrem Mantel verhüllt, in den Schatten des Pfeilers, bis ſie vorüber waren. Dann nahm ſie Abſchied von Aucaſſin und gieng weiter, bis ſie an die Mauern der Burg kam. Die Mauer war zerſtückt und mit Flechtwerk ausgebeſſert. Sie ſtieg hinüber, bis ſie zwiſchen der Mauer und dem Graben war. Als ſie hinunterblickte, ſah ſie, daß der Graben ſehr tief und abſchüſſig war, und ſie fürchtete ſich ſehr. Ach Gott, ſprach ſie, lieber Herr! Wenn ich mich hinabfallen laſſe, ſo breche ich den Hals, und wenn ich hier bleibe, ſo ergreift man mich morgen und verbrennt mich im Feuer. Aber lieber will ich hier ſterben, als daß mich morgen das ganze Volk zu ſeiner Verwunderung angaffe. — Sie bekreuzte ihr Haupt und ließ ſich den Graben hinabgleiten [7]), und als ſie auf dem Grunde ankam, da waren ihre ſchönen Füße und Hände, die vorher nie erfahren hatten, was eine Wunde heißt, ſo zerſtoßen und zerſchunden, daß das Blut wohl an zwölf Stellen hervordrang. Dennoch fühlte ſie keinerlei Schmerz vor der großen Furcht, die ſie hatte. War ihr aber das Hineinkommen ſchon ſo ſchwer geworden, ſo wurde ihr das Hinauskommen noch viel ſchwerer. Sie dachte, daß es nicht gut ſei, da zu verweilen, und fand einen zugeſpitzten Pfahl, den die Verteidiger der Burg hinabgeworfen hatten, und klomm Schritt für Schritt mit großer Mühſal empor, bis ſie oben anlangte. Da lag nun ein Wald zwei Bogenſchüſſe entfernt, der ſich wohl dreißig Meilen

in die Länge und in die Breite dehnte, und darin waren wilde Tiere und Gewürm. Sie ſcheute ſich, ihn zu betreten, aus Furcht, von ihnen gefreſſen zu werden; andrerſeits dachte ſie, wenn man ſie hier fände, würde man ſie in die Stadt zurückbringen und verbrennen.

Nun wird geſungen:

Nicolette von Angſt beklommen
War der feſten Burg entkommen,
Als zu klagen ſie begann.
Ihren Heiland rief ſie an:
Vater, König, Herr der Ehren!
Ach, wohin ſoll ich mich kehren?
Geh' ich in den dichten Wald,
Freſſen mich die Wölfe bald,
Eber mit den ſcharfen Hauern
Oder Löwen, die dort lauern.
Aber wart' ich bis zum Tag,
Daß man hier mich finden mag,
Werd' zum Holzſtoß ich geſandt
Und mein junger Leib verbrannt.
Aber lieber tauſendfalt
Sterben in dem wilden Wald,
Als zur Stadt zurück mich wenden,
Um dort ſchmählich zu verenden!
Dorthin kehr' ich nimmer! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Nicolette klagte ſchmerzlich, wie ihr gehört habt. Sie befahl ſich Gott und gieng, bis ſie in den Wald kam. Sie wagte nicht, tief in ihn einzudringen, wegen der wilden Tiere und des Gewürms, ſondern duckte ſich in ein verwachſenes Dickicht. Dort über-

kam ſie der Schlummer, und ſie ſchlief bis zum hellen Morgen, da die Hirten aus der Stadt kamen und ihre Tiere zwiſchen das Gehölz und das Flußufer trieben. Sie ſelber begaben ſich nach einer ſehr ſchönen Quelle, die am Saume des Waldes floß, breiteten einen Mantel aus, legten ihr Brot darauf und aßen zuſammen. Nicolette erwachte vom Ruf der Vögel und der Hirten und eilte dieſen zu. Liebe Kinder, ſprach ſie, Gott der Herr behüte euch! — Segne Euch Gott! ſprach einer, der der redegewandteſte unter ihnen war. — Liebe Kinder, fragte ſie, kennt ihr Aucaſſin, den Sohn des Grafen Garin von Beaucaire? — Ja, wir kennen ihn wohl. — Um Gottes Huld, liebe Kinder, ſprach ſie, ſagt ihm, daß in dieſem Forſt ein Wild ſei und er kommen möge, es zu jagen! Wenn er es fangen könne, werde er nicht ein Glied desſelben um hundert Mark Goldes, ja, nicht um fünfhundert, noch um irgend einen Schatz der Welt weggeben. — Dieſe ſtarrten ſie an und wurden ganz verdutzt von ihrer Schönheit. — Das ſoll ich ihm ſagen? ſprach der, welcher der redegewandteſte war, verwünſcht ſei, wer ihm das ausrichten will! Denn Lug und Trug iſt, was Ihr ſagt. So koſtbares Wild iſt nicht in dieſem Forſte, weder Hirſch, noch Löwe, noch Eber, daß eines ſeiner Glieder mehr als zwei oder höchſtens drei Heller wert wäre, und Ihr redet von ſo großen Schätzen. Uebel verwünſcht ſei, wer Euch glaubt und ihm das ausrichtet! Ihr ſeid eine See, und wir machen uns nichts aus Eurer Geſellſchaft. Darum geht Eurer Wege! — Ach, liebe Kinder, ſprach ſie, thut es doch! Das Wild hat eine ſolche Arznei, daß Aucaſſin von ſeiner Wunde geheilt werden ſoll. Hier

habe ich fünf Groſchen in meiner Taſche; nehmt ſie und ſagt ihm, daß er binnen drei Tagen nach dem Wilde jagen müſſe und wenn er es bis dahin nicht finde, ſo werde er nie mehr von ſeiner Wunde geneſen. — Meiner Treu, ſprach jener, das Geld wollen wir nehmen und, wenn er herkommt, es ihm ſagen; aber aufſuchen werden wir ihn nicht. — In Gottes Namen, ſprach ſie, nahm Abſchied von den Hirten und gieng weiter.

Nun wird geſungen:

Von den Hirten gieng geſchwind
Nicolette, das holde Kind.
Ohne Säumen ſchritt ſie dann
Durch den tiefen dichten Tann
Auf verwachſnem Steige fort,
Bis ſie kam an einen Ort,
Wo ſich in der Wildnis Mitten
Sieben Waldespfade ſchnitten.
Sie hält hier am Kreuzweg inne
Und gedenkt des Freundes Minne,
Ob ſich die ſo wahr erprobt,
Wie ſein Wort es ihr gelobt,
Und aus Gras und Eichengrün,
Aus den Liljen, die dort blühn,
Bildet ſie mit ſchwankem Dach
Ein geflochtnes Laubgemach,
Und ſie ſchwört bei Gottes Gnade:
Kommt mein Freund auf dieſem Pfade,
Ohne daß ſein Herz ihm kündet,
Wer dies blumge Haus gegründet,
Und er mir die Liebe thut,
Daß er hier ein Veilchen ruht,

Dann iſt falſch, was er verſpricht,
Und wir ſollen länger nicht
Lieb und Liebchen heißen [8])! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Nicolette hatte, wie ihr gehört habt, die Laube ſchön und zierlich gebaut und von außen und innen mit Blumen und Blättern ausgeputzt. Dann verbarg ſie ſich nahe bei der Laube in ein dichtes Gebüſch, um zu erſpähen, was Aucaſſin thun werde. Mittlerweile gieng das Gerücht durch das ganze Land, daß Nicolette verſchwunden ſei. Die einen ſagten, ſie ſei entflohen, und die andern, der Graf Garin habe ſie ermorden laſſen. Wenn ſich aber jemand darüber freute, ſo war dies Aucaſſin gewiß nicht. Der Graf Garin, ſein Vater, entließ ihn aus dem Kerker und lud die Ritter des Landes und die Edelfräulein zu einem prächtigen Feſte, womit er Aucaſſin, ſeinen Sohn, zu tröſten dachte. Aber obgleich die Gäſte vollzählig ſich einfanden, ſo ſtand doch Aucaſſin ganz traurig und niedergeſchlagen auf eine Eſtrade geſtützt. Wer auch immer nach Freude begehrte, er hatte kein Verlangen darnach, da er nichts von dem ſah, was er liebte. Ein Ritter betrachtete ihn, trat auf ihn zu und ſprach ihn an. Aucaſſin, ſagte er, am ſelben Uebel wie Ihr war auch ich erkrankt. Ich will Euch einen guten Rat geben, wenn Ihr mich hören wollt. — Herr, ſprach Aucaſſin, großen Dank! Einen guten Rat werde ich wert halten. — Steigt auf ein Roß, ſprach jener, und reitet durch den Wald, Euch zu erluſtigen, beſchaut Euch Gras und Blumen und hört auf der Vöglein Geſang. Von ungefähr ver-

nehmt Ihr vielleicht ein Wort, wovon Euch beſſer wird. — Herr, ſprach Aucaſſin, großen Dank! Das will ich thun. — Er gieng aus dem Saal und ſtieg die Treppen hinab und kam in den Stall, wo ſein Roß ſtand. Er ließ es ſatteln und zäumen, ſetzte den Fuß in den Bügel, ſchwang ſich auf und ritt aus dem Schloß. Er ſprengte dem Walde zu, kam zu der Quelle und traf die Hirten gerade um die neunte Stunde des Tages. Sie hatten einen Mantel auf das Gras gebreitet, aßen ihr Brot und waren ſehr guter Dinge.

Nun wird geſungen:

Hirten ſaßen dort im Klee,
Martinet und Esmere,
Fruelin und Johanet,
Robecon und Aubriet.
Einer rief mit frohem Mund:
Trautgeſellen in der Rund'!
Gottes Gnade wünſch' ich gern
Unſrem ſchönen jungen Herrn
Und dem Mägdelein daneben,
Das uns Hellerlein gegeben.
Goldig war ihr Lockenhaar,
Blau ihr Aug', ihr Antlitz klar.
Heut am Abend woll'n wir laufen,
Wollen ſüße Küchlein kaufen,
Meſſerchen, um ſie zu ſchneiden,
Meſſerchen mit bunten Scheiden;
Flötchen handeln wir uns ein,
Pfeifchen auch und Hörnerlein.
Segne Gott die Holde! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Als Aucaſſin die Hirten hörte, mahnten ſie ihn an Nicolette, ſein ſüßes Lieb, und er dachte ſich, daß ſie dageweſen ſei. Er gab ſeinem Roſſe die Sporen und ritt zu den Hirten. Liebe Kinder, ſchütz' euch Gott! — Gott ſegne Euch! erwiderte der, welcher der redegewandteſte war. — Liebe Kinder, ſprach Aucaſſin, wiederholt das Liedchen, das ihr eben ſagtet! — Das werden wir nicht, ſprach der, welcher der redegewandteſte war, verwünſcht ſei der, der es Euch vorſingt, lieber Herr! — Liebe Kinder, kennt ihr mich denn nicht? — O ja, wir wiſſen wohl, daß Ihr Aucaſſin, unſer Jungherr, ſeid; aber wir gehören nicht Euch, ſondern dem Grafen. — Liebe Kinder, thut es, ich bitte euch darum! — Sapperlot, ſprach jener, warum ſollte ich Euch ſingen, wenn es mir nicht paßt? Giebt es doch, den Grafen Garin ausgenommen, keinen ſo mächtigen Mann in dieſem Lande, der, wenn er meine Ochſen, Kühe und Schafe in ſeinen Wieſen oder in ſeinem Weizen fände, wagen dürfte, ſie wegzujagen, ohne daß ihm die Augen ausgekratzt würden, und ich ſollte Euch ſingen, wenn es mir nicht paßt? — Um Gottes Huld, liebe Kinder, thut es! Hier ſind zehn Groſchen, die ich in der Taſche habe. — Herr, das Geld wollen wir nehmen; aber ſingen werde ich Euch nicht; denn ich hab's verſchworen. Doch erzählen will ich Euch davon, wenn Ihr wollt. — In Gottes Namen, ſprach Aucaſſin, lieber erzählen als gar nichts! — Herr, wir ſaßen heute morgen hier und aßen unſer Brot bei dieſer Quelle, wie wir eben thun. Da kam eine Jungfrau

daher, das ſchönſte Weſen der Welt, ſo daß wir glaubten, es wäre eine Fee, und der ganze Wald von ihr widerſtrahlte. Sie gab uns ſoviel von dem ihrigen, daß wir ihr verſprachen, wenn Ihr hieher kämet, Euch zu ſagen, Ihr ſolltet in dieſem Walde jagen; denn ein Wild ſei darin, von dem Ihr, wenn Ihr es fangen könntet, nicht ein einziges Glied um fünfhundert Mark Silber noch um alle Schätze hergeben würdet. Das Wild habe nämlich ſolche Arznei, daß Ihr, wenn Ihr es erjagtet, von Eurer Wunde geheilt würdet. Doch müſſet Ihr es binnen drei Tagen gefangen haben; ſonſt werdet Ihr es nie mehr wiederſehen. Nun jagt es, wenn es Euch beliebt, und wenn Ihr nicht wollt, ſo laßt es bleiben! Ich habe mich ihres Auftrags entledigt. — Liebe Kinder, ſprach Aucaſſin, ich weiß genug, und Gott laſſe es mich finden! —

Nun wird geſungen:

Er vernahm mit Herzenspochen,
Was ſein holdes Lieb geſprochen.
Schnell erfaßt er Wort und Sinn,
Und zum Walde ſprengt er hin,
Wo die dunkeln Bäume ragen.
Seinen Renner läßt er jagen
Unaufhaltſam durch den Tann,
Und die Liebſte ruft er an:
Nicolette, du Luſtgeſtalt!
Deinethalb kam ich zum Wald.
Nicht nach Ebern, nicht nach Hirſchen,
Deine Spur will ich erbirſchen.
Deines Leibes holder Bau,
Deiner Augen klares Blau

Und dein lachend roter Mund
Trafen mich im Herzensgrund.
Mög's mit Gottes Huld geſchehn,
Daß ich dich darf wiederſehn,
Schweſter, ſüßes Liebchen! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Aucaſſin ritt durch den Wald von Weg zu Weg, und ſein Streitroß trug ihn in vollem Laufe dahin. Glaubt nicht, daß ihn die Brombeerſträucher und Dornen verſchonten! Nein, durchaus nicht. Sie zerriſſen ihm die Kleider, daß man ſelbſt das beſte Stück kaum noch hätte flicken können und das Blut ihm an dreißig oder vierzig Stellen aus Armen, Lenden und Beinen floß und man ſeine Spur im Blute verfolgen konnte, das auf die Gräſer tropfte. Aber er dachte ſoviel an Nicolette, ſein ſüßes Lieb, daß er weder Schmerz noch Weh fühlte. So ſchweifte er den ganzen Tag durch den Wald, ohne Kunde von ihr zu bekommen, und als er ſah, daß der Abend hereinbrach, begann er zu weinen, weil er ſie nicht finden konnte. Er ritt einen alten grasigen Pfad entlang; da gewahrte er vor ſich inmitten des Weges einen Burſchen, wie ich ihn euch beſchreiben werde. Er war groß und ungeſchlacht und grauſig häßlich, hatte einen dicken Strubelkopf, ſchwärzer als Kohlenſtaub, und ſeine Augen ſtanden mehr als eine volle Handbreite voneinander. Er hatte fette Backen und eine ungeheure Plattnaſe, weit offenſtehende Nüſtern und wulſtige Lippen röter als Roſtfleiſch und lange, gelbe, garſtige Zähne. Er hatte Schuhwerk und Strümpfe von Rindshaut, bis über das Knie mit Lindenbaſt um-

wickelt, war eingemummt in einen Mantel mit zwei Kehrſeiten und ſtützte ſich auf eine gewaltige Keule. Als Aucaſſin auf ihn ſtieß, erſchrak er bei ſeinem Anblick. — Lieber Bruder, Gott ſchütze dich! — Segne Euch Gott, ſprach jener. — Um Gottes Huld, was machſt du hier? — Was geht das Euch an? ſagte jener. — Nichts, ſprach Aucaſſin, ich frag' es Euch nur im guten. — Aber warum weint Ihr, ſprach jener, und thut ſo kläglich? Traun, wenn ich ein ſo reicher Mann wäre wie Ihr, ſollte mich alle Welt nicht zum Weinen bringen. — Ei, kennt Ihr mich denn? ſprach Aucaſſin. — Ja, ich weiß wohl, daß Ihr Aucaſſin, der Sohn des Grafen ſeid, und wenn Ihr mir ſagt, warum Ihr weint, ſo will ich Euch ſagen, was ich hier thue. — Gewiß, ſprach Aucaſſin, ich will es Euch ſehr gerne ſagen. Ich kam heute morgen zur Jagd in dieſen Wald und hatte einen weißen Windhund, den ſchönſten der Welt; den habe ich verloren, und darum weine ich. — Was? ſprach jener, beim Herzen, das der Herr im Leibe hatte! So weintet Ihr um einen ſtinkigen Hund? Verwünſcht ſei, wer Euch je wieder preiſen wird! Giebt es doch keinen ſo mächtigen Mann im Lande, der, wenn Euer Vater ihrer zehn oder fünfzehn oder zwanzig von ihm verlangte, ſie ihm nicht willig ſchicken würde und noch mit Freuden dazu. Aber an mir wär' es, zu weinen und Klage zu führen. — An dir? Warum, Bruder? — Herr, ich will es Euch ſagen. Ich war verdingt an einen reichen Bauern und trieb ſeinen Pflug mit vier Ochſen. Nun geſchah mir vor drei Tagen das große Mißgeſchick, daß ich den beſten meiner Ochſen verlor, Rötel, den ſchönſten meines Geſpanns,

und nun laufe ich umher, ihn zu ſuchen. Drei volle Tage habe ich nichts gegeſſen noch getrunken und traue mich nicht in die Stadt zurück aus Angſt, man möchte mich in den Kerker werfen, da ich nichts habe, den Ochſen zu bezahlen. Von allen Gütern der Welt nenne ich nichts von Werte mein, als was Ihr an meinem Leibe ſeht. Ich habe eine arme Mutter, die nichts als eine ſchlechte Matratze beſaß; die hat man ihr unter dem Rücken weggezogen, ſo daß ſie nun auf dem nackten Stroh liegt, und um ſie iſt mir's leider als um mich. Denn Habe kommt und geht, und was ich heute verlor, kann ich ein andermal gewinnen und werde meinen Ochſen bezahlen, wenn es mir möglich iſt. Deshalb will ich nicht weinen, und Ihr weintet um einen Drecks-hund! Verwünſcht ſei, wer Euch je wieder preiſen wird! — Traun, du giebſt mir guten Troſt, lieber Bruder! Gott ſegne dich dafür! Wieviel galt dein Ochſe? — Herr, zwanzig Groſchen begehrt man dafür, und ich werde davon keinen halben Heller abmarkten können. — Da, ſprach Aucaſſin, nimm die zwanzig Groſchen, die ich in der Taſche habe, und bezahle deinen Ochſen! — Herr, ſprach jener, großen Dank! Und Gott laſſe Euch finden, was Ihr ſucht! — Damit ſchied er von ihm, und Aucaſſin ritt weiter. Die Nacht war ſchön und ſtill, und er kam zu den ſieben Wegen mitten im Walde und ſah die Laube vor ſich, welche Nicolette außen und innen, über und über mit Blumen durchflochten hatte, daß es keine ſchönere geben konnte. Als Aucaſſin ſie erblickte, hielt er mit einem Ruck inne, und der Strahl des Mondes fiel hinein. Ha, bei Gott! rief Aucaſſin, hier war Nicolette, mein ſüßes

Lieb, und das baute ſie mit ihren ſchönen Händen. Um ihrer Huld und Liebe willen werde ich abſteigen und hier die Nacht vollends ruhn. — Er zog den Fuß aus dem Bügel, um abzuſteigen. Das Roß aber war groß und hoch, und er dachte ſoviel an Nicolette, ſein ſüßes Lieb, daß er hart auf einen Stein fiel und ſich die Schulter verrenkte. Er fühlte ſich ſchwer verletzt; aber er zwang ſich, ſo gut es gieng, und band ſein Roß mit der andern Hand an einen Dornſtrauch, drehte ſich auf die Seite und kroch in die Laube. Auf dem Rücken liegend ſchaute er durch eine Oeffnung der Laube empor und ſah die Sterne am Himmel, darunter einen, der heller leuchtete als die übrigen, und begann zu ſprechen.

Nun wird geſungen:

Heller Stern, im Liebesbann
Zieht der ſtille Mond dich an.
Mit dir durch die Nacht ſo lind
Wallt mein blondgelocktes Kind.
Wollte Gott, ich wär' mit ihr
Fern der ſchlimmen Welt bei dir!
Wenn ich dann auch ſpäter wieder
Stürzte zu der Erde nieder,
Hätt' doch einmal ohne Bangen
Küſſend Mund an Mund gehangen,
Hätt' doch einmal ungeſtört
Deine Minne mir gehört,
Schweſter, ſüßes Liebchen! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Als Nicolette Aucaſſin hörte, kam ſie zu ihm; denn ſie war gar nicht ferne. Sie trat in die Laube,

ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und küßte und herzte ihn. — Lieber ſüßer Freund, ſeid mir willkommen! — Ach, Gottwillkomm, mein holdes ſüßes Lieb! — Sie küßten und umfiengen ſich, und die Freude war ſchön. — Ach, ſüßes Lieb, ſprach Aucaſſin, ich war eben noch ſchwer an der Schulter verletzt; nun aber fühle ich weder Schmerz noch Weh, da ich dich habe. — Sie befühlte ihn und fand, daß er ſich die Schulter ausgerenkt hatte. Da ſtrich ſie ihn ſolange mit ihren weißen Händen und ließ nicht ab, bis ſie mit Gottes Hilfe, der den Liebenden wohlwill, ihm die Schulter wieder einrenkte. Dann nahm ſie Blumen, friſches Gras und grüne Blätter und band ſie darauf mit einem Schoß ihres Hemdes, und er wurde ganz geſund. — Aucaſſin, ſprach ſie, lieber ſüßer Freund, geht zu Rate, was Ihr thun wollt! Wenn Euer Vater morgen dieſen Wald durchſtreifen läßt und man mich findet, ſo wird man mich töten, was auch aus Euch werde. — Traun, liebes ſüßes Lieb, davon würde ich großes Leid haben. Doch wenn ich etwas vermag, ſollen ſie dich nie ergreifen. — Er ſtieg auf ſein Roß und nahm ſein Lieb vor ſich mit Küſſen und Umfangen. So kamen ſie aufs freie Feld.

Nun wird geſungen:

Unſer Jungherr blond und hold,
Fröhlich in der Minne Sold,
War zum Wald hinausgezogen.
Vor ſich auf dem Sattelbogen
Hielt ſein Liebchen er im Arm,
Küßt ihr Stirn und Wangen warm,

Küßt den Mund ihr fort und fort;
Endlich kam das Kind zum Wort:
Lieber ſüßer Aucaſſin,
Sag, in welches Land wir ziehn! —
Weiß ich's, liebes Angeſicht!
Wo wir gehn, mich kümmert's nicht,
Ob durch Wald und Wüſtenein,
Wenn nur du willſt bei mir ſein! —
Sie durchritten weite Strecken,
Berge, Thäler, Stadt und Flecken,
Kamen bei des Morgens Glut
Zu des Meeres blauer Flut,
Stiegen dort vom Roſſe.

Nun wird geſprochen und erzählt:

Aucaſſin war abgeſtiegen, ſowohl er als ſein Liebchen, wie ihr gehört habt. Er führte ſein Roß am Zügel und ſein Liebchen an der Hand, und ſo giengen ſie das Geſtade entlang. Da ſahen ſie ein Schiff und Kaufleute darin, welche ganz nahe am Ufer vorüberſegelten. Aucaſſin winkte dieſen; ſie kamen ans Land, und er verhandelte mit ihnen, bis ſie ihn in ihr Schiff aufnahmen. Doch als ſie auf hoher See waren, erhob ſich ein großer, gewaltiger Sturm und trieb ſie von Land zu Land, bis ſie an eine fremde Küſte kamen. Sie liefen in den Hafen einer Burg ein und fragten, was das für ein Land ſei, und man ſagte ihnen, es ſei das Land des Königs von Torelore. Aucaſſin fragte, welch ein Mann das ſei und ob er Krieg führe. — Ja, einen großen Krieg. — Da nahm er Abſchied von den Kauffahrern, und dieſe befahlen ihn Gott. Er ſtieg auf ſein Roß, ſein Schwert umgegürtet und

ſein Liebchen vor ſich, und ritt, bis er in die Burg kam. Er fragte nach dem König, und man ſagte ihm, er liege im Kindbett. — Und wo iſt denn ſeine Frau? — Man erwiderte, ſie ſei auf der Heerfahrt und mit ihr alle Leute des Landes [9]). — Als Aucaſſin das hörte, verwunderte er ſich gar ſehr. Er kam in den Palaſt und ſtieg ab, ſowohl er als ſein Liebchen. Sie hielt ſein Roß; er aber ſtieg in den Palaſt hinauf, das Schwert umgegürtet, und kam in das Zimmer, wo der König lag.

Nun wird geſungen:

Aucaſſin war ganz allein;
In die Kammer drang er ein
Und gelangte bis zur Stätte,
Wo der König lag im Bette.
Er blieb ſtehn, als er ihn ſah:
Sag, du Narr, was machſt du da? —
Nun vernehmt, was der geſprochen:
Herr, ich liege in den Wochen!
Wenn mein Monat iſt dahin
Und ich ganz geneſen bin,
Werd' ich in die Meſſe gehn,
Wie's von alters her geſchehn.
Aber dann mit großem Schall
Schlag' ich meine Gegner all,
Laſſe nicht vom Kriege! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Da Aucaſſin den König alſo reden hörte, nahm er alle Decken, die auf ihm lagen, und ſchüttelte ſie auf den Boden. Er ſah hinter ſich einen Stock,

ergriff ihn, wandte ſich um und ſchlug damit ſo auf den König los, daß er ihn faſt umbrachte. Ach, lieber Herr, rief der König, was wollt Ihr von mir? Seid Ihr verrückt, daß Ihr mich in meinem eigenen Hauſe ſchlagt? — Beim Herzen Gottes, ſprach Aucaſſin, armſeliger Wicht, ich ſchlage Euch tot, wenn Ihr mir nicht gelobt, daß in Eurem Lande kein Mann mehr im Kindbett liegen ſoll! — Er gelobte es ihm, und als dies abgethan war, ſagte Aucaſſin: Herr, nun führt mich zu Eurer Frau ins Heer! — Gerne, Herr, ſprach der König. — Er ſtieg auf ein Roß und Aucaſſin auf das ſeine, und Nicolette blieb in den Gemächern der Königin. Der König und Aucaſſin ritten zur Königin ins Feld, wo eben mit geröſteten Holzäpfeln, Eiern und friſchen Käſen eine Schlacht geliefert wurde. Aucaſſin ſchaute das mit an und verwunderte ſich höchlichſt.

Nun wird geſungen:

Auf dem Sattel vorgeneigt
Hält der Jungherr, ſtaunt und ſchweigt.
Vor ihm wogte weit und breit
Dieſer Heere heißer Streit,
Die mit Aepfeln mürbgekochten
Und mit friſchen Käſen fochten.
Durch die Luft in hohem Bogen
Große Wieſenſchwämme flogen.
Wer mit Lärm am lautſten tobt,
Wird als erſter Held gelobt.
Aucaſſin, der tapfre Mann,
Sah die ſeltne Schlacht mit an
Und begann zu lachen.

Nun wird geſprochen und erzählt:

Als Aucaſſin dieſes wunderliche Schauſpiel ſah, gieng er zum König und redete ihn an: Herr, ſind das Eure Feinde? — Ja, Herr, ſagte der König. — Und wollt Ihr, daß ich Euch an ihnen rächen ſoll? — Ja, ſprach jener, gerne! — Da legte Aucaſſin Hand ans Schwert, ſtürzte ſich mitten unter ſie, begann nach rechts und links um ſich zu hauen und tötete viele. Doch als der König ſah, daß er ſie totſchlug, fiel er ihm in den Zügel und rief: Ach, lieber Herr, tötet ſie mir nicht ſo ohne weiteres! — Wie? ſprach Aucaſſin, wollt Ihr denn nicht, daß ich Euch räche? — Herr, ſprach der König, das habt Ihr ſchon zuviel gethan. Es iſt unter uns nicht Brauch, daß wir einander totſchlagen. — Die Feinde wandten ſich zur Flucht, und der König kehrte mit Aucaſſin ins Schloß Torelore zurück. Die Leute des Landes aber rieten dem König, Aucaſſin aus ſeinem Reiche zu jagen und Nicolette für ſeinen Sohn zurückzubehalten; denn ſie ſcheine eine Frau von hohem Stande. Als Nicolette das hörte, war ſie nicht ſehr froh darüber und ſprach:

Nun wird geſungen:

Komm' ich, Herr von Torelor,
Eurem Volk ſo närriſch vor,
Daß ich ſolche Wünſche hätte?
Sprach die holde Nicolette.
Wenn, von meinem Reiz beglückt,
Mich mein Liebſter an ſich drückt,
Nenn' ich alle Wonnen mein.
Ball und Tanz und Ringelreihn,

Fiedel, Geig' und Harfenſpiel,
Und was ſonſt der Welt gefiel,
Gilt mir nichts dagegen. —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Aucaſſin lebte auf der Burg Torelore herrlich und in Freuden; denn er hatte Nicolete, ſein ſüßes Liebchen, bei ſich. Doch als er in dieſen Wonnen ſchwamm, kam ein Schiffsheer Sarazenen übers Meer daher, lief die Burg an und nahm ſie im Sturm. Sie raubten das Gut und ſchleppten Männer und Weiber gefangen fort. Auch Nicolette und Aucaſſin ergriffen ſie, banden dem Jungherrn Hände und Füße und warfen ihn in ein Schiff und Nicolette in ein anderes. Da erhob ſich ein Sturm über dem Meer, der ſie trennte. Das Schiff, darin Aucaſſin lag, trieb aufs Geratewohl durch die Wellen hin, bis es beim Schloß Beaucaire landete. Die Leute der Gegend liefen herzu, um ihr Strandrecht zu üben [10]); da fanden ſie Aucaſſin und erkannten ihn. Als die von Beaucaire ihren Jungherrn ſahen, erhoben ſie großen Jubel; denn Aucaſſin hatte wohl drei Jahre in der Burg Torelore zugebracht, und ſeine Eltern waren unterdes geſtorben. Sie führten ihn auf das Schloß von Beaucaire und huldigten ihm als ſeine Mannen, und er hielt ſein Land im Frieden.

Nun wird geſungen:

Nach Beaucaire, ſeiner Stadt,
Kommt der Jungherr krank und matt,
Und des Reichs, das ihm beſchieden,
Waltet er in tiefem Frieden.

Doch er ſchwört bei Gottes Ehre,
Wenn ſein Stamm vernichtet wäre,
Deucht' ihn das ein mindres Leid
Als der Raub der holden Maid. —
O mein ſüßes Liebchen, ſprich,
Künde mir, wo ſuch ich dich?
Wüßt' ich, wo in allen Winden
Du auf Gottes Welt zu finden,
Gäb' es über Meer und Land
Keinen noch ſo fernen Strand,
Wo ich dich nicht ſuchte! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Laſſen wir nun von Aucaſſin und reden wir von Nicolette! Das Schiff, darin ſie war, gehörte dem König von Karthago, und der war ihr Vater, und ſie hatte zwölf Brüder, alle Prinzen und Könige. Als dieſe Nicolette ſo ſchön ſahen, erwieſen ſie ihr hohe Ehren und feierten ſie und fragten ſie oft, wer ſie ſei; denn ſie ſcheine eine edle Frau von hoher Geburt. Aber ſie wußte ihnen nicht zu ſagen, wer ſie ſei; denn ſie war als kleines Kind geraubt worden. Sie ſegelten fort, bis ſie vor die Stadt Karthago kamen[11]). Doch als Nicolette die Mauern der Burg und die Gegend ſah, da erinnerte ſie ſich, daß ſie hier erzogen und als kleines Kind geraubt worden ſei. Denn ſo klein war ſie doch nicht geweſen, um ſich nicht daran zu erinnern.

Nun wird geſungen:

Nicolette ſah das Land,
Das ſich hob am Himmelsrand,

Sah von fern die Mauern ſchimmern,
Der Paläſte Fenſter flimmern.
Doch ſie rief und rang die Hand:
Weh, was frommt mein hoher Stand!
Und was bringt es mir Gewinn,
Daß ich eine Fürſtin bin
Aus Karthagos Königsſaal
Und verwandt dem Admiral[12])?
Was ſoll all die Hoheit mir?
Wildes Volk entführt mich hier.
Aucaſſin, du mein Begehren,
Edler Jungherr, reich an Ehren,
Deine Liebe ſchafft mir Leid,
Mahnt und müht mich allezeit!
Stille Gott mein heiß Verlangen,
Dich noch einmal zu umfangen,
Einmal noch in ſüßem Bund
Dir zu ruhen Mund an Mund,
Du mein Herr und Liebling! —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Wie der König von Karthago Nicolette alſo reden hörte, ſchlang er ihr die Arme um den Hals und ſprach: Liebes ſüßes Kind, ſagt mir, wer Ihr ſeid, und ſcheut Euch nicht vor mir! — Herr, ſprach ſie, ich bin die Tochter des Königs von Karthago und wurde als kleines Kind geraubt, wohl vor fünfzehn Jahren. — Als ſie das hörten, erkannten ſie, daß ſie die Wahrheit ſagte, und feierten ſie ſehr und geleiteten ſie mit hohen Ehren in den Palaſt als die Tochter des Königs. Sie wollten ihr einen Heidenkönig zum Manne geben; aber ſie hatte keine Luſt, ſich zu vermählen. Sie war gegen drei oder

vier Tage dort; da überlegte ſie, durch welche Liſt ſie Aucaſſin aufſuchen könnte. Sie verlangte eine Fiedel und lernte darauf ſpielen, bis man ſie eines Tags einem mächtigen Heidenkönig vermählen wollte. Da ſchlich ſie ſich in der Nacht davon, kam nach dem Hafen und nahm Herberge bei einer armen Frau auf dem Strande. Sie färbte ſich Haupt und Antlitz, daß ſie ganz dunkel wurde, ließ ſich Rock und Mantel, Hemd und Hoſen machen und kleidete ſich ſo in die Tracht eines Spielmanns. Dann nahm ſie die Fiedel, gieng zu einem Schiffsmann und verhandelte mit ihm, daß er ſie in ſein Schiff nahm. Sie ſpannten die Segel auf und fuhren durch die hohe See, bis ſie nach dem Lande Provence kamen. Dort ſtieg Nicolette aus und wanderte fiedelnd durch das Land, bis ſie zum Schloß von Beaucaire kam, wo Aucaſſin wohnte.

Nun wird geſungen:

Dort ſaß Aucaſſin einmal
Auf der Treppe vor dem Saal,
Wo er oft am ſchönen Tag
Mit den Herrn der Rede pflag,
Und er ſah die Blumen ſpringen
Und vernahm der Vöglein Singen;
Da gedacht' er jener Maid,
Deren Lieb' in Luſt und Leid
Er ſolang im Sinn getragen,
Und er ſeufzt in Herzensklagen.
Sieh, da war's, daß unerkannt
Nicolette vor ihm ſtand
Und zum ſanften Bogenſchwang
Holde Worte ſprach und ſang:

Hört mich an, ihr edlen Herrn,
Höret alle nah und fern!
Duldet ihr in eurem Kreiſe
Meines Sanges ſchlichte Weiſe,
Künd' ich euch die Liebesmäre
Von dem Jungherrn von Beaucaire,
Wie er lange Zeit gemimnt
Nicolette, das fremde Kind,
Wie ſie vor des Vaters Drohn
Durch den tiefen Wald entflohn,
Wie zu Torelor im Schloß
Sie geraubt ein Heidentroß.
Wo der Jungherr hingekommen,
Hab' ich ſeitdem nicht vernommen;
Aber Nicolette fand
Ueberm Meer ihr Heimatland,
Wo Karthagos Türme ragen.
Dort, von Lieb' und Huld getragen,
Weilt ſie noch zu dieſer Friſt,
Wo ihr Vater König iſt.
Dieſer will ſie nun fürs Leben
Einem Heidenfürſten geben.
Anders ſteht's in ihrem Sinne;
Denn des treuen Kindes Minne
Iſt nur Einem zugewandt;
Der iſt Aucaſſin genannt,
Und ſie ſchwört, nur ihm allein
Sich mit Seel' und Leib zu weihn,
Der ihr Wunſch und Sehnen. —

Nun wird geſprochen und erzählt:

Als Aucaſſin Nicolette ſo erzählen hörte, ward er ſehr fröhlich, zog ſie beiſeite und fragte ſie:

Lieber ſüßer Freund, wiſſet Ihr von dieſer Nicolette, von der Ihr hier geſungen habt? — Ja, Herr! Ich weiß von ihr als von dem edelſten, holdeſten und klügſten Geſchöpf, das je geboren ward. Sie iſt die Tochter des Königs von Karthago, der ſie da gefangen nahm, wo auch Aucaſſin gefangen wurde, und ſie nach der Stadt Karthago führte, bis er erfuhr, daß ſie ſeine Tochter ſei. Er feiert ſie ſeitdem in hohen Ehren und will ihr jeden Tag einen der erlauchteſten Könige von ganz Spanien zum Gemahle geben. Aber ſie ließe ſich eher hängen und brennen, als daß ſie einen nähme, ſo mächtig er auch wäre. — Ach, lieber ſüßer Freund, ſprach Aucaſſin, wenn Ihr in jenes Land zurückkehren und ihr ſagen wolltet, ſie ſolle zu mir kommen, würde ich Euch ſo viel von meiner Habe geben, als Euch zu fordern und zu nehmen gelüſtete. Wiſſet, daß ich aus Liebe zu ihr keine Frau nehmen werde, und wäre ſie auch von noch ſo hohem Stamme, ſondern ihrer harre und nur ſie zur Frau haben will, und hätte ich gewußt, wo ſie zu finden wäre, ſo hätte ich ſie längſt ſchon aufgeſucht. — Herr, ſprach ſie, wenn Ihr das wollt, ſo will ich ſie aufſuchen um Euret- und um ihretwillen, die ich ſehr liebe. — Er machte es mit ihr ab und ließ ihr darauf zwanzig Pfund geben. Sie ſchied von ihm, und er weinte um die Anmut Nicolettes. Doch als ſie ihn weinen ſah, ſprach ſie: Herr, härmt Euch nicht! Denn über kurzem werde ich ſie Euch in dieſe Stadt bringen, daß Ihr ſie ſehen ſollt. — Als Aucaſſin das hörte, wurde er fröhlich, und ſie ſchied von ihm und begab ſich in die Stadt in das Haus der Vizgräfin; denn der Vizgraf, ihr Pate, war ge-

ſtorben. Sie nahm dort Herberge, ſprach mit ihr und vertraute ihr alles an, und die Vizgräfin erkannte ſie und ſah, daß es Nicolette war, die ſie erzogen hatte. Sie ließ ſie waſchen und baden und acht volle Tage ausruhen. Darauf nahm Nicolette ein Pflänzchen, Schellkraut geheißen, und ſalbte ſich damit und wurde wieder ſo ſchön, als ſie je geweſen. Dann kleidete ſie ſich in reiche Seidengewande, deren die Dame zur Genüge hatte, ſetzte ſich im Zimmer auf ein Polſter von geſteppter Seide und bat die Vizgräfin, zu Aucaſſin, ihrem Liebſten, hinzugehen, und die Dame that ſo. Als ſie in den Palaſt kam, fand ſie Aucaſſin, wie er weinte und um Nicolette, ſein Liebchen, klagte, weil ſie ſo lange ſäumte. Die Dame ſprach ihn an und ſagte: Aucaſſin, nun grämt Euch nicht länger, ſondern kommt mit mir, und ich will Euch das Weſen zeigen, das Ihr auf der Welt am meiſten liebt. Das iſt Nicolette, Euer ſüßes Lieb, die aus fernen Landen gekommen iſt, Euch aufzuſuchen. — Da freute ſich Aucaſſin.

Nun wird geſungen:

Als nun Aucaſſin vernommen,
Daß ſein Lieb ins Land gekommen,
Ward er aller Sorgen bar,
Fröhlich, wie er niemals war.
Und in ungeduldger Haſt
Eilt er in der Frau Palaſt.
In die Kammer trat er ein,
Und das holde Mägdelein
Sprang empor mit flinken Füßen,
Um ihn jubelnd zu begrüßen.

Aucaſſin, der ſelge Mann,
Zog mit Armen ſie heran,
Zielt ſie zärtlich feſt umfangen,
Küßt ihr Augen, Mund und Wangen.
Alſo ließen ſie's die Nacht;
Aber als der Tag erwacht,
Führt der Graf in ſtolzer Schar
Die Geliebte zum Altar,
Und das Kind in Glanz und Ehre
Ward zur Dame von Beaucaire. —
Und ſie lebten ſonder Klage
Lange wonnenreiche Tage.
Alles Glück, das ſie begehrt,
War den beiden voll beſchert. —
Mehr zu melden weiß ich nicht:
Somit endet mein Gedicht,
Endet Sang und Sage.

Anmerkungen.

Einleitung.

1. Die Spielleute.

Litteratur: G. Freytag, Bilder aus der deutſchen Vergangenheit, Leipzig 1867, II, 1, 443. — E. Freymond, Jongleurs und Meneſtrels, Halle 1883. — La Rue, Essais historiques sur les bardes, les jongleurs et les trouvères normands et anglo-normands, Caen 1834, 3 Bde. — Le Clerc in der Histoire littéraire de la France, XXIII, 88 ff. — Muratori, De spectaculis et ludis publicis medii aevi, in ſeinen Antiquitates Italicae, II, col. 831 ff. — Nyrop, Den oldfranske heltedigtning, Köbenhavn 1883, p. 287 ff. — Th. Percy, Essay on the ancient minstrels in England, als Einleitung zu ſeinen Reliques of ancient english poetry. — J. Ritson, Ancient Engleish Metrical Romanceës, London 1802, I, p. CXLVIII ff. — Johannes Stoſch, Der Hofdienſt der Spielleute im deutſchen Mittelalter, Berlin 1881. — Tobler, Spielmannsleben im alten Frankreich, ſ. Im Neuen Reich 1875, I, 321. — Friedr. Vogt, Leben und Dichten der deutſchen Spielleute im Mittelalter, Halle 1876. — W. Wackernagel, Geſchichte der deutſchen Litteratur, 2. Aufl. von Martin, Baſel 1879, I, ſ. Regiſter: Spielleute. — Weinhold, Die deutſchen Frauen in dem Mittelalter, 2. Auflage, Wien 1882, II, 151 ff. — G. Zappert, Ueber das Fragment eines Liber dativus, ſ. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil. hiſt. Klaſſe, XIII (1854) p. 150: Joculatores.

1) Stephens, Geſchichte der wälſchen Litteratur, überſ. von San-Marte, Halle 1864, p. 109. 95.

2) Gryſar, Der römiſche Mimus, ſ. Sitzungsberichte

der Wiener Akademie, phil. hist. Klasse, XII (1854) p. 257 ff.

3) In Joannis Evangelium Tractatus 100, c. 2 bei Migne, Patrologia Latina XXXV, col. 1891. Denselben Gedanken, daß solcher Freigebigkeit kein christliches Verdienst zukomme, führt er auch in seiner Psalmenerklärung aus, Enarratio in Psalmum 102, c. 13, bei Migne, XXXVIII, col. 1327. — Die mildere und gerechter unterscheidende Ansicht des h. Thomas von Aquino, s. Summa theologiae II, 2, Quaestio 168, Art. 3. — Ihr schließt sich das von K. Hofmann in der Germania XVII, 51 angezeigte Buoch der Tugenden (Handschrift vom J. 1382 auf der Münchner Bibliothek, Cod. germ. 5267) in der Beantwortung der Frage an, Ob spillûte ir fröidenriches ampt mügen triben ane totsünde (Blatt 101 b): Har umb so sprechent die meister, das der spillûten ampt, das da geordent ist ze einer kurtzwile oder ze einer lichtekeit (Erleichterung), wol mit gotte mag gesin ane sünde.

4) Alcuini Opera, ed. Frobenius, Ratisbonae 1777, I, 206, Epist. CXLIV.

5) W. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh. Straßburg 1875, p. 18.

6) Berthold von Regensburg, herausg. v. Franz Pfeiffer, Wien 1862, I, 155, 15. — Vogt, Spielleute 24 f.

7) Augustinus, De fide et operibus, c. 18, bei Migne XL, c. 219. — Johann von Salisbury, Polycraticus I, c. 8 (Opera ed. Giles, III, 45). — In einer Handschrift der Stuttgarter Bibliothek aus dem 14. Jahrh. werden unter den von der h. Kommunion Auszuschließenden neben den Epileptikern, den Mondsüchtigen, den Unholden und Zauberinnen, den Loswerfern auch die »joculatores spillût« aufgezählt. Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Karlsruhe 1838, VII, Sp. 516 — Ebenso im Synodalstatut von Eichstädt aus dem Jahr 1435, s. Haltaus, Glossarium germanicum, Lipsiae 1758, s. v. Spielleute. — Vgl. Vogt, Spielleute p. 23 und Anm. 33. — Bäumker in Eitners Monatsheften für Musikgeschichte XII (1880), 109 ff.

8) Sachsenspiegel I, 38 § 1. — Schwabenspiegel, Landrecht 258, 6. — Vergl. J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, 2. Ausg. Göttingen 1854, p. 677 ff. — Zappert, Wiener Sitzungsber. XIII, 182.

9) Benecke, Von unehrlichen Leuten, Hamburg 1863, p. 61.

10) Zappert a. a. O. 153 f.

11) Haupt und Hoffmann, Altdeutsche Blätter, Leipzig 1840, II, 362, 107 ff.

12) Oeuvres de Rutebeuf, p. p. Jubinal, nouvelle édition, Paris (o. J.), III, 14.

13) Schlettstädter Glossen XXXIX, 422 in Haupts Zeitschrift V, 367. — In einer provenzalischen Tenzone wird einem Jongleur vorgeworfen: Euch darf man hundert Streiche geben, wenn man euch nur den Bauch füllt (Diez, Poesie der Troubadours, 2. Auflage von Bartsch, Leipzig 1883, p. 47).

14) Ueber die lecherie der Spielleute s. Huon de Mery, Tornoiement de l'Antechrist (p. p. Tarbé), Reims 1851, p. 14. — Das mannichfaltige Getreibe und Gewerbe der gernden schildert der Kanzler gegen Ende des 13. Jahrhunderts, s. Hagen, Minnesinger II, 390, Spr. 8.

15) Der österreichische Landfrieden von 1244—47 nennt unter den vom Frieden Ausgeschlossenen die weltlichen Schauspieler, welche Weiber mit sich durchs Land führen (laicos istriones mulieres secum per prouinciam ducentes, s. Zappert a. a. O. 152 N. 115).

16) Matthaeus Paris, Chronica majora, ed. Luard IV, 147.

17) Hoffmanns Fundgruben I, 136, 35 und 138, 36.

18) Hagen, Minnesinger IV, 191.

19) Diese Alheid blieb in Nürnberg zurück, um sich in Reue und Buße „dem minniglichen Gott" zu ergeben, nachdem sie zuvor weltbekannt gewesen „von irm sundigen ampt". Sie wurde die Meisterin einer kleinen Beguinengemeinde. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Neue Folge, II, (1854) Sp. 129.

20) Ottokar von Steier bei Pez, Scriptores Rerum Austriacarum, Ratisbonae 1745, III, 741a ff. — Man glaubte, daß Frauen unbeschadet ihrer eigenen Gesundheit Gift an sich haben könnten, wodurch sie den Männern zum Verderben würden. Wie der König Wenzel soll König Ladislaus von Neapel auf Anstiften der Florentiner im J. 1414 ums Leben gekommen sein (Heidegger's Acerra philologica, Zürich 1735, p. 463). Nach Ottos von Demringen Uebersetzung der Reisebeschreibung Mandevilles

wurden auf einer gewissen Insel alle Jungfrauen für ihren ersten Mann durch böse Künste giftig gemacht (Reysen vnd Wanderschafften durch das Gelobte Land, Indien vnd Persien, Franckfurt 1580, Bogen Z, Blatt VI). Nach dem englischen Text trugen sie Giftschlangen im Schoße verborgen (The Voiage and Travaile of Sir John Maundeville, ed. Halliwell, London 1839, p. 286). Noch abenteuerlicher wird die Sage, wenn das Gift nicht bloß äußerlich einzelnen Körperteilen anhaftet, sondern die ganze Natur des Weibes durchdringt, wie in der aus dem Arabischen stammenden pseudo-aristotelischen Schrift Liber secreti secretorum ad Alexandrum erzählt wird: Die Königin von Indien sandte an Alexander eine wunderschöne Jungfrau, die von Kindheit auf mit Natterngift genährt worden war, so daß nicht nur ihr Kuß, sondern schon ihr längerer Anblick tödlich war. Aristoteles erkannte noch rechtzeitig die Gefahr und hieß den König an einem zum Tode verurteilten Verbrecher die Probe machen. Wirklich starb dieser sofort in den Armen der Jungfrau, und Alexander schickte sie ungesäumt der Königin zurück (so in einer Handschrift der Berner Bibliothek, s. Sinner, Catalogus Codicum Mss Bibliothecae Bernensis, Bernae 1760, I, 283; in den Drucken, die mir zur Hand waren, habe ich die Erzählung vergeblich gesucht). Diese Erzählung gieng in die Gesta Romanorum (c. 11, Ausg. von Osterley, Berlin 1872, p. 288. 714) und von da in den Renner des Hugo von Trimberg über (Franckfurt 1549, Bl. 74a). Auch Frauenlob erzählt die Sage und fügt den eigentümlichen Zug hinzu, daß der Meister (Aristoteles ist nicht genannt) dem König ein Kraut in den Mund gegeben habe, das ihn vor der Macht des Giftes bewahrte (Heinrichs von Meißen, des Frauenlobes, Leiche, Sprüche ꝛc. herausgeg. von Ettmüller, Quedlinburg und Leipzig 1843, p. 54, Spruch 46). Nach Ottokar von Steier wurde durch die Minne einer solchen mit Gift aufgezogenen Maid ein römischer Kaiser umgebracht (742a). Minne, ruft er aus, wie hast du es geduldet, daß man falschen Trug unter die unergründliche Süßigkeit mischte, welche die minniglichen Frauen an ihrem zarten Leibe tragen? — Neuere Bearbeitungen der Sage erwähnt Landau in seinen Beiträgen zur Geschichte der italienischen No-

velle, Wien 1875, p. 172, zu p. 71 seiner „Quellen des Decamerone".

21) Fast formelhaft wurde die Zusammenstellung meretrices et histriones, wie bei Augustin, De fide et operibus c. 18 (Migne, Patr. Lat. XL, c. 219). Histrio wurde gleichbedeutend mit leno (s. Du Cange s. v. histriones), la menestrel mit meretrix (Richaut 94. 538 bei Méon, Nouveau Recueil de fabliaux et contes, Paris 1823, I, 41. 55) und le menestrel mit scortator: qués menestreus estes-vous? wird Gawain von einem Ritter angeschrieen, dessen Schwester er verführt hat (Gautiers Fortsetzung des Conte du Graal 17152; andere Stellen bei Freymond, Jongleurs 45. Vergl. Weinhold, Die deutschen Frauen, 2. Aufl. II, 138; die Göttin Gefion als Spielweib, ebenda 135).

22) Die Verfügung über die abgelegten Kleider fällt ins Jahr 1187, s. Rigord, De gestis Philippi Augusti, Francorum regis, im Recueil des Historiens des Gaules et de la France, XVII (Paris 1818), p. 21. — Die Nachricht von der Vertreibung der Spielleute ist nicht, wie Freymond (Jongleurs 42) vermutet, auf ein Versehen Mezerays zurückzuführen, sondern findet sich schon im 13. Jahrhundert, bei Vincenz von Beauvais: Mimos quoque a curia sua fugat rex Philippus dans exemplum aliis principibus. Speculum historiale, L. 30, c. 5, zum J. 1222. — Auch Kaiser Friedrich II, der doch sonst nach dem Novellino (I, N. 20) ein Gönner der Spielleute war, empfahl bei seiner Vermählung mit Isabella von England in Worms (1235) den Fürsten an, ihre Gaben nicht an die Fahrenden zu vergeuden, was eine große Thorheit sei (s. Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Stuttgart 1866, III, 197. 297).

23) J. Grimm, Kleinere Schriften III, 59, Str. 24. — Vergl. Zappert a. a. O. XIII, 156.

24) F. Wolf, Ueber die Lais p. 64. — Vergl. Zappert a. a. O. 156. 160. 178. — In den Reiserechnungen des Passauer Bischofs Wolfger von Ellenbrechtskirchen aus den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts spielen die Geschenke an die Fahrenden beiderlei Geschlechts keine geringe Rolle, s. J. Zingerles Ausgabe, Heilbronn 1877, p. 5. 12. 15. 21. 25. 26. 27 (42). 28 (46). 29 (48). 30. 31. 40. 57. Unter den Beschenkten ist bekanntlich auch der „Sänger" Walther

wurden auf einer gewissen Insel alle Jungfrauen für ihren ersten Mann durch böse Künste giftig gemacht (Reysen vnd Wanderschafften durch das Gelobte Land, Indien vnd Persien, Franckfurt 1580, Bogen Z, Blatt VI). Nach dem englischen Text trugen sie Giftschlangen im Schoße verborgen (The Voiage and Travaile of Sir John Maundeville, ed. Halliwell, London 1839, p. 286). Noch abenteuerlicher wird die Sage, wenn das Gift nicht bloß äußerlich einzelnen Körperteilen anhaftet, sondern die ganze Natur des Weibes durchdringt, wie in der aus dem Arabischen stammenden pseudo-aristotelischen Schrift Liber secreti secretorum ad Alexandrum erzählt wird: Die Königin von Indien sandte an Alexander eine wunderschöne Jungfrau, die von Kindheit auf mit Natterngift genährt worden war, so daß nicht nur ihr Kuß, sondern schon ihr längerer Anblick tödlich war. Aristoteles erkannte noch rechtzeitig die Gefahr und hieß den König an einem zum Tode verurteilten Verbrecher die Probe machen. Wirklich starb dieser sofort in den Armen der Jungfrau, und Alexander schickte sie ungesäumt der Königin zurück (so in einer Handschrift der Berner Bibliothek, s. Sinner, Catalogus Codicum Mss Bibliothecae Bernensis, Bernae 1760, I, 283; in den Drucken, die mir zur Hand waren, habe ich die Erzählung vergeblich gesucht). Diese Erzählung gieng in die Gesta Romanorum (c. 11, Ausg. von Osterley, Berlin 1872, p. 288. 714) und von da in den Renner des Hugo von Trimberg über (Franckfurt 1549, Bl. 74a). Auch Frauenlob erzählt die Sage und fügt den eigentümlichen Zug hinzu, daß der Meister (Aristoteles ist nicht genannt) dem König ein Kraut in den Mund gegeben habe, das ihn vor der Macht des Giftes bewahrte (Heinrichs von Meißen, des Frauenlobes, Leiche, Sprüche ꝛc. herausgeg. von Ettmüller, Quedlinburg und Leipzig 1843, p. 54, Spruch 46). Nach Ottokar von Steier wurde durch die Minne einer solchen mit Gift aufgezogenen Maid ein römischer Kaiser umgebracht (242a). Minne, ruft er aus, wie hast du es geduldet, daß man falschen Trug unter die unergründliche Süßigkeit mischte, welche die minniglichen Frauen an ihrem zarten Leibe tragen! — Neuere Bearbeitungen der Sage erwähnt Landau in seinen Beiträgen zur Geschichte der italienischen No-

velle, Wien 1875, p. 172, zu p. 71 seiner „Quellen des Decamerone".

21) Fast formelhaft wurde die Zusammenstellung meretrices et histriones, wie bei Augustin, De fide et operibus c. 18 (Migne, Patr. Lat. XL, c. 219). Histrio wurde gleichbedeutend mit leno (s. Du Cange s. v. histriones), la menestrel mit meretrix (Richaut 94. 538 bei Méon, Nouveau Recueil de fabliaux et contes, Paris 1823, I, 41. 55) und le menestrel mit scortator: qués menestreus estes-vous? wird Gawain von einem Ritter angeschrieen, dessen Schwester er verführt hat (Gautiers Fortsetzung des Conte du Graal 17152; andere Stellen bei Freymond, Jongleurs 45. Vergl. Weinhold, Die deutschen Frauen, 2. Aufl. II, 138; die Göttin Gefion als Spielweib, ebenda 135).

22) Die Verfügung über die abgelegten Kleider fällt ins Jahr 1187, s. Rigord, De gestis Philippi Augusti, Francorum regis, im Recueil des Historiens des Gaules et de la France, XVII (Paris 1818), p. 21. — Die Nachricht von der Vertreibung der Spielleute ist nicht, wie Freymond (Jongleurs 42) vermutet, auf ein Versehen Mezerays zurückzuführen, sondern findet sich schon im 13. Jahrhundert, bei Vincenz von Beauvais: Mimos quoque a curia sua fugat rex Philippus dans exemplum aliis principibus. Speculum historiale, L. 30, c. 5, zum J. 1222. — Auch Kaiser Friedrich II, der doch sonst nach dem Novellino (I, N. 20) ein Gönner der Spielleute war, empfahl bei seiner Vermählung mit Isabella von England in Worms (1235) den Fürsten an, ihre Gaben nicht an die Fahrenden zu vergeuden, was eine große Thorheit sei (s. Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Stuttgart 1866, III, 197. 297).

23) J. Grimm, Kleinere Schriften III, 59, Str. 24. — Vergl. Zappert a. a. O. XIII, 156.

24) F. Wolf, Ueber die Lais p. 64. — Vergl. Zappert a. a. O. 156. 160. 178. — In den Reiserechnungen des Passauer Bischofs Wolfger von Ellenbrechtskirchen aus den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts spielen die Geschenke an die Fahrenden beiderlei Geschlechts keine geringe Rolle, s. J. Zingerles Ausgabe, Heilbronn 1877, p. 3. 12. 15. 21. 25. 26. 27 (42). 28 (46). 29 (48). 30. 31. 40. 57. Unter den Beschenkten ist bekanntlich auch der „Sänger" Walther

von der Vogelweide (p. 9. 14). Die Ausgaben mehren sich, je weiter der Kirchenfürst nach Süden kommt. In Bologna empfieng der Spielmann Flordamor ein volles Bologneser Talent für Kleider (p. 28), in Verona ein messerwerfender Jongleur ein Veroneser Talent (29. 48). Die „Lobberyfaffen", die fahrenden Cleriker, dagegen erhielten nur 12 den. (p. 21. 28 u. 45).

25) Warton, History of English Poetry, by Price, London 1840, I, 83.

26) Le Roman d'Aquin, p. p. Des Longrais, Nantes 1880, p. XLIV.

27) Histoire litt. XVI, 243.

28) Warton a. a. O. II, 509.

29) Der junge Mönch sah darauf im Traume, wie Christus über die Frevler Gericht hielt und sie hängen ließ, und in der That fand er dieselben am Morgen tot, als ob sie durch Strangulierung gestorben wären. Anton Wood, Historia et Antiquitates universitatis Oxoniensis, Oxonii 1674, I, 69.

30) A. Scheler, Dits de Watriquet de Couvin, Bruxelles 1868, p. 373. — Montaiglon, Recueil général des Fabliaux, III, 137.

31) Agobardus, De dispensatione ecclesiasticarum rerum, c. 30, bei Migne, Patr. Lat. CIV, 249.

32) Zappert a. a. O. XII, 154.

33) Heinrichs von Veldeke Eneide, herausg. von Behaghel, Heilbronn 1882, v. 13184 ff. — Am Morgen nach dem Fest werden die Spielleute mit schönen Zeltern, schönen Gewanden und Geschmeiden und mit Geld bezahlt, s. Atre perillous 6651 (Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, Braunschweig 1868, XLII, 211).

34) Gibert de Montreuil, Roman de la Violette, p. p. Fr. Michel, Paris 1834, p. 306.

35) Fr. Michel, Roman d'Eustache le Moine, Paris 1834, p. 112. — Dinaux, Trouvères, Jongleurs et Ménestrels du Nord de la France et du Midi de la Belgique, 3. édition, Paris 1837 ff. II, 30.

36) Der Nibelunge Nôt 1310, 4. — Kudrun 1676,

4.— Dietrichs Flucht 731. — Vergl. J. Grimm, Ueber Schenken und Geben (Kleinere Schriften, Berlin 1865, II, 173 ff.).

37) Der Rosengarte v. 1001.

38) Le Roman de Girard de Viane (p. p. Tarbé), Reims 1850, p. 45.

39) Huon de Bordeaux, p. p. Guessard et Grandmaison, Paris 1860, p. 213 f.

40) Recueil des Historiens des Gaules et de la France XVII, 21; übersetzt in den Chroniques de St. Denis, ib. 363.

41) Muratori, Ant. It. II, col. 843.

42) Chronik des Jakob Twinger von Königshofen, s. Chroniken der deutschen Städte VIII, 482.

43) Ausdrücklich bezeugt für die Hochzeit des Marsilies von Carrara im J. 1336, s. Muratori, Ant. It. II, col. 843.

44) Tobler, Im Neuen Reich 1875, I, 330. — Ein Beispiel solcher phantlöse (Parzival 651, 25. 652, 18), den Spielmann Suchensinn betreffend, s. Zappert a. a. O. p. 151. N. 114. — Einen eigentümlichen Hochzeitsbrauch überliefert uns Rutebeuf in seinem Fableau Charlot le Juif, wornach der Bräutigam die Spielleute, die er nicht selber ablohnte, mit einem Empfehlungsbrief an seine Blutsfreunde schickte, welche ihnen an seiner Statt Geschenke machten. Daher baten die Menestrels am Schluß der Hochzeit: Gebt uns Herren oder Geld (maîtres ou deniers)! s. Jubinal, Oeuvres complètes de Rutebeuf, nouvelle édition, II, 101, 64. Montaiglon, Recueil III, 222 ff.

45) Die schöne Sage, wie er beim Teufel zu Gaste war, erzählt Otloh von St. Emmeran, s. Haupts Zeitschrift VII, 522. — Auch der englische Spielmann Raher (um 1100) soll nach späteren Angaben eine Gesellschaft von Fiedlern in seinem Dienst gehabt haben, die mit silbernen Bogen spielten, s. Ritson, Ancient Engleish Metrical Romanceës, I, p. CLXXX.

46) Le Roux de Lincy, Le Livre des Proverbes français, Paris 1842, II, 102. — Im Bauduin de Sebourc (Chant XII, 922) sagt der vortragende Spielmann am Schluß eines Abschnittes zu seinen Zuhörern, das Geld, das sie ihm geben, werde sofort der Schenkwirt haben.

47) Muratori, Ant. It. II, 843.

48) Die Belege s. Hist. litt. XVI, 244.

49) Philippe Mouskes, Chronique rimée, p. p. Reiffenberg, Bruxelles 1838, v. 22429 ff. 6298 ff.

50) Die Marienburger Willkür von 1365 bestimmte: Auch sollen keine Fiedler noch allerlei begehrende Kompanie unaufgefordert zu der Bürger Tische kommen; übertreten sie das, so soll man sie ins Gefängnis setzen oder in das Halseisen spannen (Wackernagel, Gesch. der deutschen Litteratur, 149 N. 18). Auch in Toulouse war ihnen ausdrücklich verboten, unaufgefordert in die Häuser einzudringen, außer bei Hochzeiten (Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, Bonn 1829, IV, 233). Die Wormser ließen fahrende Gaukler gar nicht in ihre Stadt (ebenda IV, 234), und eine Verordnung bestimmte, daß die Fremden nicht durch mitbeherbergte joculatores, joculatrices, histriones et garciones belästigt werden sollten (Wackernagel, a. a. O. 321 N. 23).

51) Hagen, Minnesinger III, 312. Weinhold, Die deutschen Frauen, 2. Aufl. II, 164.

52) Eneide, herausg. von Behaghel, v. 13109. — In der Warnung, einem geistlichen Gedichte des 13. Jahrhunderts, tritt der Spielmann als Urbild aller Weltmenschen auf, die das Himmelreich mit senften zu gewinnen meinen (v. 2741 ff. s. Haupts Zeitschrift I, 513).

53) W. Scherer, Deutsche Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert, p. 13 ff.

54) Jubinal, Nouveau Recueil de Contes, Paris 1842, II, 377.

55) Rutebeuf p. p. Jubinal, nouv. éd. II, p. 59. — Madame Trote de Salerne ist die berühmteste Aerztin des 11. Jahrhunderts, Trotula Salernitana, unter deren Namen ein Buch über Frauenkrankheiten überliefert ist, s. Renzi, Storia documentata della scuola medica di Salerno, 2. edizione, Napoli 1857, p. 194 ff.

56) Bauduin de Sebourc, Chant XI, 2. V, 20. — Huon de Bordeaux p. 164. 148. — Das älteste Beispiel solcher durstigen Zwischenreden findet sich in der Ecbasis captivi (um 940), herausg. von Voigt, Straßburg 1876, v. 829. 987.

57) Montaiglon, Recueil général II, 124.

58) Lai d'Ignaures, p. p. Monmerqué et Michel, Paris 1832, p. 6.

59) Hagen, Minnesinger, III, 202b. 299b.

60) Wir dürfen uns nicht wundern, wenn die fürsorgliche Obrigkeit, welcher aller Luxus bedenklich erschien, auch den mit Spielleuten getriebenen Aufwand zu beschränken suchte. Im Lüneburger Stadtrecht von 1247 wurden für Hochzeiten nur 4 joculatores gestattet. Toleranter waren die Regensburger, welche in ihrem Statut von 1320 deren zwölf zuließen (Zappert a. a. O. 155). Die Züricher gestatteten nur zwên singer, zwên giger und zwên toiber (Bläser, von l. tuba, s. Wackernagel, Gesch. der deutschen Litt. p. 123 N. 24). Auch in Mülhausen im Elsaß sollte man „zu der hochzyd nicht mer haben damen sechs Spylmann, dy teneze und reigyn machen" (Alsatia, herausg. von Aug. Stöber, Mülhausen 1856—1857, p. 17). In Bamberg beschränkte man die Zahl der Spielleute dadurch, daß man verordnete, es dürften ihrer nur sechs Lohn erhalten, und diese sollten stadtangesessene sein. Nach dem Regensburger Statut sollte der einheimische Spielmann 24 Pfennige erhalten, der „Ausmann" dagegen nur 12 (Zappert a. a. O.). In Frankfurt wurde den Fahrenden im Jahr 1352 der Zutritt zu den Hochzeiten gänzlich untersagt (Ausführliches s. Stosch, Hofdienst der Spielleute p. 9).

61) Dits et contes de Baudouin de Condé et de son fils Jean de Condé, p. p. Scheler, Bruxelles 1866, I, 28, 299.

62) Mémoires de Jean Sire de Joinville, p. p. Fr. Michel, Paris 1858, p. 211. — Die Geschenke, welche der König von Lichtmeß bis Himmelfahrt 1234 an Spielleute verteilen ließ, s. Hist. litt. XXIII, 90. — Besonders mildthätig war er gegen Spielleute, die das Alter an den Bettelstab gebracht hatte, s. La Branche aux royaux lignages bei Jubinal, Oeuvres complètes de Rutebeuf, nouv. éd. I, 2, N. 5.

63) Muratori, Ant. It. II, 841. — Stosch, Hofdienst der Spielleute, Anm. 94.

64) Dietrichs Flucht 599 ff.

65) Chronicon Alberici Trium Fontium ad a. 1237, s. Mon. Germ. XXIII, 941, 12.

66) Paulin Paris, Romans de la table ronde, Paris 1868, II, 317. 322.

67) S. die Anmerkung zu meinem Tristan p. 632. —

Der Name quintaine kommt von der urſprünglichen Fünfzahl der aufgeſteckten Ziele, ſ. La Bataille d'Aleschans 7720 ff. (Guillaume d'Orange, p. p. Jonckbloet, La Haye 1854, I, 418). Zu Anfang des 13. Jahrh. waren es nur noch drei Pfähle (ſ. Girard de Viane, p. p. Tarbé, Reims 1850, p. 83), im ſpätern Mittelalter nur ein einziger.

68) Bartſch, Altfranzöſiſche Romanzen und Paſtourellen, Leipzig 1870, p. 238, v. 49.

69) Dinaux, Trouvères IV, 373 ff.

70) Strobel, Geſchichte des Elſaßes, Straßburg 1841, II, 7.

71) Die Stellen ſ. bei Freymond, Jongl. p. 13 f.

72) Lacroix, Les arts au moyen-âge, Paris 1871 p. 207.

73) Lilhards Triſtrant, h. von Lichtenſtein, Straßburg 1878, v. 8230. — Friedr. Vogt, Die deutſchen Dichtungen von Salomon und Markolf, Halle 1880, I, 144, Str. 688, v. 3701. — Auch in Biſchof Wolfgers Reiſerechnungen wird unter den zu Ferrara Beſchenkten ein alter Spielmann in rotem Hemde aufgeführt. (Ausg. von Zingerle p. 25.)

74) Du Cange, Glossarium s. v. jocularis. — Montaiglon, Recueil général III, 368. — Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit, Mannheim 1819, I, Tafel zu p. 105.

75) Wace, Le Roman de Brut, p. p. Le Roux de Lincy, Rouen 1836, v. 9341.

76) Gottfrieds von Monmouth Historia Regum Britanniae, herausg. von San-Marte, Halle 1854, p. 122, 42: Buch 9, c. 1.

77) A medio capitis nudati, histrionum more barbis rasi. Glabri Rudolfi Historiae ſ. Du Chesne, Historiae Francorum Scriptores, Lutetiae 1641, IV, 38 f.

78) Vogt, Spielleute p. 13.

79) Beneke, Von unehrlichen Leuten, p. 22.

80) Rohde in den Verhandlungen der 30. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Roſtock 1875, p. 64, Note 3.

81) Gautier, Les épopées françaises, seconde édition, Paris 1878, I, 255 ff. mit Facſimile.

82) Th. Wright, Songs and Carols from a Ms of the British Museum, London 1856, p. 1.

83) Hist. litt. XXII, 534. — Gautier, Epopées I, 174 ff. — Gaston Paris in der Romania IV, 471. — Nyrop, Oldfranske Heltedigtning 293 f.

84) Petrarca, Rerum senilium L. V, epistola 2.

85) Vom Dichter oder Eigentümer eines Gedichtes heißt es einmal: Er hat es wohl behütet und wollte dafür weder ein Roß noch ein aufgezäumtes Maultier nehmen, nicht Pelzwerk grau und bunt, nicht Mantel oder gefütterte Kappe, noch einen großen Becher voll guter Pariser Groschen. G. Paris, Romania IV, 471.

86) Crestien, Erec 19 in Haupts Zeitschrift X, 573. Ueber einzelne Fälle litterarischen Diebstahls s. La Rue, Bardes et Jongleurs I, 252 ff. 258.

87) Li Roumans de Cléomades, p. p. van Hasselt, Bruxelles 1865, v. 10323 ff. 14063 ff. 16509 ff. 17997 ff.

88) Berdic joculator regis habet III villas. Domesday-Book (London) 1783, I, 162 a. — Et Adelina joculatrix unam quam comes dedit ei. ib. I, 38 d.

89) La Rue, Bardes et Jongleurs I, 231. 233. — Auch jener Spielmann Pinchonnet im Roman von Cleomades wird schließlich ein Ritter und großer Herr (17997 ff.).

90) Ueber die Blondelsage, welche zuerst in einer französischen Handschrift von 1270 auftaucht, s. Puymaigre, Folk-lore, Paris 1885, p. 206 ff.

91) Ottokar bei Pez, Script. Rer. Austriac. III, 20 b. — Maßmann, Kaiserchronik, Quedlinburg und Leipzig 1849, II, p. 595 ff.

92) Appian, Gallica 12. — Roget de Belloquet, Ethnogénie Gauloise, Paris 1858, III, 324 f.

93) Aus der Knytlinga Saga bei Sharon Turner, History of the Anglo-Saxons, Paris 1840, II, 214.

94) Der tugendhafte Schreiber (Hagen, Minnesinger II, 183 a) oder, was wahrscheinlicher ist, Stolle (ebenda IV, 465 a). Auch der Meistersinger Michael Beheim sagt am Schlusse seiner Chronik Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz im Jahre 1469:

Der furst mich hett in knechtes miet:
Ich ass sin brot und sang sin liet.
Ob ich zu einem andern kum,
Ich ticht im auch, tut er mir drum,
Ich sag lob sinem namen (Wackernagel, Gesch. der deutschen Litteratur, 2. Aufl. 150, N. 21 a).

Wörtlich wie im Hoch- und Niederdeutschen lautet das Sprichwort auch im Dänischen und Schwedischen, s.

Ida von Düringsfeld und Otto von Reinsberg-Düringsfeld, Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen, Leipzig 1872, I, 142, N. 282. — Das schamlose Treiben der lotersinger schildert ein östreichischer Satiriker in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, s. Haupts Zeitschrift IV, 77, 1292 ff.

95) Dies, Poesie der Troubadours, 2. Auflage von Bartsch, Leipzig 1883, p. 26.

96) Aus einem Briefe des Bischofs von Coventry, Hugo von Nunant († 1191), bei Benedikt von Peterborough, Chronicle, ed. Stubbs, London 1867, II, 215, und darnach bei Roger de Hoveden, Annales, s. Rerum Anglicarum Scriptores (ed. Savile), Francofurti 1601, p. 703.

97) Lamberts von Ardre Historia comitum Ghisnensium 130, s. Mon. Germ. XXIV, 626, 42. — Das Gedicht Richards des Pilgrims (um 1100) ist uns in der Ueberarbeitung Graindors von Douay (um 1200) erhalten, herausgegeben von P. Paris, La Chanson d'Antioche, Paris 1848.

98) Chanson de Rolant v. 1014. 1466.

99) Huon de Méry, Le Tornoiement de l'Antechrist (p. p. Tarbé), Reims 1851, p. 72.

100) Ottokar bei Pez III, 638 b. — Spottlieder auf den kargen Rudolf von Habsburg vom Meister Stolle s. Hagen, Minnesinger III, 5 a, N. 11; vom Unverzagten s. ebenda III, 45 a; vom Schulmeister von Eßlingen s. II, 138 a. Dafür schloß auch Rudolf die fahrenden Kleriker (loter pfaffen mit langem har) und die Spielleute vom Landfrieden aus, im J. 1281 (Vogt, Spielleute p. 13. 30, N. 15).

101) Gottfrieds Tristan v. 7570.

102) Die Stellen s. W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur, 2. Aufl. von Martin, Basel 1879, I, p. 130 N. 19. 99 N. 17.

103) Trésor 6, 35. — Hist. litt. XXIII, 90.

104) Die scheltaere boeser geltaere. Hartmanns Iwein v. 7163. Vergl. J. Grimm, Rechtsaltertümer 613. 953.

105) Wackernagel a. a. O. p. 7 N. 13.

106) Wright, Anecdota literaria, London 1844, p. 64. — Montaiglon, Recueil général III, 175.

107) The Romance of Blonde of Oxford and Jehan of

Dammartin by Philippe de Reimes, edited by Le Roux de Lincy, London 1858, p. 202, v. 5899.

108) Wolframs Parzival 19, 6. 33, 17.

109) Percy's Reliques of ancient english poetry, London, Bohn 1856, p. XIX b.

110) Joufrois de Poitiers, herausg. von Konrad Hofmann und Franz Muncker, Halle 1880, v. 1068 ff. 1255.

111) Die Herkunft der „Knappen von den Wappen" aus den Reihen der Spielleute ist deutlich ausgesprochen im Karlmeinet 287, 11: Auch kamen dahin mehr als 400 mynistrere, die wir Spielleute nennen, und die von Wappen sprechen können (herausg. von A. von Keller, Stuttgart 1858, p. 439). Vergl. Stosch, Hofdienst der Spielleute p. 14.

112) Jean de Condé, Chevalier à le mance, v. 322 ff. (p. p. Scheler II, 178). — Aehnlich im Bauduin de Sebourc, Chant III, 892 ff.

113) L'Histoire de Guillaume le Maréchal v. 3485 ff. f. P. Meyer, Romania XI, 37.

114) Stephens, Gesch. der wälschen Litt. p. 100.

115) Saxo Grammaticus, Historia Danica, L. XIII, ed. P. E. Müller, Havniae 1839, p. 638 f.

116) Percy, Reliques 1856, p. XIX a. — Ein spilwîp als Botin im Parzival, 362, 21.

117) v. 1623 f. Hagen und Büsching, Deutsche Gedichte des Mittelalters, Berlin 1808, Salomon und Morolf p. 62.

118) Wilhelm von Malmsbury L. 2, c. 4. — Percy, Reliques p. XXIX, Note M.

119) Lappenberg, Geschichte von England, Hamburg 1834, I, 382.

120) Wace, Brut 9341 ff. — Roman de la Violette, p. p. Michel, p. 69. — Horn et Rimenhild 5172 ff. King Horn 1518 ff. — Eustache le Moine, p. p. Michel, Paris 1834, v. 2167 ff. — Percy's Folio Manuscript, ed. by Hales and Furnivall, London 1867, II, 604 ff.

121) Roman de Beuvon d'Hanstone bei Reiffenberg, Mouskes I, p. CXXXIX. — Miniatur des 13. Jahrh. f. Lacroix, Arts p. 473.

122) Die Stelle aus dem mittelniederländischen Roman von Valentin und Namenlos f. Altdeutsche Blätter I, 204.

— Roman d'Isaie le Triste bei Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen, Berlin 1851, p. 88 b.

123) Uhlands Volkslieder N. 299. — Deutsche Sagen der Brüder Grimm N. 537.

124) Stephens a. a. O. 97.

125) Hist. litt. XIX, 770.

126) Del Harpur a Roucestre f. Fr. Michel, Roman d'Eustache le Moine p. 108 ff.

127) Gautier de Coincy, Les Miracles de la Sainte Vierge, p. p. Poquet, Paris 1857, p. 310 ff.

128) Die beiden Spielleute, Itier aus Brabant und Peter Norman aus St. Pol, waren bis dahin Todfeinde gewesen. Die heilige Kerze, die sich nicht verzehrte, hieß das Kleinod von Arras. Von den abrinnenden Tropfen wurde eine zweite Kerze gebildet, die man in Valenciennes in der Kapelle Notre Dame-du-Puy verwahrte und alljährlich in feierlicher Prozession aufführte; der jüngste Spielmann trug sie in der Hand, und die andern alle folgten ihm auf ihren Instrumenten spielend (Dinaux, Trouvères III, 10. Vergl. Le Grand d'Aussy, Fabliaux, 3. édition, Paris 1829, I, 133. Jubinal, Jongleurs et Trouvères, Paris 1835, p. 167. Jean de Condé III, 250, 32. Hist. litt. XXIV, 749).

129) Jubinal, Jongleurs et Trouvères p. 168. Es ist die durch J. Kerners Gedicht allbekannte Sage vom Geiger von Gmünd, s. E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttgart 1852, I, p. 44. Vergl. Grimm, Deutsche Sagen N. 330. — Grimm, deutsche Mythologie, 4. Aufl. p. 94, Anm. 2. — Witschel, Thüringische Sagen, Wien 1866, p. 205. — Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, München 1848, II, 420 ff. — Birlinger, Aus Schwaben, Wiesbaden 1874, I, 50. — Menzel, Deutsche Dichtung, Stuttgart 1858, I, 296. — Stockbauer, Kunstgeschichte des Kreuzes, Schaffhausen 1870, 268. — Bächtold, Der Minorit Georg König von Solothurn, Solothurn 1874, p. 26.

130) Cléomades 14063 ff. — Vergl. Freymond, Jongl. 54.

131) Jean de Condé, Dit des Jacobins 9 ff. (p. p. Scheler III, 249).

132) Floriant et Florete, ed. by Fr. Michel, Edinburgh 1873, v. 6227 ff.

133) Der Minnaere XV, 4, ſ. Hagen, Minneſinger III, 103b.

134) Hagen, a. a. O. II, 353b.

135) Percy, Reliques, p. XVIb.

136) Bernhard in der Bibliothèque de l'Ecole des Chartes, 1. Série, III, 388 ff.

137) Diez, Leben und Werke der Troubadours, 2. Aufl. von Bartſch, Leipzig 1882, p. 322.

138) Dinaux, Trouvères I, 188. — Hist. litt. XXIII, 115.

139) Freymond, a. a. O. 30.

140) Der Meiſtertitel als Auszeichnung tüchtiger Spielleute wird ſchon in Hartmanns Erec bezeugt (v. 2159). Auch der kymriſche Barde, der vor König Marke die Harfe ſpielt, wird von dem jungen Triſtan Meiſter angeredet (Gottfrieds Triſtan 3520. 3534).

141) Bernhard a. a. O. III, 381, N. 1.

142) Ebenda III, 394.

143) Hammer, Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens, Wien 1818, p. 37. 415.

144) Ambros, Geſchichte der Muſik, Breslau 1864, II, 271.

145) Schmeller, Bayeriſches Wörterbuch, 2. Ausg. von Frommann, München 1872, I, Sp. 987. — Beneke, Von unehrlichen Leuten 29.

146) Die Urkunde iſt abgedruckt bei Roquefort, De l'état de la poésie françoise dans les XIIe et XIIIe siècles, Paris 1815, p. 284, und bei Bernhard a. a. O. III, 400.

147) Bernhard a. a. O. III, 396. IV, 546. Ueber die Entwicklung dieſer Korporation handelt Bernhard ausführlich III, 377 ff. IV, 525 ff. V, 254 ff. 339 ff. — Im J. 1330 verſammelten ſich in Tournai 31 Geſellſchaften, jede mit einem König an der Spitze, zu einem Feſte, das davon den Namen la fête des 31 rois erhielt (Dinaux, Trouvères II, 367).

148) Percy, Reliques, p. XVIIb f.

149) Halliwell, Thornton Romances, London 1844, p. 270.

150) Percy, a. a. O. p. XIXa. — Hawkins, General history of the science and practice of music, London 1776, II, 64. — Von den niederländiſchen Spielmannszünften

handelt Van der Straeten, Les ménestrels aux pays bas du XIIIe au XVIIIe siècle, Bruxelles 1878.

151) Haltaus, Glossarium germanicum, Lipsiae 1758, s. v. Spiel-leute-könig.

152) Germania, XXIII (1878), p. 193 ff.

153) Haltaus, a. a. O. s. v. Farende Leute. — Der Erzbischof hieß nicht Adolf, sondern Adalbert; das richtige Datum ist 1345, s. die Urkunde abgedruckt von Schenk zu Schweinsberg in den Quartalblättern des histor. Vereins für das Großherzogtum Hessen 1882, p. 26 f.

154) Mone, Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, IX, 127.

155) J. v. Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1810, II, 209.

156) Ofenbrüggen, Deutsche Rechtsaltertümer in der Schweiz, Zürich 1859, 2. Heft, p. 70.

157) Scheid, De jure in musicos singulari, Jenae 1738, p. 34. 39.

158) Heitz in Stöbers Alsatia, Mülhausen 1856—57, p. 5 ff. — Barre, Die Bruderschaft der Pfeifer im Elsaß, Kolmar 1875.

2. Die ältesten französischen Novellen.

Litteratur: Barbazan-Méon, Fabliaux et Contes, Paris 1808, I—IV. — Geoffroy s. Archives des missions scientifiques et littéraires, Paris 1856 IV, p. 185 ff. — Histoire littéraire XXIII, 61 ff. — Jubinal, Nouveau Recueil de Contes, Dits, Fabliaux, Paris 1839. I. II. — Keyer og Unger, Strengleikar eda Liodabok, Christiania 1850. — Marie de France, Poésies, p. p. Roquefort, Paris 1832, I. — Die Lais der Marie de France, herausg. von Karl Warnke, mit vergleichenden Anmerkungen von Reinhold Köhler, Halle 1885 (Suchiers Bibliotheca Normannica, Bd. III). — Méon, Nouveau Recueil de Fabliaux et Contes inédits, Paris 1823, I. II. — Fr. Michel, Lais inédits des XIIe et XIIIe siècles, Paris 1836. — Monmerqué et Michel, Lai d'Ignaurès en vers, du XIIe siècle, par Renaut, suivi des lais de Melion et du Trot, en vers, du

XIIIe siècle, Paris 1832. — Montaiglon et Raynaud, Recueil général et complet des Fabliaux des XIIIe et XIVe siècles, Paris 1872 ff, I—V. — Gaston Paris, Lais inédits ſ. Romania VII, 1. 407. VIII, 29 ff. Vergl. Mall in der Zeitſchrift für romaniſche Philologie III, 298. — Paulin Paris, Les Romans de la Table ronde, Paris 1868, I, 6 ff. — Villemarqué, Les Romans de la Table ronde, 3. édition, Paris 1860. — Ferd. Wolf, Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche, Heidelberg 1841.

159) Villemarqué, Les Romans de la Table ronde, p. 168.

160) Gottfrieds Triſtan 3675 ff.

161) Chaucer, Poetical Works, ed. Nicolas, London 1867, III, 141.

162) Wolf, Lais p. 242 N. 78. — Ambros, Geſch. der Muſik II, 29. „Den antiken Lyren und Doppelflöten hat die Muſik des chriſtlichen Europas gar nichts zu danken; aber von den Rotten und Harfen der Barbaren führt ein, wenn auch weiter, Weg bis zu den Wundern unſerer Inſtrumentalmuſik" (ebenda, 27). Abbildungen der Rotte, der wäliſchen Crwth, ſ. Julius Rühlmann, Die Geſchichte der Bogeninſtrumente, herausg. von Rich. Rühlmann, Braunſchweig 1882, Tafel VI.

163) Descriptio Kambriae I, c. 12. 13. ſ. Giraldus Kambrensis, Opera, ed. Dimock, London 1868, VI, 186. 189. — Ueber dieſe Stelle ſind die alten engliſchen Muſikhiſtoriker nicht wenig in Verlegenheit geraten, ſ. Hawkins, Hist of Music, I, 408 f. — Burney, General history of Music, London 1782, II, 108 ff.

164) Topographia Hibernica, III, c. 11. ſ. Opera V, 153. — In der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts ließ der Fürſt von Nordwales, Gryffydd ap Conan, iriſche Sänger kommen, um die kymriſchen Barden zu reformieren. Warton, Hist. of English Poetry, London 1840, I, p. XXXVII.

165) Dudo, De moribus et actis primorum Normanniae ducum, Praefatio zu L. II, ſ. Du Chesne, Historiae Normannorum Scriptores antiqui, Lutetiae 1619, p. 68.

166) Diez, Poeſie der Troubadours, 2. Aufl. p. 252. 253.

167) Horn et Rimenhild, p. p. Fr. Michel, Paris 1845, v. 2830 ff.

168) Altfranz. lais, lai, provenz. lais, wurde im Mittel-

hochdeutschen, besonders bei Gottfried von Straßburg, mit leich wiedergegeben, das übrigens etymologisch (gotisch laiks Spiel, Tanz, erhalten im „Leichen" der Fische) so wenig damit zu thun hat als das mhd. leis (geistlicher Gesang, von Kyrieleison). Lai wie leich bezeichnet bald ein Stück Instrumentalmusik ohne Gesang, bald die Melodie eines Liedes für sich, bald das gesungene Lied selbst, Wort und Weise zusammen. In den beiden ersten Fällen ist immer die Melodie im ganzen gemeint: die einzelnen Töne derselben heißen notes, die leichnoteln bei Gottfried (Trist. 3624). Doch wurde la note auch pars pro toto für die ganze Melodie gebraucht, wie im mhd. reisenote. Außerdem hieß Musikstück und Melodie auch son. Für den Gesangsvortrag des Lai sagte man bald chanter oder noter, bald dire, je nachdem man wie bei der ursprünglichen Unterscheidung von singen unde sagen zunächst an die Weise oder an die Worte dachte.

169) Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, 2. Ausg. Berlin 1873. N. XIX ff. p. 28 ff.

170) Lai de Doon, 1 ff. s. Romania VIII, 61.

171) Die unausgefüllten Notenlinien, welche in der Pariser Handschrift, die auch den Aucassin enthält (B. N. Fr. 7989), über den einzelnen Abschnitten des lai de Graalant angebracht sind, erklären sich am einfachsten aus einem, wohl eben durch den Aucassin veranlaßten, Mißverständnis des Schreibers.

172) La Rue, Bardes et Jongleurs I, 33. 37 f. 81.

173) Die Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts verlegen die keltischen Lais in eine ferne Vorzeit: De lur amur et de lur bien Firent un lai les anciën. Marie de France, Milun 533. — D'un mult anciën lai bretun. Marie, Eliduc 1. — Li anciën Bretun curteis Firent le lai pur remembrer. ib. 1182. — Bretons en firent lais plusors, Si con dient nos ancessors. Tyolet 35 (Romania VIII, 42). — E moult scut des anciens lais. Ypomedon (s. La Rue, Bardes I, 33).

174) Wolf, Lais p. 59. 249 ff. N. 82.

175) S. seine Vorrede, L. I, c. 1 (ed. San-Marte p. 3, 8).

176) Den Ausspruch von Alfred von Beverley s. bei P. Paris in der Romania I, 468.

177) Doon de Maience, p. p. Pey, Paris 1859, p. I. — Aiol, p. p. Normand et Raynaud, Paris 1877, v. 7.

178) Le lai du Corn ſ. Wolf, Lais p. 327 ff.

179) Das Lai du Corn iſt verfaßt von Robert Biket (v. 589, Wolf a. a. O. p. 341), das von Ignaure von Renaut (p. p. Monmerqué et Michel p. 28), das Lai d'Aristote von Henri d'Andeli (Montaiglon, Recueil V, 243 ff. Héron, Oeuvres de Henri d'Andeli, Paris 1881, p. I ff.), das Lai de l'Ombre von Jehan Renart (Fr. Michel, Lais inédits p. 80), das Lai du Conseil von einem chevalier (ebenda p. 120). Die Verfaſſerſchaft der alten Volksballaden wurde zuweilen einer darin auftretenden Hauptperſon zugeſchrieben (Wolf a. a. O. 175. 341, v. 583).

180) Marie de France, Poetiſche Erzählungen nach altbretoniſchen Liebes-Sagen, überſetzt von W. Hertz, Stuttgart 1862. — Ueber die Handſchrift, Harley 978, ſ. Ward, Catalogue of Romances in the Department of Manuscripts in the British Museum, London 1883, I, 407 ff. Die Ueberlieferung der Lais ſ. Warnkes Ausg. p. VII ff. — Daß es ein Irrtum war, Marie ins 13. ſtatt ins 12. Jahrh. zu verſetzen, werden wenige mehr bezweifeln. Vergl. Warnke, Ueber die Zeit der Marie de France, in der Zeitſchrift für roman. Philol. IV, 223 ff. und Gaſton Paris in der Romania VIII, 38. X, 299. Warnkes Ausg. p. III ff. — Die Identificierung mit Marie von Compiegne iſt von Mall glücklich abgethan, ſ. Zeitſchrift für roman. Philol. I, 337 ff.

181) Denis Piramus, La vie Saint Edmund le rey, Eingang, in der Handſchrift des Britiſchen Muſeums, Bibl. Cotton. Domitian A XI, 4.

182) Keyser og Unger, Strengleikar, Christiania 1850. — Es ſind uns im ganzen gegen 40 Lais erhalten, darunter 4 zugleich franzöſiſch und engliſch (Frêne, Haveloc, Lanval, Mantel), 5 bis 6 nur in engliſcher Bearbeitung (Emare, Frankeleyns Tale in Chaucer's Canterbury Tales, Sir Gowther, Sir Orfeo, Earl of Toulouse, wahrſcheinlich auch Sir Degarre). Von einigen, die uns verloren ſind, giebt die altnordiſche Proſa den Inhalt. Auf die einzelnen hier näher einzugehen, geſtattet mir der Raum nicht. Auch iſt dieſer Gegenſtand längſt in den beſten Händen: Gaſton

Paris hat uns eine Gesamtausgabe der Lais mit litterarischen Untersuchungen in Aussicht gestellt. Möge er uns bald damit erfreuen!

183) Der Schauplatz der keltischen Lais ist vorzugsweise Britannia major und minor, einesteils Wales, England (das den keltischen Namen Logre führt, kymrisch Lloegyr, vergl. Roget de Belloguet, Ethnogénie Gauloise, II, 243. 263 ff.) und Schottland, anderenteils die Bretagne. Zuweilen bleibt die Lokalität ungewiß, weil das altfranzösische Bretaigne sowohl Großbritannien als Armorica bezeichnet. Doch wird in der Mehrzahl der Fälle mit Bretaigne schlechthin die heutige Bretagne gemeint sein, das Land der Feen und Wunder, das schon der altnordische Uebersetzer für die eigentliche Heimat der Lais erklärt. Er schreibt in der Vorrede: „Von den Sagen, welche dieses Buch enthält, machten die Dichter im südlichen Britenland, das in Frankreich liegt (i sydhra Braetlande er liggr i Frannz), Lieder (liodhsonga, d. h. Lais); die werden vorgetragen zu Harfe, Geige, Symphonie, Organon (Handorgel), Tympanum (baskische Trommel), Psalterium und Chorus (ein Saiteninstrument s. Lacroix, Arts du moyen-âge, p. 217, fig. 183, und Ambros, Gesch. der Musik II, 217) und allerlei anderem Saitenspiel, was die Leute thun, sich und andern zur Belustigung in diesem Leben" (Strengleikar p. 1).

184) Strengleikar 67. 118.

185) Warnkes Ausgabe p. 181. — Ueber die Tristanlais s. meinen Tristan p. 628.

186) Lai du Lecheor s. Romania VIII, 64 ff. Ein bretonisches St. Pantaleon ist bis jetzt nicht nachzuweisen. Der nordische Uebersetzer nennt den Ort Leuns fiall (Leons Fels) in Cornwall (es ist wohl das bretonische Cornouaille gemeint) s. die dunkle Stelle in den Strengleikar p. 68. 119. — Auf die Benennung der Lais haben die Dichter großes Gewicht gelegt. Sie versäumen nicht, wenn ein Gedicht zwei verschiedene Titel führt, beide anzugeben: Das Lai d'Ignaure heißt auch Lai del Prison (p. 30); das Lai d'Eliduc erhielt nach den beiden Hauptheldinnen den bretonischen Titel Guildeluec ha Guilljadun (v. 21). In einem Lai Maries wird am Schlusse darüber verhandelt, ob es Quatre Dols oder Le Chaitivel zu betiteln sei (Chaitivel 204 ff.).

187) Guigemar v. 19. — Espine v. 1 (Roquefort, Marie I, 542). — Guingamor v. 2 (Romania VIII, 51). — Tydorel 489 (Romania VIII, 72). — Melion 597 (Zeitschrift für roman. Philol. VI, 105).

188) Lambert von Ardre sagt von seinem Zeitgenossen, dem im Jahre 1206 gestorbenen Grafen Balduin II von Guines: Tot et tantorum ditatus est copia librorum, ut Augustinum in theologia, Areopagitam Dionisium in philosophia, Millesium Talem fabularium in neniis gentilium, in cantilenis gestoriis sive in eventuris nobilium sive etiam in fabellis ignobilium ioculatores quosque nominatissimos equiparare putaretur. Historia comitum Ghisnensium c. 81 (Mon. Germ. XXIV, 598, 38).

189) Romania VII, 1 ff.

190) Noch im 14. Jahrhundert nennt Jean aus Condé sein Gedicht vom weißen Ritter ein Lai, s. Ausg. von Scheler II, 1 ff., seltsamerweise auch sein allegorisches Gedicht de l'ourse, ib. III, 171.

191) Tristrant und Isolde, herausg. von Pfaff, Tübingen 1881, p. 202, 13.

192) Die Stelle ist abgedruckt in der Vorrede zu Huon de Bordeaux p. p. Guessard et Grandmaison p. VI.

193) La Rue, Bardes I, 154. 156 ff. III, 227. — Warton, History of English Poetry, London 1840, I, 19.

194) Dinaux, Trouvères III, 20.

195) La Court de Paradis s. Barbazan-Méon, Fabliaux, III, 128.

3. Die bretonischen Feen.

Litteratur: J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausgabe. p. 328 ff., Nachträge p. 112 ff. — Habasque, Notions historiques etc. sur le littoral du Département des Côtes-du-Nord, Saint-Brieuc 1832, I—III. — Luzel, Gwerziou Breiz-Izel, Chants populaires de la Basse-Bretagne, Lorient 1868. I—II. — Luzel, Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne, Paris 1881, I—II. — A. Maury, Les

fées du moyen-âge, Paris 1843. — H. Schreiber, Die Feen in Europa, Freiburg im Breisgau 1842. — Sébillot, Contes populaires de la Haute-Bretagne, Paris 1880, I. II. — Sébillot, Littérature orale de la Haute-Bretagne, Paris 1881. — Sébillot, Traditions et superstitions de la Haute-Bretagne, Paris 1882, I. II. — E. Souvestre, Les derniers Bretons, Paris 1858. I. II. — E. Souvestre, Le Foyer Breton, Paris 1858. I. II.

196) Maistre Wace, Roman de Rou et des Ducs de Normandie, herausg. von Hugo Andreſen, Heilbronn 1877, II, p. 283, v. 6395 ff. — Ueber den ſagenberühmten Wald von Broceliande (Brécilien, Brecheliant) ſ. Du Taya, Broceliande, ses chevaliers et quelques légendes, Rennes 1839. — A. Maury, Les forêts de la France dans l'antiquité et au moyen-âge, Paris 1856, 132 ff. — P. Paris, Romans de la table ronde II, 172 ff. — Souvestre, Foyer Breton II, 73. 78.

197) Ueber die den kleinen Feen nächſtverwandten, aber häßlichen und unheimlicheren Zwerge der keltiſchen Bretagne ſ. Souvestre, Foyer Breton II, 113 ff. — La Villemarqué, Barzaz Breiz, 6. édition, Paris 1867, p. LIV.

198) Im japaniſchen Märchen iſt es eine Warze, welche die Kobolde ihrem Gaſte abnehmen als Pfand, damit er wiederkomme, ſ. Mitford, Geſchichten aus Alt-Japan, überſetzt von Kohl, Leipzig 1875, I, 317. Brauns, Japaniſche Märchen und Sagen, Leipzig 1885, p. 78. — Die verſchiedenen bretoniſchen Faſſungen ſ. Sébillot, Contes populaires II, 84. 308. 311. Traditions I, 280. Souvestre, Foyer Breton II, 113. — Die iriſche Erzählung ſ. Grimm, Iriſche Elfenmärchen, Leipzig 1826, p. 12. — Dieſelbe Sage aus der Picardie ſ. Mélusine, p. p. Gaidoz et Rolland, Paris 1878, Sp. 113.

199) Margot la fée, commère Margot ſ. Sébillot, Traditions I, 74. 105 ff. — Wie iſt der Name zu erklären? Iſt es eine volkstümliche Umdeutung von Morgue la fée? In Hartmanns Erec ſteht Marguel (1933) ſtatt Morgain la fée (Crestiens 1945, Zeitſch. für deutſches Altert. X, 425). Doch heißt Margot auch eine Gottheit der Mohammedaner, ſ. Bauduin de Sebourc, Chant VI, 14. Blancandin 5363. — Seenſchlöſſer bei Tours und in der Normandie ſ. Maury, Fées p. 32 und Le Grand, Fabliaux ou Contes,

3. édit. I, 153. Die zahlreichen Bauten Melusines s. Couldrette, Livre de Lusignan 1281 ff. 1357 ff. 1375 ff. (p. p. Fr. Michel, Mellusine, Niort 1854).

200) Sébillot, Traditions I, 86. II, 202. 203. — Le Roman d'Aquin ou la Conqueste de la Bretaigne par le roy Charlemaigne, p. p. Joüon des Longrais, Nantes 1880, p. 35 ff., v. 859 ff., vergl. p. LIV f. und p. 174.

201) Aus Lalitavistâra, s. 5. Kern, Der Buddhismus, übers. von Jacobi, Leipzig 1882, I, 48 ff. — Tibetanisch s. Rgya tch'er rol pa ou Développement des jeux, traduit par Foucaux, Paris 1848, p. 180 ff. — Birmanisch s. Bigandet, The life or legend of Gaudama, Rangoon 1866, p. 49 ff. — Die schönste Schilderung ist die chinesische in Fo-sho-hing-tsan-king, translated by Beal, Oxford 1883 (Max Müller's Sacred Books of the East, Vol. XIX) p. 29 ff.

202) Pluquet, Contes populaires etc. de l'arrondissement de Bayeux, Rouen 1834, p. 1 ff. — Bosquet, La Normandie romanesque et merveilleuse, Paris 1845, p. 98.

203) Luzel, Chants populaires I, 11. Wer erproben will, wie La Villemarqué seine Volkslieder ausschmückte, der vergleiche damit Le seigneur Nann et la fée (Barzaz Breiz, 6. edit. p. 25). — Ueber die Sage s. Grundtvig, Elveskud, Kjöbenhavn 1881.

204) Die ältesten Stellen, welche die Feen erwähnen, kennen sie nur in dieser Eigenschaft als Schicksalsfrauen, welche durch ihre Gaben das Leben des Menschen vorherbestimmen. Fatas antiqui in supremo ordine collocabant, pro eo quod fatare praecipuum sit atque divinum inter omnia quae diis attribuuntur: fatare namque non solummodo est praedicere vel cavere, sed etiam praeordinare, et ut veniant quae praedicuntur efficere, sagt der Pariser Bischof Wilhelm von Auvergne in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Reiffenberg, Mouskes II, CXXXIV). Von fatare kommt das provenzalische fadar, das altfranzösische faër, zuerst bei dem Troubadour Guillem IX von Poitiers († 1127) bezeugt: So wurde ich nachts auf einem Berge gefeit, d. h. von Feen begabt (Grimm, Mythologie, 4. Aufl. p. 341. Diez, Leben und Werke der Troubadours, 2. Ausg. p. 8). Die Feen selbst werden zuerst von Marcabrun um die Mitte des 12. Jahrhunderts genannt: Mägdlein, sagt er, als Ihr geboren wurdet, da begabte Euch

eine gütige Fee, gentil fada, mit einer reinen Schönheit (Raynouard, Lexique Roman, Paris 1840, III, 282a). Ferner: Den seite eine gütige Fee, dem ihre Liebe geschenkt ward (Diez, a. a. O.). — Auch die ursprüngliche Dreizahl blieb unvergessen. So sagt Fouquet von Romans, ein Zeitgenosse Kaiser Friedrichs II: Mir bestimmten drei Schwestern in der Stunde meiner Geburt, daß ich allezeit verliebt sein solle (Raynouard a. a. O.). — Ein französischer Roman des 14. Jahrhunderts überliefert uns den gewiß uralten Brauch, daß man ein neugeborenes Kind am Rand eines Quells, wo Feen zu erscheinen pflegten, niederlegte, damit sie ihm ihre Gaben verleihen sollten (Brun de la Montaigne, v. 48 ff., p. p. P. Meyer, Paris 1875, p. 3 ff). Feen begaben den Sohn Maillefers im Romane von Guillaume au court nez (Reiffenberg, Mouskes II, CXXXIX). Nicht immer sind jedoch sämtliche anwesende Feen dem Kinde gleich gnädig gesinnt wie in der jüngsten Bearbeitung des Ogier le Danois aus dem 14. Jahrhundert (s. P. Meyer, Brun de la Montaigne, p. XI), im Roman von Isaye le Triste (Dunlop-Liebrecht, Gesch. der Prosadichtungen p. 86b) und in den Enfances Garin aus dem 15. Jahrhundert (Gautier, Epopées, 2. edit. IV, 111). Häufig ist eine darunter, welche, durch irgend eine Zurücksetzung gekränkt, dem Kinde feindlich gesinnt wird, wie im Huon de Bordeaux (p. p. Guessard et Grandmaison, Paris 1860, p. 105), im Adamsspiel von Adam de la Halle, dem ältesten französischen Lustspiel (um 1262 s. Monmerqué et Michel, Théâtre français au moyen-âge, Paris 1839, p. 76 ff.), im Prosaroman von Perceforest (s. Uhlands Schriften, Stuttgart 1875, VIII, 461. Vergl. Grimm, Mythologie, 4. Aufl. I, 342). Diesen allverbreiteten Märchenzug machen sich die drei Zauberinnen zu nutze, welche von Ydoine gebungen werden, um den ihr zum Manne aufgezwungenen Grafen Nevers von der Vollziehung der Ehe abzuschrecken. Sie erscheinen ihm durch ihre Zauberkunst in seinem Schlafgemach als die drei Parzen (trois destinées) Cloto, Lachesis, Atropos und halten ihr Mahl vor seinem Bett. Lachesis erinnert die andern daran, wie man ihr bei der Geburt Ydoines keinen Löffel gegeben und sie daher dem Kinde fürs ganze Leben die Freuden der Liebe versagt

habe. Mir, fällt Atropos ein, hat bei des Grafen Geburt das Meſſer gefehlt, und ich beſtimmte ihm dafür, daß er, ſobald er ſein Weib umarme, eines jähen Todes ſterben ſolle. Dieſe Komödie ſpielen ſie in der ſchönen Geſtalt von Feen, em beles figures de fées (Amadas et Ydoine 2007 ff., p. p. Hippeau, Paris 1863, p. 71 ff.) Der klaſſiſch gebildete Dichter dieſes Liebesromans im 13. Jahrhundert war ſich alſo der Identität der romaniſchen Feen und der antiken Parzen deutlich bewußt, wie noch im 16. Jahrhundert der Prinzenerzieher Amyot das griechiſche Μοῖρα mit fée wiedergab (Maury, Les fées p. 36, N. 2).

Häufig werden Feen und Göttinnen zuſammen genannt: divesse ou fée (ſ. Narcisus 454. 586 bei Barbazan-Méon IV, 158. 165. — Floriant 7758. — Roman de la Rose 3438). Hartmann von Aue ſagt von der Fee Morgan: sî was ein gotinne (Erec 5160); auch Gottfried von Straßburg braucht gotinne für Fee (Tristan 15813), ebenſo Konrad von Stoffeln (Germania VI, 390).

Die Schickſalsfrauen nehmen zuweilen einzelne Helden in ihren beſonderen Schutz: Lanzelot wird von der merfeine erzogen (Ulrichs von Zatzikhoven Lanzelet, 180. 192 ff. Ausg. von Hahn, Frankfurt 1845, p. 5. Chrestien de Troies, Le roman de la charrette, p. p. Jonckbloet, La Haye 1850, v. 2345), Floriant von der Fee Morgan im Mongibel (Floriant 567 ff.); den jungen Brun pflegt eine Fee als Amme und Beraterin (Brun de la Montaigne v. 1852 ff.); des jungen Maugis nimmt ſich eine Fee an und läßt ihn von ihrem Bruder in der Zauberkunſt unterrichten (Dunlop-Liebrecht, a. a. O. 143a. Nyrop, Heltedigtning 182 f.); ſieben Feen erziehen die Kinder des Helias. (Hist. litt. XXII, 348. 391. 419).

205) Von der Schönheit der Feen iſt allenthalben die Rede, z. B. Lai du Corn 512. Guigemar 706. Partonopeus 10710. Bataille d'Aleschans 3059. Foulque de Candie (p. p. Tarbé, Reims 1860) p. 147. Doon de Maience 3658. Gautier de Coincy (p. p. Poquet) col. 471, v. 450. Durmart li Galois 231. Bauduin de Sebourc, Chant V, 626, X, 337. Roman de la Rose 3438 u. a. An ihrer Schönheit werden badende Jungfrauen als Feen erkannt, ſ. Barbazan-Méon III, 412, 116. Feenſchönheit geſchildert im Brun de la Montaigne 923 ff. »Belle comme une

fée«, ist sprichwörtlich bis auf den heutigen Tag (Sébillot, Traditions de la Haute-Bretagne I, 73), freilich auch »laide comme une vieille fée» (Du Méril, Etudes sur quelques points d'archéologie, Paris 1862, p. 438).

In den Vergleichungen werden häufig Feen und Sirenen zusammengestellt, z. B. Bataille d'Aleschans 4725: Et s'est plus bele que fée ne serine. Anséis de Carthage (s. Gautier, Epopées III, 642, N. 2). Amis et Amiles 473 (Ausg. von C. Hofmann, Erlangen 1852, p. 14). Jourdains de Blaivies 2471 (C. Hofmann 179). Gui de Nanteuil (p. p. P. Meyer, Paris 1861) p. 25. Bauduin de Sebourc, Chant III, 512. XIII, 402. See von Gestalt, Sirene von Stimme, XII, 731. Vergl. Grimm, Mythologie III, 117.

206) Werke der Feen sind das Wunderhorn im Lai du Corn 55 (Wolf, Lais p. 328), der Wundermantel in Le Mantel mautaillé 193 (Wolf, a. a. O. 346. Montaiglon, Recueil III, 8). Ihre kunstvollen Gewebe werden oft genannt, z. B. in Foulque de Candie (p. 82. 113. 151). Unter einem Pfelle, den eine See wirken ließ, wird die Königin Guibourc eingesegnet im Roman d'Aubry de Bourgoing (p. p. Tarbé, Reims 1849, p. 37). Hier ist die Decke gemeint, womit bei der Trauung das Brautpaar verhüllt wurde (Du Méril, Etudes, p. 39). Erecs Krönungsmantel ist von vier Feen gewirkt (Crestien, Erec 6696, bei Haupt X, 545), eine Bettdecke in Konstantinopel von der See Maseus (Du Méril, ib. 398). Die beiden streitenden Schönen Florance und Blancheflor tragen Mäntel, die von Feen auf einer Insel gewirkt wurden (Barbazan-Méon IV, 355, 21). Damit ist auf die überseeische Herkunft der orientalischen Kunstgewebe hingewiesen. Im Roman von Floriant ist von einem ähnlichen Mantel (v. 5932) und von einem Gürtel die Rede, woran drei Feen sieben Jahre lang gearbeitet haben (5127; vergl. Fr. Michel, Floriant p. LV, N. 52). Auch den goldenen Stuhl Oberons haben Feen auf einer Meerinsel dereinst für den König Alexander verfertigt (Huon de Bordeaux p. 108). Eine reiche Auswahl ähnlicher Dichterstellen giebt Fr. Michel in seinen Recherches sur le commerce, la fabrication et l'usage des étoffes de soie, d'or et d'argent, Paris 1854, II, 65 ff. Noch heute sagt man von kunstvoller Arbeit: travailler comme une fée (Maury, Fées p. 33).

207) Feen als Wald- und Quellenfrauen erscheinen im Lai de Graalent 225 (Roquefort, Marie de France I, 502) und im Lai de Guingamor 437 (Romania VIII, 56). In der Version der flandrischen Schwanensage, welche Johannes von Haute-Seille um 1185 aus dem Volksmund in seine lateinische Bearbeitung der Sieben weisen Meister aufgenommen und nach ihm Herbert in klaren französischen Versen behandelt hat, raubt der Ritter der badenden See (nimpha) ihre goldene Kette, wodurch sie widerstandslos in seine Gewalt kommt (Johannis de Alta Silva Dolopathos, herausg. von Oesterley, Straßburg 1875, p. 75, 29 ff. Deutsche Uebersetzung aus dem 15. Jahrhundert s. Haupt und Hofmann, Altdeutsche Blätter I, 128. Li romans de Dolopathos, p. p. Brunet et Montaiglon, Paris 1856, p. 319 f.). Auch in einem Fableau von Garin kommt der Kleiderraub vor: Ein Ritter und sein Knappe überraschen drei badende Feen; der Knappe bemächtigt sich sofort ihrer prächtigen Gewande; der Ritter aber giebt sie ihnen zurück, wofür sie ihm Zaubergaben verleihen (Barbazan-Méon III, 413 ff.). Ueber den Kleiderraub s. Cosquin in der Romania VII, 533 ff.

An einer Quelle findet Desiré seine See (Michel, Lais inédits p. 11). Bei der Fontaine de Soif-Jolie, die aus dem Feenlande fließt, begegnet Raimondin die schöne Melusine und ihre Schwestern (Couldrette, Livre de Lusignan 482 ff. s. Fr. Michel, Mellusine, Niort 1854, p. 24 f.). Narciß glaubt von seinem Spiegelbild im Wasser, es sei eine Meerfei, die Hüterin des Quells (Narcisus 655 bei Barbazan-Méon IV, 164). Die fliehende Aye, die sich durch einen Fluß arbeitet, wird von Landleuten für eine der Feen gehalten, welche diesen Ort zu besuchen pflegen (Aye d'Avignon, p. p. Guessard et P. Meyer, Paris 1861, p. 32). Die warme Quelle von Domremy am Fuße des Feenbaums, wo Jeanne d'Arc ihre Visionen hatte, war nach der Volkssage unter dem Stabe gütiger Feen entsprungen (Maury, Fées 28).

208) Eine weiße Hindin im Lai de Graalent 201 (Roquefort, Marie I, 500), ein weißer Eber im Lai de Guingamor 158 ff. (Romania VII, 53 ff.), ein weißer Zehnender im Dolopathos (Johannes de Alta Silva 73, 32. Herberts Roman p. 318). Auch Partonopeus wird durch

einen Eber zu dem Seegestade gelockt, wo er das Schiff findet, das ihn zu der unsichtbaren Schönen bringt (Partonopeus 613 ff.). In einem Gedicht vom Ausgang des 15. Jahrhunderts lesen wir vom Grafen Balduin von Flandern, wie er allein einem ungeheuren Eber in den tiefen Wald von Noyon folgte; kaum hatte er ihn nach wütendem Kampfe erlegt, so sah er eine schöne Jungfrau auf schwarzem Zelter vor sich. Er vermählte sich mit ihr, und sie gebar ihm zwei Töchter. Ein heiliger Eremit aber, der zu Gaste kam, entlarvte sie und zwang sie durch Beschwörungen, daß sie sich als gefallener Engel zu erkennen gab und durchs Fenster entwich. Ihre Töchter Jeanne und Marguerite hießen daher les filles du diable (Chronique de Baudouin conte de Flandres qui épousa le diable, s. Dinaux, Trouvères II, 108 ff.). Hier ist eine liebende Fee zum teuflischen Gespenste verdüstert, und auch das weisende Tier, der Eber, gebärdet sich als dämonischer Unhold.

209) Wenn Gervasius von Tilbury um 1211 von Männern spricht, die mit Feen im Liebesbunde gestanden hatten und starben, als sie sich eine menschliche Gattin nehmen wollten, und von andern, die aus dem höchsten irdischen Glück ins tiefste Elend stürzten, weil sie einem solchen Liebesbunde sich zu entziehen suchten oder sein Geheimnis ausplauderten, so denkt er bei jenen an Helden wie unseren Staufenberger, bei diesen an Helden der Lais wie Graalent, Lanval, Desiré u. a. (Otia Imperialia, herausg. von Liebrecht, Hannover 1856, p. 41).

Von allen Wohlthaten der Elben soll man schweigen; sonst hören sie auf. Vergl. Grimm, Deutsche Sagen N. 7. Irische Elfenmärchen p. XCVII.

210) Ueber die Sagen vom relativen Werte der Zeit habe ich in meinem Buche „Deutsche Sage im Elsaß" (Stuttgart 1872, p. 265 ff.) gehandelt. Von den Nachträgen, die ich mir aufgezeichnet habe, sei hier nur erwähnt, daß schon im Zend-Avesta sich ein ähnlicher Ausspruch findet. Der Vendidad (2. Fargard, 135) sagt über die Bewohner von Yimas irdischem Paradies „an dem immerwährend goldfarbenen Ort, dessen Speise nie versiegt: diese halten für einen Tag, was ein Jahr ist" (Spiegels Avesta, Leipzig 1852, I, 77). Umgekehrt erscheint den Verdammten in der

Hölle eine Stunde wie 250 Jahre (Abraham a Sancta Clara, Judas der Erzschelm, Lindau 1872, VII, 184 f). Auch im Segfeuer ist eine halbe Stunde wie zwanzig Jahre (ebenda VI, 588).

Wie Guingamor schwindet der aus dem Paradies zurückgekehrte junge Graf Loringus im Siechtum des Alters dahin, sobald er einen Bissen über die Lippen bringt (Germania IX, 270; vergl. Zeitschrift für deutsche Philologie, Halle 1882, XIII, 349, c. 32. Ueber die Sage s. R. Köhler, ebenda 1883, XIV, 96 ff.). Dem König Herla, der mit seinem Gefolge auf der Hochzeit eines Zwerges über 200 Jahre verbracht hat, giebt dieser sein Wirt einen Schweißhund mit, der einem vom Gefolge aufs Pferd gesetzt wird, und schärft ihnen ein, daß keiner vom Pferde steige, bis der Hund herabspringe. Einige übertreten dieses Gebot und zerfallen, sobald sie die Erde berühren, zu Staub (Gualteri Mapes De nugis curialium, ed. Th. Wright, London 1850, p. 14 f.).

211) Ueber diese keltische Insel der Seligen s. San Marte, Gottfried von Monmouth p. 417 ff. Ihre von englischen Politikern erfundene Identificierung mit Glastonbury s. P. Paris, Romania I, 463. Zarncke in Pauls und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, Halle 1876, III, 329.

212) Hier mag der eigentümliche Ausdruck Erwähnung finden, den die Sage in der Oberbretagne (nach Sébillot, Contes populaires I, 24. 29) männlichen und weiblichen Höhlenfeen in den Mund legt: »Je suis de la race Antifer.« Diese Worte, welche Sebillot unerklärt gelassen hat, wollen nichts anders sagen als: „Ich bin vom Geschlecht der Unterirdischen." Antifer heißt ein Kap an der Westküste von Caux in der Normandie mit einer Höhle, welche im Mittelalter für den Eingang der Unterwelt gegolten hat. Durch dieses „Loch von Antifer" (pertus d'Antifer) fuhr nach dem Volksglauben das normannische wilde Heer, la mesnie Hellequin, aus der Hölle auf die Erdoberfläche (s. Le dit de Luque la maudite von Bourdet, v. 60, in der Romania XII, 225).

213) Couldrette, Livre de Lusignan v. 496. (Michel, Mellusine p. 25.)

214) Das schlagendste Beispiel für diese Entgötterung

der Feen in der höfischen Epik bietet der Roman von Partonopeus de Blois (p. p. Crapelet, Paris 1834, 2 Bde.), in den wir uns mit Entzücken als in eines der reizendsten Feenmärchen hineinlesen, bis wir zu unserer Enttäuschung erfahren, daß die geheimnisvolle Geliebte des Helden keine Fee, sondern ein ganz natürliches Menschenkind, die Erbtochter von Byzanz, ist, die einen Kursus in der Magie mit Nutzen durchgemacht hat (v. 4557 ff.).

Herr Orfeo.

Sir Orfeo, ein englisches Feenmärchen aus dem Mittelalter, herausg. von O. Zielke, Breslau 1880. —

Dieses englische Spielmannsgedicht aus dem Ende des 13. Jahrhunderts giebt sich als die Bearbeitung eines französischen Lai zu erkennen, das uns verloren ist. Daß es schon im 12. Jahrhundert ein französisches Lai d'Orphey gab, wird uns im Lai de l'Espine bezeugt: da singt es ein irischer Spielmann zur Rotte (v. 185, Roquefort, Marie de France I, p. 556). In einem altfranzösischen Roman von Floire et Blanceflor ist unter den Kunststücken, die ein Zauberer zur Zerstreuung des liebeskranken Floire sehen läßt, ein goldener Automat, der dieses Lai auf der Harfe spielt (Floire et Blanceflor, p. p. Du Mèril, Paris 1856, p. 231). Ein Dichter des 14. Jahrhunderts, Guillaume de Machault, sagt, daß er das Lai oft gesehen und durchgelesen habe (S. Wolf, Lais p. 239 f.). Ob dieses das Original des englischen Lai war, läßt sich nicht entscheiden.

Unser Gedicht bietet eines der anmutigsten Beispiele von naiver Anpassung antiker Sagenstoffe an die Vorstellungswelt des Mittelalters. Der klassische Mythus von Orpheus und Eurydike ist im Munde der Spielleute zum romantischen Märchen geworden. Statt in den Hades zieht Orpheus in das unterirdische Feenland, wo er Pluto als den Elbenkönig findet, wie er auch bei Chaucer genannt wird: Pluto, that is the kyng of fayerye (Marchaundes Tale

in Canterbury Tales v. 10101. 10108. vergl. 9912). Bei Dunbar in dem allegorischen Gedicht The golden targe vom Anfang des 16. Jahrhunderts erscheint Pluto noch volkstümlicher in Grün, der Leibfarbe der schottischen fairies, als elbischer Incubus:

There was Pluto, the elrich incubus, in cloak of green.
(Paterson, The life and poems of William Dunbar, Edinburgh 1860, p. 34.)

Für die mittelalterliche Vorstellungswelt stand natürlich der christliche Teufel noch näher. In dieser Metamorphose tritt uns Pluto bei Renaut von Louvain, einem Dichter des 14. Jahrhunderts, entgegen, der den Boëtius in anmutigen Versen übersetzt hat. Er erzählt von Orphéus, un tres gracieux menestriers, wie er seine Geliebte in der Hölle suchte:

Tant a violé et chanté
qu'il a le diable enchanté.
Li roys d'enfer tantost s'accorde
qu'on le face miséricorde. Dinaux, Trouvères IV, 622 f.

Der englische Spielmann ist aller klassischen Bildung ferne geblieben: er nennt den König Pluto und den „König Juno" als die Ahnen des Orfeo (v. 29 f.) und hält Thrakien für eine Stadt (v. 47, von mir weggelassen). Was man zu Anfang des 14. Jahrhunderts dem Publikum bieten durfte, beweist der Schreiber der Edinburger Handschrift, der, um Orfeo zum Engländer zu stempeln, uns mit größter Unverfrorenheit einreden will, Thrakien sei der alte Name von Winchester gewesen.

Der Name Orfeo darf nicht mit italienischer Betonung gesprochen werden; er ist aus Orfew entstanden wie Mättheo aus Matthew, Barthólomeo aus Bartholomew (s. Wülcker's Anglia V, Anzeiger p. 18) und hat also den Ton auf der ersten und der letzten Silbe. Der Name lautet im Altfranzösischen auch Alpheus (Roman des sept sages, v. 28, herausg. von Keller, Tübingen 1836, p. 2) und Olfeus (Uebersetzung des Boëtius bei Moland, Origines littéraires de la France, Paris 1862, p. 272). Beim Namen Heurodis für Eurydike hat die Erinnerung an Herodias mitgewirkt; die Form Herodis ist auch einmal dem Schreiber der Edinburger Handschrift in die Feder gekommen (Zielke p. 134).

Die Einleitung über die Lais findet sich auch vor der englischen Bearbeitung des Lai de Frêne (Weber, Metrical Romances, Edinburgh 1810, I, 357).

Der Baum, worunter Heurodis einschläft, heißt ympetre (v. 68. 164. 184). Das ist ein „geimpfter", gepfropfter Baum, wie das etymologisch entsprechende franz. ente, vom griech. ἔμφυτον eingepflanzt (Diez, Etymologisches Wörterbuch II, c.). Da im Englischen aber imp auch Kobold, Teufelchen bedeutet, so heißt ympetre zugleich Elbenbaum (s. Liebrecht, Gervasius von Tilbury, p. 112). Wirklich scheint der junge Obstbaum mit den Elben in Beziehung zu stehen. Die Königin im Lay de Tydorel schläft, bevor ihr der Herr vom See erscheint, soz une ente, soz une ente bele (v. 30. 373, Romania VIII, 67. 71). Der nordische Uebersetzer giebt dies wieder mit einum nyvoxnum uidhi, einem jungen Baum (Strengleikar p. 49). Im Lai de l'Espine wacht die Königstochter nachts im Garten und wünscht sich voll Sehnsucht zu ihrem Geliebten. Gegen Morgen schläft sie ein sos une ente und wird durch ein Wunder zu ihm entrückt (v. 239, Roquefort, Marie de France, I, 560). König Elyadus von Sicilien bleibt lange kinderlos, bis er einst im Mai seine Gattin par desouz l'ente d'un pommier umarmt (Floriant et Florete, ed. by Michel, Edinburgh 1873, p. 3). Ich habe für ympetre und ente in meiner Uebertragung einen deutschen Elben- und Zauberbaum, die Linde, gesetzt (s. Perger, Deutsche Pflanzensagen, Stuttgart und Oehringen 1864, p. 289. 291). Der Schlafzauber einer Linde wird Ortnits Verderben (Wolfdietrich B. 516 ff. s. Deutsches Heldenbuch, Berlin 1871, III, p. 244).

Wie Heurodis werden Frauen häufig in den Märchen, besonders in den orientalischen, von Geistern entrückt. Im russischen Märchen vom goldenen Berge entschwindet die Zarin vor den Augen des Zaren, von einem in sie verliebten Geist im Sturm entführt (Dietrich, Russische Volksmärchen, Leipzig 1831, p. 51).

Ganz wie Orfeo verkommt auch der schöne Partonopeus in seinem Leid um die verlorene Geliebte zum Bärenhäuter, so daß die getreue Urraque, die ihn im Ardennerwalde aufsucht, Mühe hat, ihn als Menschen zu erkennen, und vor Schmutz und Haaren kaum sein Gesicht

findet (Partonopeus 5917 ff.). Auch Jean d'Avesnes lebt nach dem Verluſt der Geliebten als homme sauvage in ſeiner Waldeinſiedelei (Roman de Jean d'Avesnes ſ. Dinaux, Trouvères IV, 422. 425).

Zur Geſchichte der Sage ſei beiläufig erwähnt, daß auch die Japaner ihren Orpheus haben. Es iſt der Gott Izanagi, der Erfinder der Muſik, aus deſſen Liebesbund mit der Göttin Izanami das japaniſche Volk hervorgieng. Als Izanami bei der Geburt ihres zweiten Sohnes, des Feuergottes, ſtarb, ſtieg Izanagi in das Yomi, die Unterwelt, hinab, um ſie zu ſuchen. Er ſollte ſie unter der Bedingung wieder haben, daß er ſie nicht während ihres Schlafes anſehe. Er blickte doch nach ihr hin und erſchaute zu ſeinem Entſetzen eine verweſende Leiche, worauf ihn wütende weibliche Dämonen von hinnen trieben (Junker von Langegg, Midzuho-guſa, Segenbringende Reisähren, Leipzig 1880, III, 305, vergl. II, 228).

Die indiſche Eurydike iſt die ſchöne Pramadvarâ, die Tochter einer Apſaraſe, dem jungen Rurus verlobt; beim Spiel mit ihren Freundinnen tritt ſie im Wald auf eine Giftſchlange und ſinkt ſofort, von ihrem Biſſe getroffen, tot zu Boden. Rurus befreit ſie aus der Unterwelt, indem er ihr die Hälfte ſeines eigenen Lebens abtritt (Nève, Des portraits de femme dans la poésie épique de l'Inde, Bruxelles 1858, p. 37. — Eichhoff, Poésie héroïque des Indiens, Paris 1860, 198. — Journal Asiatique, Paris 1855, V, 488).

Lanval.

Lai de Lanval ſ. Roquefort, Marie de France I, 202 ff. — Li lais de Lanval, neu herausgegeben von Erling, Programm, Kempten 1883. — Warnkes Ausgabe der Lais, p. 86 ff. — Januals Liodh ſ. Strengleikar p. 69. — Meine Ueberſetzungen aus Marie de France ſind nicht nach der mangelhaften Ausgabe Roqueforts, ſondern nach den von mir kollationierten Handſchriften hergeſtellt. Die Ausgabe Warnkes kam eben noch rechtzeitig, um vor dem Drucke verglichen zu werden.

Eine altertümlichere Gestaltung der Lanvalsage heftet sich an den halbmythischen Bretonenhelden Graalent-Mor aus dem fünften Jahrhundert, erhalten im Lai de Graalent (Roquefort, Marie I, 486 ff.). Hier wird der Held durch eine weiße Hindin zu einem Bach im Walde gelockt, worin eine schöne Jungfrau badet; er raubt ihr die Gewande und erobert ihre Minne im Sturm. Nun gesteht sie, daß sie um seinetwillen zu der Quelle gekommen sei und stellt ihm dieselbe Bedingung wie Lanvals Fee. Eines Tages läßt der König der Bretagne seine Frau vor den versammelten Gästen erscheinen und fragt, ob es ein schöneres Weib auf Erden gebe. Da Graalent in die allgemeine Bewunderung nicht einstimmt, wird er vom König zur Rede gestellt und verrät im Wortwechsel sein Geheimnis. Seine Fee ist nicht so leicht versöhnt wie Lanvals Freundin. Zweimal springt er ihr ins Wasser nach und wird schon von den Wellen fortgerissen, bis sie sich erbarmt und ihn in ihr Land entführt. Nach dem Glauben der Bretonen, so schließt das Gedicht, ist Graalent noch immer am Leben. Lange noch hörte man alljährlich um die Zeit, wo er entschwunden war, sein treues Streitroß, das mit Wiehern und Scharren nach ihm suchte.

Vom Lai de Lanval haben wir zwei englische Bearbeitungen, welche in den Hauptzügen der Handlung mit Marie genau übereinstimmen, in vielen Nebenzügen aber abweichen. Die eine von Thomas Chestre aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist abgedruckt in Ritson's Ancient Engleish Metrical Romanceës, London 1802, I, 179 ff.; Way, Fabliaux or Tales, London 1815, III, 233 ff.; Erling, Li lais de Lanval p. 17 ff. Die Quelle des Thomas war nicht Maries Lai, sondern eine vielfach erweiterte und ausgeschmückte französische Bearbeitung desselben. Die bei Marie unbenannte Fee heißt dame Tryamour; ihr Vater ist der Feenkönig auf der Insel Olyroun (Oléron). Sie verleiht ihrem Helden, Sir Launfal, einen Wunschseckel, worin er, wenn er hineingreift, eine Mark Goldes findet, ihr Roß Blanchard, ein Lanzenfähnlein mit ihrem Wappen, drei Hermelinen, und ihren Knappen Gyfre. Nachdem er das Geheimnis verraten hat, bleibt der Wunschseckel leer, Gyfre reitet auf Blanchard davon, und alle Herrlichkeit Launfals zerschmilzt wie

Schnee. Beim Gerichtstag handelt es sich um seinen Tod. Ein echter alter Märchenzug ist in der Bestrafung der Königin erhalten: sie verwettet ihre Augen, daß Launfal keine schönere beibringe, und die siegreich auftretende See bläst ihr wirklich das Augenlicht aus. Altertümlich und an den Schluß des Lai de Graalent anklingend ist auch die Erzählung, daß man alljährlich an einem bestimmten Tage auf der Insel Oleron Launfals Roß wiehern höre und ihn selbst erscheinen sehe, zum Kampfe bereit.

Ganz nahe dem Texte Maries steht die andere englische Bearbeitung des Gedichtes, Sir Lamwell, gedruckt 1557 oder 1558 bei John Kynge in London, wovon die Bodleyanische Bibliothek in Oxford einige Bruchstücke besitzt und wovon Percy eine Abschrift seinem Foliobande einverleibt hat (Bishop Percy's Folio Manuscript, ed. by Hales and Furnivall, London 1867: Ballads and Romances I, 521 ff. 142 ff.). Ueber diese beiden englischen Uebertragungen s. Warnke in seiner Ausgabe p. IX ff.

Eine mittelniederländische Bearbeitung, auf die sich Maerlant bezieht, ist uns verloren. (Jonckbloets Geschichte der niederländischen Litteratur, deutsch von Berg, Leipzig 1872, I, 161.)

In deutschen Dichtungen wird Lanval unter den Rittern der Tafelrunde genannt: Lanfal in Hartmanns Erec 1677, her Lanval in Heinrichs Crône 2292.

Auf eine ähnliche Sage scheint der Troubadour Rambaut de Vaqueiras († 1207) anzuspielen (s. G. Paris, Romania VII, 459). Auch Gauriel von Montavel, der mit einer See vermählt ist, wird von ihr verstoßen und mit entstellendem Siechtum bestraft, weil er sich gegen ihr Verbot ihrer Schönheit gerühmt hat (Zeitteles, Gauriel von Montavel von Konrad von Stoffeln, s. Germania, VI 390 ff.). Das Hauptmotiv der Lais von Graalent und Lanval kehrt in zwei deutschen Märchen aus dem Odenwalde wieder, welche J. W. Wolf aufgezeichnet hat. In dem einen lebt ein Prinz mit einer himmlischen Prinzessin im Paradies, bis er sich Urlaub erbittet, um seine Eltern zu besuchen. Sie erklärt ihm, er brauche, wenn er in Not gerate, nur ihren Namen zu rufen, so werde sie alsbald bei ihm sein; rufe er ihr aber ohne Not, so werde das ihr beider

Unheil. Zu Hause findet er seinen Vater mit einer zweiten Frau, die noch sehr jung und schön ist. Beim Willkommsfest fragt ihn der Vater: Du bist nun weit in der Welt umhergekommen und hast manche schöne Frau gesehen; gieb aber einmal der Wahrheit die Ehre und sage mir, ob du je ein so schönes Weib gesehen hast, wie meine Gemahlin ist. Der Prinz erwidert: Deren giebt es wohl wenige; aber ich weiß doch eine, die noch tausendmal schöner ist. Hierüber gerät er mit seinem beleidigten Vater in Streit und erhitzt sich so, daß er, ihrer Warnung vergessend, sie herbeiruft. Sie erscheint zum Entzücken der Gäste, ist aber blaß und traurig; denn nun sind sie geschieden, und erst nachdem er ein Paar eiserne Stiefel in ruhelosem Wandern durchgetreten hat, wird er wieder mit ihr vereint (Wolf, Deutsche Hausmärchen, Göttingen und Leipzig 1851, p. 211 ff.). Im andern Märchen soll ein Jägerbursch in Frankreich eine schöne Schwanjungfrau dadurch erlösen, daß er ein Jahr lang alle Sonntage ein Vaterunser für sie bete und nie von ihrer Schönheit spreche. Bei einem großen Vogelschießen wird er Schützenkönig und soll als Preis die Tochter des Königs von Frankreich erhalten. Er schlägt sie aber aus und rühmt sich gegen den König, er habe eine Braut, die noch tausendmal schöner sei. Im selben Augenblick steht die Schwanjungfrau vor ihm und blickt ihn traurig an; denn nun ist ihre Erlösung zu nichte geworden. Erst nach großen Mühen und Qualen vollbringt er das Werk, und der König von Frankreich, an dessen Hof er die Schwanprinzessin bringt, muß nun selber gestehen, daß sie schöner sei als seine Tochter (ebenda 217 ff.). Mit diesen beiden deutschen Märchen und den beiden altfranzösischen Lais berührt sich das italienische Gedicht von Liombruno. Dieser, der eine See zur Gemahlin erworben hat, erbittet sich wie der Prinz Urlaub, um seine Eltern zu besuchen; sie schenkt ihm einen Wunschring, verbietet ihm aber, ihr Verhältnis zu verraten. Wie der Jägerbursch soll er als Sieger im Turnier eine Königstochter heiraten und rühmt sich im Wortwechsel, daß er bereits die schönste Frau sein eigen nenne. Wie Graalent und Lanval soll er das binnen einer festgesetzten Frist beweisen. Ins Gefängnis geworfen wünscht er durch den Ring seine Gemahlin herbei, und sie erscheint, nachdem sie sich zuvor wie Graalents und Lanvals See durch ihre Zofen hat

anmelden lassen. (Ueber dieses Gedicht, die damit verwandten italienischen, östreichischen, südslavischen und dänischen Märchen s. R. Köhler in Warnkes Ausgabe der Lais p. LXXXIV f.)

1) Carduel, Cardoel, Cardueil, bei deutschen Dichtern Karidôl (Hartmanns Erec 7805. Hartmanns Iwein 52. 5066. Wirnts von Gravenberg Wigalois 150, 35. Heinrichs von dem Türlin Crone 372 u. a. Tandareis und Flordibel von dem Pleier 1483. 1613 u. a. Heinrichs von Freiberg Tristan 1314. Reinfried von Braunschweig 2842. 22946.) und Karidoel (Wolframs Parzival 280, 2 u. a.), ein vielgenannter Hofsitz Königs Arturs ist das heutige Carlisle in Cumberland, Carduilla in der Chronik von Mailros (E. Martin, Fergus, Roman von Guillaume le Clerc, Halle 1872, p. XIX), Kaerleil bei Wace (Brut 1637), das alte Caer Luel (Lappenberg, Geschichte von England, Hamburg 1834, I, 17), wahrscheinlich das kymrische Caer Lliwellydd im Buch Talliessins (Stuart Glennie, Arthurian Localities p. LXXXVIII, Beigabe zu Wheatleys Merlin, London 1869, Band III). Nach Gautier von Denet liegt Carduel, la maistres sales, auf der Grenze zwischen Wales und England (Conte del Graal 12598); auch sonst wird es nach Wales verlegt (Carduel en Gales s. Crestiens Chevalier au lyon v. 7. Fergus 9, 13. Hucher, Le Saint Graal, Le Mans 1874, I, 438, 456. Prosaroman von Tristan, Paris 1533, I, Blatt 37, Sp. 2.) Das ist eine dunkle Erinnerung an jene Zeit, in der die Kymren das nach ihnen benannte Cumberland und fast die ganze Westhälfte Britanniens bis zum Firth of Clyde nordwärts innehatten (Glennie, Arthurian Localities, p. XXXVII). Auch in den späteren Balladen ist Carlisle der Lieblingssitz König Arturs, z. B. Kinge Arthur liues in merry Carleile. Marriage of Sir Gawaine 1 (Percy's Folio, Ballads and Romances I, 105). Vergl. Boy and Mantle 2 (ib. II, 304).

2) Die Kämpfe Arturs mit den Picten und Schotten erzählt Gottfried von Monmouth, IX, 1 ff. (Ausg. von San Marte p. 122 ff. 126).

3) Mit Kaiser Octavian, der gelegentlich des Lustgezeltes neben Semiramis genannt wird, ist Augustus gemeint. Eine Aufzählung von Dichterstellen, an denen von seinem Reichtum die Rede ist, s. Fr. Michel, Floriant

et Florete, p. XXXIX. — Im altfranzöſiſchen Roman von den ſieben weiſen Meiſtern iſt aus dem Schatzhauſe des Rhampſinit der Schatzturm des Kaiſers Octavian (Octeuijen) geworden (Roman des sept sages, v. 2850, Ausg. von A. Keller, Tübingen 1836, p. III), in der engliſchen Bearbeitung näher bezeichnet als die Engelsburg, Cressent, that riche tour (Process of the seven sages 1229 ff. bei Weber, Metrical Romances, Edinburgh 1810, III, 49. Cressent iſt entſtellt aus Crescentius: castrum Crescentii hieß die Engelsburg im Mittelalter, ſ. Müllenhoff in Haupts Zeitſchrift XII, 322). Sonſt waren wegen ihres Reichtums auch Alexander und Cäſar ſprichwörtlich (ſ. z. B. Crestien, Erec 6629. 6636, in Haupts Zeitſchrift X, 543), ebenſo Kaiſer Konſtantin, Pipin von Laon und König Artur.

4) Wie Lanval braucht auch der Ritter von Staufenberg nur zu wünſchen, und die Geliebte iſt bei ihm:

«Ach, herzeliebe frouwe mîn,
mîn herze daz begeret dîn.»
und dô er des gedankes pflac,
sîn liep an sînem arme lac.

Ritter von Staufenberg 731 f. Altdeutſche Studien von Jänicke, Steinmeyer und Wilmanns, Berlin 1871, p. 26.

5) Einer Dame den Arm anzubieten, war im Mittelalter nicht üblich. Man gieng paarweiſe Hand in Hand. Der Führende faßte die Dame an der Linken (Lai de Graalent 264, ſ. Roquefort, Marie I, 506. Tydorel 56, ſ. Romania VIII, 67) und zwar nur an den Fingern (Court de paradis 464, ſ. Barbazan-Méon III, 143. vergl. v. 325. 336). Vornehme Frauen ergriffen ſelbſt ihres Ritters Hand. So faßt Kriemhild bei der erſten Begegnung die Hand Siegfrieds (Nib. B 292. C 295); die junge Markgräfin von Bechelaren nimmt Giſelher bei der Hand, ihre Mutter den König Gunther (A 1606. B 1667. C 1706). Ebenſo „geſellen ſich" die Herrn (ſ. Germania X, 130. Henrici, Zur Geſchichte der mittelhochdeutſchen Lyrik, Berlin 1876, p. 41). Die von Frau Bride durch die Glocke zuſammengerufenen Tempelherrn ziehen Hand in Hand nach dem Palas (Orendel 1945). Rivalin tritt in der nordiſchen Tristrams Saga c. 2 mit ſeinen Begleitern vor König Marke tveir ok tveir saman gangandi, haldandist i

hendr (Ausg. von Kölbing, Heilbronn 1878, p. 6, 26). So nähern sich Gawain und seine Brüder und Genossen dem König Artur, um sich den Ritterschlag zu erbitten (P. Paris, Romans de la table ronde, II, 201). Auch die Damen gehen im Zuge Hand in Hand:

toutes les puceles i viennent
et main à main totes s'i tiennent. Crestien,

Graal 5419. Die heutige Sitte scheint erst im 16. Jahrhundert aufgekommen zu sein. Wilhelm Wernher von Zimmern führt seine Schwägerin underm arm (Zimmerische Chronik, herausg. von Barack, Tübingen 1869, III, 30, 23; vergl. III, 31, 14. 265, 14). Zwar wird schon der Knabe Tristan von dem jungen Hofgesinde under armen vor Marke geführt (Gottfrieds Tristan 3328). Doch ist damit gemeint (wie v. 17527 beweist), daß die zunächst Gehenden ihm die Arme um den Hals legen.

6) Ueber den Vorwurf, den die Königin gegen Canval ausspricht, s. Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, Leipzig 1879, I, 455, N. 3. — 456, N. 1. — 457.

7) Daß es wirklich bei den Damen Mode war, durch das Schnürwerk an den Seiten des Hemdes die bloße Haut scheinen zu lassen, bezeugt uns Robert von Blois, der in seiner Anstandslehre für Damen diese Sitte als anstößig brandmarkt (Chastiement des Dames 193 f. Barbazan-Méon II, 190).

8) Steine mit Stufen zum Auf- und Absteigen für die Reiter standen, an den Hausthüren, auch an Wegen und in Wäldern. Sie hießen perrons (z. B. Berte aus grans piés 267. 1993. 3278. 3349. Blonde d'Oxford 5842. Blancandin et L'Orgueilleuse d'Amour 1323), in einer Ordonnanz Philipps von Valois vom Jahre 1328 pierres avaloires, von avaler absteigen (Le Grand d'Aussy, Fabliaux, 3. édition, I, 193). Den perron real bei Crestien (Erec 1169, in Haupts Zeitschrift X, 405) erklärt Hartmann von Aue als einen breiten Stein, von der Palasttreppe etwas abstehend, der in der Burg angebracht war, damit König Artur da auf das Roß oder von dem Rosse steige (Erec 1198 ff.).

Ueber Avalon s. p. 319, Anm. 211.

Iwonek.

Lai d'Ywenec, ſ. Roquefort, Marie de France I, 272 ff. — Warnkes Ausgabe der Lais p. 123 ff.: Yonec. — Jonets liodh ſ. Strengleikar 74.

Das Lai ſollte eigentlich nach Iwoneks dämoniſchem Vater benannt ſein, der in den Handſchriften Muldumarec, Murdimalet, Nusdumaret und Eudemarec heißt. Eine Pariſer Handſchrift (Bibl. nat. franç. 2168) ſchließt das Gedicht auch mit den Worten: Ci faut li lais de Eudemarec. Die nordiſche Proſa nennt dieſen Namen nicht.

Iwonec, Ywenec, Yonec iſt das bretoniſche, Jonet das franzöſiſche Deminutiv des Namens Iwon, Yvon, der bei den Bretonen beſonders beliebt war; daher heißt ſo in dem Gedicht Le privilège aux Bretons der Vertreter des bretoniſchen Volks (Jubinal, Jongleurs et Trouvères, Paris 1835, p. 52). Das iſt der berühmte Name Iwan, Iwein (ſ. die verſchiedenen Träger desſelben bei Crestien, Erec 1694 ff. in Haupts Zeitſch. X, 416). Yonet heißt Gawains Knappe im Conte del Graal von Creſtien 2359, in der Fortſetzung Gautiers von Denet bald der Sohn, bald der Neffe des Königs Iöer (Graal 11291. 15904). Es iſt der Iwanet Wolframs, bei ihm Frau Ginovers Knappe und Vetter (Parzival 156, 3). Die weibliche Form iſt Ivona, Yvonne.

Ueber den Schauplatz der Handlung kommen wir nicht ganz ins Reine. Die Stadt wird in den Handſchriften übereinſtimmend Caerwent genannt; der Fluß, woran ſie liegt, heißt bald Duëlas, Dualas, bald Ditalas. Dieſe Namen von Stadt und Fluß ſind aber nicht zuſammenzubringen. Bei Caerwent haben wir die Wahl zwiſchen dem heute noch ſo heißenden Dorf in der Nähe von Cheyſtow in Monmouthſhire, dem alten Venta Silurum, und der heutigen Stadt Wincheſter, dem alten Venta Belgarum, Kaërgwent im Münchner Brut (v. 2667, herausg. von K. Hofmann und Vollmöller, Halle 1877, p. 69). Für das letztere ſpräche der Umſtand, daß die Wallfahrer von ihrem Caerwent bis Caerleon durch fremde Gegenden kommen, wo ſie einen Führer brauchen und unterwegs übernachten,

was auf Caerwent in Monmouthshire nicht paßt, das nur einige Stunden von Caerleon entfernt ist. Aber weder hier noch dort findet sich ein Fluß Duelas oder Dualas, wohl aber in der Bretagne im Departement Côtes du Nord, der heutige Doulas (Warnkes Ausg. p. 275). Der nordische Uebersetzer verlegt die Stadt, die bei ihm Caroen borg heißt, nach Cornwall (Strengleikar p. 74. 81).

Ebensowenig wie diese Ortsnamen wollen die Angaben Maries über den geheimnisvollen Geliebten der Frau zusammenstimmen. Im ersten Teil ihrer Erzählung ist er der Fürst eines unterirdischen Reichs, in das man durch einen hohlen Berg nahe bei Caerwent gelangt; im zweiten liegt sein Land im hellen Tageslicht weitab von Caerwent auf dem Wege nach Caerleon. Es ist, als ob sich hier zwei verschiedene Fassungen derselben Sage ineinander verschoben hätten: nach der einen war Iwoneks Vater ein Elbenfürst im hohlen Berge, nach der andern ein zauberkundiger Mensch, der Vogelgestalt anzunehmen wußte. Im erstern Falle gleicht er dem reizenden Göttersohn des indisch-kalmükischen Märchens, der in Vogelgestalt die Gemahlin des Chans zu besuchen pflegt, bis er sich in einem auf Rat des Ministers angefachten Feuer versengt (Jülg, Die Märchen des Siddhi-Kür, Leipzig 1866, p. 63 f.), im letzteren Fall dem goldhaarigen Prinzen des südtirolischen Märchens, der durch Zauber gezwungen in Taubengestalt zur jüngsten Tochter des Kaufmanns geflogen kommt (Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol, Innsbruck 1867, p. 47 ff.). Am nächsten steht unserem Lai ein Märchen der Gräfin d'Aulnoy von dem in einen blauen Vogel verwandelten Königsohn, der die schöne gefangene Florine nächtlicherweise besucht, jedoch ohne sein Vogelkleid ablegen zu können, und der durch Messer verwundet wird, die in den Zweigen des Baumes, wo er sein Nest hat, angebracht werden. (Cabinet des fées, Amsterdam 1785, II, 62 ff.). Zahlreiche Nachweise über ähnliche Erzählungen s. R. Köhler in Warnkes Ausg. p. LXXXVIII.

1) Daß dämonische Wesen, um sich als Christen zu erweisen, das Abendmahl nehmen, kommt auch sonst vor, z. B. im Lai de Désiré (Fr. Michel, Lais inédits p. 21 f.).

2) Die Stadtheiligen von Caerleon waren die beiden

einheimiſchen Märtyrer Aaron und Julius, welche bald nach dem engliſchen Protomartyr Albanus in der Dioclet[ianiſchen] Verfolgung ihren Tod fanden. Von ihnen handelt Gildas (Historia § 10. 11. Ausg. von San-Marte, Berlin 1844, p. 140), Beda (Historia ecclesiastica gentis Anglorum, I, c. 7, ed. Holder, Freiburg und Tübingen 1882, p. 15) und nach ihm Gottfried von Monmouth (V, 5, 19, Ausg. von San-Marte p. 63. 283). Vergl. Acta Sanctorum, Juli I, p. 17.

Jeder dieſer beiden hatte in Caerleon ſeine eigene Kirche. Die Kirche des h. Julius gehörte zu einem Nonnenkloſter, in welchem nach Gottfried von Monmouth Ginevra den Schleier nahm (XI, 1, 58, San-Marte 156). Die Kirche des h. Aaron, mit einem Chorherrnſtift verbunden, war zugleich die erzbiſchöfliche Kathedrale, die Metropolitankirche von Wales (Giraldus, Itinerarium Kambriae I, c. 5; Opera ed. Dimock, London 1868, VI, 55 ff. — — Darnach Gottfried IX, 12, 15; San-Marte 132. — Vergl. Usserius, Britannicarum Ecclesiarum Antiquitates, Londini 1687, 2. editio, p. 85). Auf Hiſtorien, welche im Stift des h. Aaron aufbewahrt werden, beruft ſich der Dichter des Lai de l'Espine als ſeine Quelle (v. 6; Roquefort, Marie de France I, 542). Ueber die Stadt Caerleon ſ. die Anmerkungen zu meinem Triſtan p. 596.

Der h. Aaron von Caerleon iſt von einem andern keltiſchen Heiligen gleiches Namens, dem bretoniſchen Inſeleinſiedler, wohl zu unterſcheiden (ſ. Acta Sanctorum, Juni IV, 247).

Guingamor.

Le lay de Guingamor, herausg. von G. Paris in der Romania VIII, 50 ff. — Es fehlt in der nordiſchen Ueberſetzung.

Guingamor iſt das deutſche Wigamur. Der Held des nur in deutſcher Bearbeitung erhaltenen Romans (Sagen und Büſching, Deutſche Gedichte des Mittel-

albers, Berlin 1808, I) hat übrigens außer dem Namen mit dem Helden des Lais nichts gemein. Die Sage berührt sich mit der von Graalent und von Lanval. Ueber das Entschwinden der Zeit im Feenland s. Einleitung p. LXXV.

1) Da in den altfranzösischen Dichtungen, besonders in den Nationalepen, die Liebeswerbung von den heißblütigen Frauen auszugehen pflegt, so konnten Anklänge an die Sage von Joseph und der Frau des Potiphar nicht ausbleiben. Auch im Gedicht von Garin de Montglane zerreißt die Kaiserin Galiene den Mantel des widerstrebenden Helden (Gautier, Les Epopées françaises, 2. edition, Paris 1882, IV, 139).

2) Daß einzelne auf der Fährte jagende Hunde vom Weidmann wie Jagdleoparden auf dem Pferd mitgeführt wurden, ersehen wir auch aus der Sage von König Herla, s. o. p. 319.

3) Für olivier habe ich v. 423 den Weidenbaum genannt, ohne jedoch mit P. Paris anzunehmen, daß die nordfranzösischen Dichter unter olivier immer die Weide (saule) verstanden hätten (Romans de la table ronde II, 306). Der Oelbaum kam in die Landschaftsbilder der nordfranzösischen Dichter durch dieselbe poetische Licenz wie der Feigenbaum ins deutsche Volkslied.

Tydorel.

Le lay de Tydorel, herausg. von G. Paris in der Romania VIII, 66 ff. — Von der nordischen Uebersetzung ist nur der Anfang erhalten, s. Strengleikar p. 48.

Tydorel ist die Urform des deutschen Titurel, das zuerst in Hartmanns Erec (v. 1650) vorkommt; ob hier der Held unseres Lai oder der erste Gralkönig gemeint sei, läßt sich nicht entscheiden.

An die schöne und eigenartige Elbensage knüpft sich im Original eine bretonische Stammsage an, indem die Königin außer dem Sohne, der nie schläft, eine Tochter zur Welt bringt, deren Söhne Alan und Conan mehr

ſchlafen als andere Menſchen; das ſind hiſtoriſche Perſonen des 11. oder 12. Jahrhunderts (ſ. G. Paris a. a. O. 66). Ich habe dieſe Zuthat in meiner Ueberſetzung weggelaſſen.

1) Die ente, worunter die Königin einſchläft, entſpricht dem ympetre im Sir Orfeo (ſ. p. 322).

2) Wie hier die Begleiterinnen ſich im Walde verlieren, ſo verfallen die der Königstochter im engliſchen Sir Degarre in tiefen Schlaf, ſo daß dieſe dem Elbenritter (fairy knight), der ihr in der Waldeinſamkeit entgegentritt, ſchutzlos preisgegeben iſt (ſ. Ellis, Specimens of Early English Metrical Romances, ed. Halliwell, London 1848, p. 569).

3) Wie der Ritter der Königin droht, wenn ſie ihn zurückweiſe, werde ſie nie mehr froh werden, ſo ſpricht in der ruſſiſchen Sage die Ruſſalka zu dem Mann, der ſich vor ihr bekreuzt: Hätteſt du dich nicht bekreuzigt, Menſchenkind, ſo hätteſt du bis ans Ende deiner Tage mit mir in Freuden gelebt; ich weine, weil du dich bekreuzigt haſt; aber nicht allein werde ich mich grämen: auch du ſollſt dich grämen bis ans Ende deiner Tage (Turgenjew, Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers, Mitau 1875, I, 172).

4) Der See iſt höchſt wahrſcheinlich der ſüdweſtlich von Nantes gelegene Lac de Grandlieu (G. Paris, a. a. O. p. 57). Auf ſeinem Grunde liegt die verſunkene Stadt Herbauges (Roman d'Aquin p. LVI). Von dem See heißt es im Original (v. 94 ff.), daß viele verſucht hätten, ihn zu durchſchwimmen; denn wem dies gelänge, der würde alles haben, was er ſich wünſchte. Ich habe dieſe durch ihre Kürze dunkle Stelle weggelaſſen. Aehnliche Sagen von Wunſchſeen ſind mir nicht bekannt.

Der dämoniſche Herr vom See erinnert an den iriſchen Helden O Donoghue, der in der Tiefe des Sees von Killarney hauſt. Alljährlich am 1. Mai vor Sonnenaufgang ſteigt er mit ſeinen ſtrahlenden Elben empor und hält im hellſten Glanz auf milchweißem Roſſe reitend ſeinen Zug über das Waſſer (Grimm, Iriſche Elfenmärchen p. LXXXIII). Dort unter dem Waſſer liegt Thierna na age, das Land der Jugend, voll Blüten und Sonnenſchein, wo niemand altert und die Jahre wie Augenblicke entſchwinden (a. a. O. XVIII).

5) Höchſt merkwürdig iſt die Schlafloſigkeit als Kenn-

zeichen der dämonischen Abkunft Tydorels. Die griechischen Götter bekanntlich legen sich allnächtlich zum Schlafe wie die Menschen, ebenso die germanischen bis auf den einen Heimdall, von dem in der Prosa-Edda c. 27 gesagt wird, daß er weniger Schlaf bedürfe als ein Vogel. Auch die Elben und Feen haben ihre Betten. Nur bei den Ost-Ariern schlafen die höchsten Wesen nicht. Die indischen Götter führen daher den Beinamen asvapna: frei von Schlaf (O. Böhtlingk und R. Roth, Sanskrit-Wörterbuch, St. Petersburg 1855, I, Sp. 566), und von Ormazd heißt es ausdrücklich: Ohne Schlaf bist du, ohne Trunkenheit bist du, der du Ahura-mazda bist (Spiegel, Aveſta, I, 247, 68). Unser Lai bietet eines der wenigen Zeugnisse dafür, daß ähnliche Anschauungen auch im europäischen Volksglauben nicht fehlten. Das altfranzösische Sprichwort, das Tydorels Schicksal entscheidet, lautet nach einer Handschrift des 15. Jahrhunderts:

Il n'est pas homme,
qui ne prend somme.

ſ. Leroux de Lincy, Le Livre des proverbes français, Paris 1842, I, 167. Ein anderes Sprichwort, das sich auf die ruhelose nächtliche Thätigkeit der Hausgeister bezieht, ist gleichfalls zu nennen: Il ne dort non plus qu'vn lutin. Oudin, Curiositez françoises, Paris 1656, p. 133.

Auch die ersten acht Söhne, welche die schöne Melusine dem Raimondin gebiert, haben alle irgend ein ungeheuerliches Abzeichen, das sie von gewöhnlichen Menschenkindern unterscheidet: Urien hat ein rotes und ein grünes Auge und übergroße Ohren; Oedes glüht im Gesicht rot wie Feuer; dem Guiot steht ein Auge tiefer als das andere; Antholne zeigt auf der Wange das Mal einer Löwentatze; Regnault hat nur ein Auge auf der Stirne; dem Geuffroy steht ein großer Zahn aus dem Munde hervor; Fromont trägt auf der Nase einen wie ein Wolfsfell behaarten Fleck, und Orrible erhält seinen Namen von seinem schrecklichen Anblick: er hat drei Augen (Couldrette, Livre de Lusignan, v. 1313 ff. bei Fr. Michel, Mellusine, Niort 1854, p. 61 ff). Die von einem tierischen Meermann stammenden Merowinger hatten am Rückgrat einen Borstenstreif (Grimm, Deutsche Sagen N. 424). Alle die monströsen Wundermenschen der mittelalterlichen Reiseberichte sind nach

Mandeville Mischlinge von Teufeln und menschlichen Weibern (Voiage, ed. Halliwell p. 233).

Wie Tydorel pflegte sich Alexander der Große nachts Geschichten erzählen zu lassen, und zwar soll er nach einer Angabe Muhammeds ben Ishak in seiner Encyklopädie Fihrist al-'ulûm (im J. 987) der erste gewesen sein, der diesen Brauch einführte. Diese nächtlichen Erzählungen sollen in dem Buch Hazâr-afsân vereinigt worden sein: so erklärte man die Entstehung von „Tausend und eine Nacht". (Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Leipzig 1859, XIII, 637).

Die beiden Liebenden.

Lai des deus amanz (s. Roquefort, Marie de France, I, 252 ff. — Warnkes Ausgabe der Lais 115 ff.: Les dous Amanz. — Tveggja elskanda liodh s. Strengleikar 54 ff. 112).

Ein Harfenlied mit diesem Titel (lais de dos amans) wird im provenzalischen Roman von Jaufre (s. Bartsch in der Zeitschrift für roman. Philologie I, 58 f.) und im französischen Roman von Giron le Courtois erwähnt (s. Wolf, Lais p. 56).

Die Sage gehört nicht zu den verbreiteten. Liebrecht hat auf eine in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft (XVI, 527) übersetzte persische Sage hingewiesen, wornach Schach Abbas einem Läufer seine Tochter versprochen habe, wenn er in einem Tage von Asterabad bis Sari in Masenderan vor ihm herlaufe; zwei Parasangen vor dem Ziele sei der Arme tot zusammengebrochen (Zur Volkskunde, Heilbronn 1879, p. 108). Schon früher hat Jakob Grimm unsere Sage mit der vom Grenzstreit zwischen Uri und Glarus zusammengehalten. Nach dieser hatten die beiden Kantone vereinbart, daß von jedem Teil früh morgens beim ersten Hahnkrat ein Felsgänger sich aufmachen sollte, und wo die beiden zusammentrafen, da sollte die Grenze sein. Die Urner ließen ihren Hahn hungern und dürsten, während die Glarner den ihren mit reichlicher Nahrung mästeten. Am festgesetzten

Tage des Herbst-Aequinoctiums krähte der ausgehungerte Hahn der Urner beim ersten Anbruch der Dämmerung, der fette Hahn der Glarner aber schlief bis zum vollen Morgenrot; so kam es, daß der Urner, als der Glarner mit ihm zusammentraf, ein großes Stück Weideland für die Seinen gewonnen hatte. Auf die inständigen Bitten des Glarners ließ er sich dazu herbei, diesem soviel davon abzutreten, als er ihn auf dem Hals bergan tragen würde. Da klomm der Glarner mit ihm ein gut Stück Feldes hinan, bis ihm der Atem verging und er tot zu Boden sank (Deutsche Grenzaltertümer s. Kleinere Schriften, Berlin 1865, II, 71). Mit diesen beiden Sagen berührt sich unser Lai jedoch nur äußerlich. Daß dem Freier zur Bedingung gemacht wird, die Geliebte auf seinen Armen über zwölf Berge zu tragen, hat ein calabrisches Liebeslied (s. R. Köhler in Warnkes Ausgabe p. LXXXVII). Aber die Hauptsache, daß er unter seiner süßen Last am Ziele tot zusammenbricht, begegnet uns nirgends sonst. Diese Sage wird nur von jenem Berg in der Normandie erzählt, wo sie schon zur Zeit Maries lokalisiert war.

Der 550 Fuß hohe Berg, von dem man eine der anmutigsten Aussichten in Frankreich haben soll, erhebt sich steil aus dem Seinethal in der Nähe von Pont de l'Arche südlich von Rouen. Auf dem Gipfel stand noch im vorigen Jahrhundert die Priorei der beiden Liebenden (le prieuré des deux Amants), welche von den Herrn von Mallemains im zwölften Jahrhundert gegründet worden sein soll. Im Jahr 1206 war dort ein Chorherrnstift. Abbildungen von Berg und Kloster finden sich bei Millin in seinen Antiquités nationales (Paris 1791, II, N. XVII). Da es auch anderwärts, z. B. in Lyon, ein Kloster „der beiden Liebenden" gab (Roquefort, Marie de France I, 253), so muß dieser Beiname mit einer kirchlichen Tradition zusammenhängen. Wirklich kennen wir ein heiliges Ehepaar, das vom Volke „die beiden Liebenden" schlechthin genannt wurde. Sie hießen Injuriosus und Scholastica und gehörten zur hohen Aristokratie der Auvergne. Auf den Wunsch ihrer Familien vermählt lebten sie in asketischer Josephsehe und starben schließlich als Mönch und Nonne. Nach der frommen Sage wurden sie in einer Basilika beigesetzt, das eine an der Nordwand, das andere an der Südwand; am Morgen

darauf fand man aber die Gräber zusammengerückt, eines an des andern Seite. So erzählt die auvergnatische Legende, welche schon Gregor von Tours († 594) in seinem Liber de gloria confessorum (c. 32, s. Migne, Patrologia Latina LXXI, 852) und später in seiner Historia Francorum (L. I, c. 42 f. Migne ib. 183) als von Alters her überliefert mit rhetorischer Ausschmückung behandelt hat. Die beiden Liebenden gehören also unter die Zahl jener conjuges virgines wie Valerius und Cäcilia, Eadward der Bekenner und Eadgythe, Kaiser Heinrich II und Kunigunde, Emmerich von Ungarn und seine Gattin. In einem Traktat über die Kirchen und Klöster von Clermont von einem unbekannten Verfasser um 1450 werden unter den heiligen Leibern auch die von Injuriosus et Scholastica, quos vulgus Duos Amantes vocat, aufgezählt. Ihr Tag ist der 28. Mai (s. Acta Sanctorum Maii VI, 38). In neuerer Zeit lagen die Reliquien der jungfräulichen Gatten auf dem Marienaltar der Kirche des heiligen Illidius zu Clermont.

Das Heiligtum auf dem normannischen Berge war offenbar diesem asketischen Liebespaar geweiht. Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Legende vergessen; aber der Name blieb. Man hielt die Kirche für die Begräbnisstätte zweier Liebenden, und auf die Frage, warum diese gerade auf dem Gipfel des Berges begraben seien, antwortete die Volksphantasie mit unserer schönen Erzählung, welche also unter die sogenannten erklärenden Sagen einzureihen ist.

Die Sage hat sich unabhängig von Maries Lai im Munde des Volkes erhalten und ist im vorigen Jahrhundert mehrfach poetisch behandelt worden (s. R. Köhler in Warnkes Ausgabe der Lais p. LXXXVI). Eine novellistische Bearbeitung brachte das Journal de Paris in seiner Nummer vom 8. März 1779 (abgedruckt bei Millin, a. a. O. p. 2 ff.). Darnach hieß der Jüngling Baudoin und das Mädchen Genevieve; ihr Vater war ein stolzer Bannerherr auf dem Schlosse Cante-Loup am Fuße des Berges. Eine andere neufranzösische Bearbeitung der Sage hat J. W. Wolf in seiner Zeitschrift für deutsche Mythologie (Göttingen 1856, IV, 89) mitgeteilt. Darnach war der alte Ritter ein Freiherr von Pont Saint Pierre. Noch zu

Millins Zeit bezeichneten zwei flache Grabsteine am Boden der Klosterkirche nach dem Glauben der Landleute die Ruhestätte der beiden Liebenden. Auf dem einen sah man die Figur eines Ritters im kurzen, schellenbesetzten Lendner mit Schwert und Dolch; Wappen und Inschrift waren verwischt. Ein dritter Grabstein zeigte das Bild eines bejahrten Mannes in geistlichem Gewand; das war, wie die noch teilweise erhaltene Inschrift bezeugte, der Prior Michel Langlois aus dem 15. Jahrhundert. Nach der Deutung des Volkes aber war es der Vater des Mädchens, der sich aus Reue über seine Grausamkeit im Klosterkleide hier habe bestatten lassen. Unter dem Altar befand sich eine moderne Henkelurne von bemaltem Holz mit einigen Knochen vergessener Heiligen, welche für die Asche der beiden Liebenden erklärt wurden. Auch heute ist die Sage noch nicht erloschen. Von der Kirche sind einige auf dem Gipfel des Berges zerstreute Steine übrig, welche vom Volk für die Trümmer jenes Grabdenkmals gehalten werden, und noch immer kommen die Mädchen der Umgegend, um grüne Zweige und Blumenkränze für die beiden Liebenden dort niederzulegen (Amélie Bosquet, La Normandie romanesque et merveilleuse, Paris 1845, p. 459).

Den hochpoetischen Zug des Tai, daß der Jungherr in der fernen Medizinerstadt Salern einen Wundertrank holt, den er aber im trotzigen Selbstvertrauen jugendlicher Liebe ungenützt läßt, hat die moderne Volkssage vergessen. Einen ähnlichen Wundertrank, aus Enzian bereitet, trinkt ein Held des Mahabharata, Simasena, wodurch sich seine Kraft verdoppelt (Holtzmann, Indische Sagen, 2. Aufl. Stuttgart 1854, I, 128). Aus einem Horn, das ihm elbische Wesen darreichen, trinkt der Dänenheld Svend Felding oder Fälling Zwölfmännerstärke (Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl., p. 508, N. 3). Vom wunderbar kräftigenden Wasser eines Moors in der Grafschaft Stafford erzählt Gervasius von Tilbury. Zugleich nennt er die Kräuter, wodurch das im Kampfe mit der Schlange ermüdete Wiesel seine Kräfte erneut (Gervasius-Liebrecht p. 25). Noch heute giebt es in China und Japan ein hochberühmtes Stärkungsmittel, ginseng genannt; die beste Art kommt aus Korea (Mitford, Geschichten aus Alt-Japan, übersetzt von Kohl, Leipzig 1875 II, 101).

1) Pistre ist das heutige Dorf Pitre an der Seine, drei Meilen oberhalb Rouen, gegenüber der Stadt Pont de l'Arche. Es war dort ein altes königliches Schloß.

2) Die Muhme des Königskindes ist also eine jener medizinkundigen Frauen, woran es der Schule von Salerno seit den Tagen der berühmten Trotula nie gemangelt hat. Unter dem Namen der mulieres Salernitanae sind uns zahlreiche Rezepte erhalten, welche sich vorzugsweise auf Kosmetik und Therapie von Frauenkrankheiten beziehen (s. Renzi, Storia documentata della scuola medica di Salerno, Napoli 1857, p. 205 f.).

Frene.

Lai del Freisne s. Roquefort, Marie de France I, 138 ff. — Warnkes Ausgabe der Lais p. 54 ff.: Le Fraisne. — Eskiu liodh s. Strengleikar p. 15 ff. 99 ff.

Eine schöne, leider unvollständige englische Uebersetzung aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, Lay le Freine, s. Weber, Ancient metrical Romances, Edinburgh 1810, I, 357 ff. — Varnhagen in Wülckers Anglia III, 415 ff. — Die Einleitung ist dieselbe wie im Sir Orfeo (vergl. Wolf, Lais p. 11).

Das Lai von Frene bietet uns ein Seitenstück zu dem Märchen von der wahren und der falschen Braut. Hier sind die beiden Bräute Schwestern, von denen die eine, frühe dem Elternhaus entrissen, eines Herren Geliebte wird, der später die andere als ebenbürtige Gemahlin heimführt. Die Getreue wartet bei der Hochzeit auf, wird aber noch rechtzeitig erkannt und dem Geliebten vermählt. Dieses Märchen, das Marie einer bretonischen Volksballade nacherzählt, lebt noch heute im niederländisch-deutschen Volkslied von Schön Adelheid (Hoffmann von Fallersleben, Horae Belgicae, Hannover 1857, II, 164. — Mittler, Deutsche Volkslieder, Marburg und Leipzig 1856, p. 272, N. 333), im schottischen Volkslied von Lord Thomas and fair Annie (W. Scott, Minstrelsy of the Scottish Border, 3. edition, Edinburgh 1806, III, 38. — F. J. Child,

English and Scottish Ballads, Boston 1857, III, 191) und im dänischen und schwedischen Lied von der schönen Anna (Die verschiedenen Fassungen s. Svend Grundtvig, Danmarks Gamle Folkeviser, Kjöbenhavn 1877, V, 13 ff. — Arwidsson, Svenska Fornsånger, Stockholm 1834, I, 291. Rosa Warrens, Schwedische Volkslieder der Vorzeit, Leipzig 1857, p. 65.). Alle diese Lieder unterscheiden sich von unserem Lai dadurch, daß die Heldin als Kind von Räubern gestohlen wird, ihrem Geliebten sieben Söhne gebiert und schließlich von der vornehmen Braut als ihre Schwester erkannt wird. Aehnlich, nur daß das Geschwisterverhältnis der beiden Bräute vergessen ist, lautet das schöne isländische Volkslied Kvaedi af herra Birni og Ingigerdi: Björn, der lange mit seiner Geliebten Ingigerd zusammengelebt hat, reitet aus, um die Königstochter Engilborg zur rechtmäßigen Gemahlin zu nehmen. Er schärft der Geliebten ein, daß sie im goldverbrämten Pelz vor die Braut trete und sich Margret, seine Schwester, nenne. Die Braut reitet ins Gehöft, und Ingigerd schenkt ihr den Wein. Warum fallen ihr die Thränen auf die Wange? fragt die Braut. — Sie schmachtet nach ihrem Bräutigam, sagt Björn. Nachts zieht Ingigerd ihrem Herrn die goldgeschmückten Schuhe aus und breitet über das Brautpaar das weiße Linnen: Schlafet ihr beide in süßer Ruh, und niemals treffe euch Pein! — Warum fallen ihr die Thränen auf die Wange? fragt wieder die Braut, wie wenn sie deine Liebste gewesen wäre? — Ich vermag es vor deiner Weisheit nicht zu verhehlen: es ist Frau Ingigerd, die mir verlobt war. — Da steht Engilborg auf und heißt Ingigerd sich zu Björn legen. Sie schenkt ihr all das rote Gold, das sie mitgebracht hat, und reitet als Jungfrau von dannen (Firmenich-Richartz, Volksdichtungen nord- und südeuropäischer Völker alter und neuer Zeit, Berlin 1867, p. 38).

1) Zwillings- und Drillingsgeburten haben von jeher die Phantasie der Menschen aufgeregt. Bei einzelnen Völkern werden sie als Wunder bestaunt und mit Entzücken begrüßt; bei der großen Mehrzahl aber gelten sie als Unglück und Schande. Der Wahn, der darin einen Beweis ehelicher Untreue sieht, ist weit verbreitet. Schon das Altertum kannte ihn (s. Ploß, Das Kind in Brauch

und Sitte der Völker, 2. Aufl. Leipzig 1884, II, 265). Unter den modernen Naturvölkern herrscht er ganz besonders bei den Negern von Guinea (s. Demeuniers Esprit des Usages, Londres 1785, I, 269. Lubbock, Die Entstehung der Civilisation, deutsch von Passow, Jena 1875, p. 27) und in Amerika bei den Indianern von Guyana (Ploß a. a. O. 274), bei den Salivas zwischen Orinocco und Amazonenstrom (Ploß a. a. O. Peschel, Völkerkunde, 6. Aufl. von Kirchhoff, Leipzig 1885, p. 244, N. 5) und bei den Chibchas in Neu-Granada (Ploß a. a. O.). In der Regel fällt diesem Wahn eines oder die ganze Zahl der Kinder, zuweilen, wie an der Küste von Guinea, auch die Mutter zum Opfer. (Ploß 267, 2. W. Schneider, Die Naturvölker, Paderborn und Münster 1885, I, 508, 5). Vergl. Karl Haberland, Der Kindermord als Volkssitte, im Globus, Braunschweig 1880, XXXVII, 25 ff. 55 ff. 72 ff.

Daß dieser Glaube auch dem mittelalterlichen Europa nicht fremd war, aber hier von der öffentlichen Meinung verworfen wurde, das beweist uns außer unserem Lai jene große Anzahl fast gleichlautender Sagen, wornach eine Frau, die einer andern wegen Zwillingsgeburt den Vorwurf ehelicher Untreue macht, dadurch bestraft wird, daß sie selber zwei oder mehr Kinder zugleich gebiert, worauf sie aus Scham vor dem Gespötte der Welt oder aus Furcht, jener Vorwurf möchte von ihrem Manne nun gegen sie selbst erhoben werden, die Kinder bis auf eins unter dem Vorgeben, es seien junge Hunde, ertränken lassen will, was jedesmal durch das Dazwischentreten ihres Mannes oder einer dritten Person verhindert wird (Ausführliches hierüber s. R. Köhler in Warnkes Ausgabe der Lais p. LXIV ff.). Wo es sich darum handelt, auffallende Familiennamen wie Welfen, Hunde, Hondelingen, Rüden, Trazegnies (als Treize nés gedeutet) oder ein Wappenzeichen mit Hundsköpfen u. dergl. zu erklären, da tritt unfehlbar diese Sage ins Mittel. Ihre bekannteste Anwendung fand sie bei den Welfen. So hieß die berühmte schwäbische Familie nach dem in ihr beliebten Mannsnamen, entsprechend den „Ratpotonen“ und „Bertholden“ von Andechs, den „Ekkeharten“ von Meißen u. a. Der Mannsname Hwelfo war die Koseform eines mit hwelf zusammengesetzten Vollnamens wie Welfhart,

Bernwelf, Dagwelp, Hrothwelf (Förſtemann, Altdeutſches Namenbuch, Nordhauſen 1856, I, 765). Dieſe Ableitung wurde aber vergeſſen; das Sprachgefühl empfand nur noch die appellative Bedeutung von hwelf, junges Tier (wie das altfranzöſ. faon), und rief nun die erklärende Sage zu Hilfe.

2) Frêne, altfranz. freisne, fraisne, vom lat. fraxinus Eſche. Der nordiſche Ueberſetzer fügt hinzu, man habe das Rind Eskia getauft, weil das der ſchönſte Name in franzöſiſcher Sprache ſei (Strengleikar p. 18). Aehnlich wird in badiſcher Sage ein Rind Dold genannt, weil es nach einer ſintflutartigen Ueberſchwemmung in der Dolde, dem Wipfel, einer Eiche gefunden wurde (Baader, Volksſagen aus dem Lande Baden, Karlsruhe 1851, p. 63. — Grimm, Mythologie, 4. Aufl., p. 821). Frenes Schweſter heißt La Coldre, neufranzöſ. coudre, vom lat. corylus Haſel, altnordiſch Hasla. Dieſe beiden Schweſternamen Le Freisne und La Coldre ſind auf altem Märchengrund gewachſen. Vergl. J. Grimm, Frauennamen aus Blumen (Kleinere Schriften, II, 366 ff. 897).

3) Dol iſt eine Stadt in der Oberbretagne. Da unter Guruns Lehensleuten auch der Erzbiſchof dieſer Stadt ohne weitere Bemerkung genannt iſt, ſo kann das Gedicht nicht ſpäter als 1199 fallen: denn am 1. Juni dieſes Jahrs wurde das Erzbistum Dol von Innocenz III aufgehoben und dem Erzbistum Tours einverleibt (Gautier, Epopées III, 2. édition, 358, N. 3). Im Roman von Aquin ſpielt ein Erzbiſchof von Dol, Yſoré, die Rolle Turpins.

4) Die Einweihung des Brautbettes war in Frankreich allgemeiner Brauch. Der Biſchof legte die Stola um und ſegnete das Bett nach dem Abendeſſen, in der Regel, bevor das Paar ſich niederlegte (ſ. Aye d'Avignon, p. p. Guessard et P. Meyer, Paris 1861, p. 127. — Zwei Erzbiſchöfe bei der Hochzeit Karls des Großen ſ. Girard de Viane, p. p. Tarbé, p. 40. — Berte aus grans piés 326. 380 ff. — Blonde d'Oxford 4771). Zuweilen geſchah die Einweihung erſt, nachdem das Brautpaar ſchon zu Bette gegangen war (z. B. Durmart li Galois 15155. — Floriant et Florete 6264. — Couldrette, Livre de Lusignan 1198, bei Fr. Michel, Mellusine p. 56). Das kam auch in Deutſchland vor, nach einem Gedicht aus der erſten Hälfte

des 13. Jahrhunderts, wo es von Kaiser Heinrich II und seiner Gemahlin heißt: Man brachte sie zu Bette; die Bischöfe bedeckten sie mit dem Brautsegen (Ebernand von Erfurt, Heinrich und Kunigunde 877, herausg. von Reinh. Bechstein, Quedlinburg und Leipzig 1860, p. 39). Die Einsegnung des Bettes vor dem Beilager war auch im mittelalterlichen England Brauch (Chaucer, Canterbury Tales 9695) und geschieht noch heute mit großer Feierlichkeit im katholischen Oberschwaben (Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch, Leipzig 1871, p. 245. 138. — Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, Freiburg 1861, II, 334. 336. 362. 401). Segensformeln aus mittelalterlichen Ritualen s. Du Méril, Etudes p. 25.

5) Daß Irene, bevor sie mit der vornehmen Dame spricht, den Mantel ablegt, verlangt die höfische Sitte. Als Hartmanns Erec den ehrwürdigen alten Edelmann in seinem halbzerfallenen Hause sitzen sieht, bindet er sein Pferd an, legt sein Gewand, d. h. seinen Mantel, darauf und naht sich ihm mit auf der Brust gekreuzten Händen (v. 295 ff. Vergl. Mantel mautaillez bei Montaiglon, Recueil III, 5). Wer dieses desafubler versäumt hätte, der hätte nach den höfischen Dichtern geradezu für einen Narren gegolten: Ostent les mantiaus de lor cos, que l'an ne les tenist por fos (Crestien, Cliges 315, Ausg. von W. Förster, Halle 1884, p. 13; ebenso Joufrois de Poitiers 275). Stand man in der Mitte des Saales, so ließ man den Mantel einfach zu Boden fallen (s. Joufrois 2219. Floriant et Florete 5151). Stolze Gäste ließen dann die abgeworfenen Mäntel unbeachtet am Boden liegen, wie die Normannen im Kaisersaal von Byzanz im J. 1035 (Wace, Roman de Rou II, 154, 3081 ff. Fr. Michel, Floriant p. LVII), die Abgesandten des Aimeri von Narbonne im Saale des Lombardenkönigs (G. Paris, Romania IX, 515 ff. Nyrop, Oldfranske Heltedigtning 136), der junge Olivier vor Kaiser Karl (Girard de Viane p. 103).

Elidûc.

Lai d'Eliduc, s. Roquefort, Marie de France I, 400 ff. — Warnkes Ausgabe der Lais, p. 186 ff. — Es fehlt in der nordischen Uebersetzung.

Der Name in der Form Aliduc findet sich auch bei Gottfried von Monmouth: Aliduc de Tintagol (X, 5, 32, Ausg. von San Marte p. 146 und 407).

Der neuere Titel des Harfenliedes war nach der Handschrift (v. 22.) Guildeluëc ha Guilljadun. Das ist bretonisch: ha oder hag, cornisch ha, kymrisch ha, hac, a, ag, irisch acus, agus, gaelisch agus, heißt „und", = lat. ac.

1) Toteneis, wo Elidûc landet, ist das heutige Totneß in Devonshire, am Dart oberhalb Dartmouth gelegen, als Landungsplatz oft genannt. Dort soll auch der fabelhafte Brutus den britischen Boden betreten haben, s. Gottfried von Monmouth I, 15, 58; vergl. IV, 16, 13 (Ausg. von San-Marte p. 17. 57 und 201).

2) Das Teppichzimmer, la chambre encurtinée, worin Elidûc bei dem Bürger einquartiert wird (v. 135), ist das schönste Zimmer des Hauses, dessen Wände mit aufgehangenen Teppichen geschmückt sind: cortines, mhd. umbehenge, sperlachen, s. Alwin Schultz, Das höfische Leben I, 62 f.

3) Ueber den alten Glauben, daß die Anwesenheit eines Schuldbeladenen im Schiffe Verderben bringe, s. R. Köhler in Warnkes Ausg. p. C ff.

4) Die Geschichte vom Wiesel und dem wiederbelebenden Kraut ist ein uralter Märchenzug. Nach Apollodor (Bibliotheca III, 3, 1) wurde Polyidos als ein antiker „Arzt wider Willen" bei dem toten Glaukos, dem Söhnlein des Minos, eingeschlossen mit dem Befehl, ihn wieder lebendig zu machen. Er sah eine Schlange auf den Leichnam zukriechen und tötete sie durch einen Steinwurf; bald kam eine zweite Schlange und holte ein Kraut, womit sie jene wieder auferweckte. Polyidos legte das Kraut auf den toten Knaben, und alsbald kehrte ihm das Leben zurück. — Sophokles und Euripides haben diesen Stoff dramatisch behandelt (Rohde, Der griechische Roman, Leipzig 1876, p. 125, Anm.). Zuweilen tritt an

die Stelle des Polyidos Asklepios, dessen Attribut, die an seinem Stabe sich emporwindende Schlange, auf diese Sage zurückgeführt wurde (Hygini Poeticon Astronomicon, II, 14). Nach lydischer Ueberlieferung wurde auf dieselbe Weise die Wunderkraft des Krautes balis oder ballis erkannt, wodurch der König Tylon, der an einem Schlangenbiß gestorben war, vom Tode auferweckt wurde (Plinius, Historia naturalis XXV, 2, 5, nach dem lydischen Geschichtschreiber Xanthos; vergl. Rohde a. a. O. 126, Anm.). Daran schließt sich, was Quintus Curtius von Alexander dem Großen erzählt: als er einst bei dem schwerverwundeten Ptolemäus einschlief, sei ihm im Traume eine Schlange erschienen, die ihm ein Kraut, das sie im Maule trug, als Heilmittel angeboten habe; das Kraut sei nach der Beschreibung des Königs wirklich gefunden worden und habe Ptolemäus in kurzer Zeit hergestellt (De gestis Alexandri Magni, IX, 8, 26). Das altgriechische Märchen kehrt wieder in einem byzantinischen Roman des zwölften Jahrhunderts, Rhodanthe und Dosikles von Theodorus Prodromus: da wird Rhodante, die durch einen Zaubertrank ihrer Nebenbuhlerin Myrilla wie Eliduc's Geliebte in todesähnlicher Erstarrung liegt, durch Auflegen eines Krautes wieder zu sich gebracht, womit sich eine Bärin ein erstarrtes Glied geheilt hat (Rohde a. a. O. 529, Anm. 2). Im Talmud ist es ein Edelstein, mit dem eine Schlange ihre tote Gefährtin ins Leben zurückruft (Eisenmenger, Entdecktes Judenthum, Königsberg 1711, I, 408). Das den Schlangen abgewonnene Wunderkraut kehrt in zahlreichen Märchen wieder, z. B. im Novellino N. 12 (D'Ancona in der Romania III, 190), in Basiles Pentamerone I, 7 (übers. von Liebrecht, Breslau 1846, I, 99. 109), im deutschen Märchen von den drei Schlangenblättern, wo der junge König ganz wie Polyidos mit der Leiche seiner Gattin im Grabgewölbe eingeschlossen wird (Grimm, Kinder- und Hausmärchen N. 16). Im neugriechischen Märchen aus Syra schlägt eine Schlange die andere so gewaltig mit dem Schweife, daß diese in zwei Stücke zerspringt. Die Stücke aber laufen nach einem in der Nähe stehenden Kraut, wickeln sich darein und wachsen so wieder zusammen. Mit dem Kraute wird sodann ein enthaupteter Jüngling wiederbelebt (Hahn, Griechische und albanesische Märchen, Leipzig 1864,

II, 274). Mit Hilfe eines einer Schlange abgenommenen Wunderkrautes setzen auch die hilfreichen Tiere im walachischen Märchen von Petru Firitschell, einer Variante des deutschen Märchens von den zwei Brüdern (Grimm, Kinder- und Hausmärchen N. 60), ihrem Schützling den abgehauenen Kopf wieder an (Schott, Walachische Märchen, Stuttgart und Tübingen 1845, p. 142), ähnlich in der litauischen Variante dieses Märchens bei A. Schleicher (Litauische Märchen u. s. w. Weimar 1857, p. 57. 59). In Chaucers Dream bringt ein Vogel das Kraut, um seinen Gefährten, der sich an einer Fensterscheibe den Kopf eingerannt hat, wieder zu beleben (Poetical Works, ed. Nicolas, London 1867, III, 295 ff.). Wie in unserem Lai spielt das Wiesel diese Rolle in der Geschichte von Sigmund und Sinfiötli in der Völsungasaga c. 8 (Sagens Altdeutsche und altnordische Heldensagen, Band III, umgearbeitet von Edzardi, Stuttgart 1880, p. 52 f.). Daß das Wiesel seine getöteten Jungen durch ein aufgelegtes Kraut — crocei cujusdam floris beneficio — wieder lebendig mache, bemerkt auch Giraldus Cambrensis (Topographia Hibernica, I, 27; Opera ed. Dimock V, 60), ebenso sein Zeitgenosse Alexander Neckam, noch früher der Dichter der Fecunda ratis im 11. Jahrhundert (s. Voigt in Haupts Zeitschrift XXIII, 310). Vergl. die Nachweise, welche Reinhold Köhler aus den Schätzen seiner Belesenheit beisteuert, Warnkes Ausg. p. CIV ff.

Die Wiesel gelten für zauberhafte Tiere und heißen daher in Cornwall fairies (Jahrbuch für romanische und englische Litteratur, Berlin 1861, III, 156, Anm. 1). Vergl. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, München 1848, II, 189. 338 ff. 359 f. 370 ff. — Wolf, Hessische Sagen, Göttingen 1853, N. 98. — Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, 2. Aufl. Bonn 1864, p. 487. 550. — Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl. p. 254. — De Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie, übers. von Hartmann, Leipzig 1874, p. 379. — E. Rolland, Faune populaire de la France, Paris 1877, I, 50 ff. — Liebrecht, Gervasius p. 23. 113. Zur Volkskunde, Heilbronn 1879, p. 329 N. 146. — Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 4. Aufl. Berlin 1885, p. 376 ff.

Entgegen dem alten Sprichwort glaubte die Vorzeit,

daß für den Tod wirklich ein Kraut gewachsen sei. Es war das Kraut Vischalya, das der Affenkönig Hanuman vom Drusinagebirge holte, um den tödlich verwundeten Lakschmana, den Bruder Ramas, zu retten (Wilson, Theater der Hindus, deutsch von O. L. B. Wolff, Weimar 1828, II, 244). Daher sandte nach Firdusis Erzählung der große Sassanide Khosru Anuschirwan (531—79) seinen gelehrten Arzt Barzujeh nach Indien, um dort im Gebirgsland jenes „wie eine Schwertklinge strahlende Kraut" zu suchen (die Stelle des Schachnameh über Barzui, mitgeteilt von Silvestre de Sacy, s. Notices et Extraits des Manuscripts de la Bibliothèque du roi, Paris 1818, X, 147 ff. — Lassen, Indische Altertumskunde, Bonn 1847, IV, 899). Ueber ähnliche Vorstellungen der Griechen und Römer s. Rohde a. a. O. p. 126, Anm.

Der bunte Zelter.

Lai du vair palefroi s. Barbazan-Méon, Fabliaux I, 164 ff. — Montaiglon, Recueil I, 24. II, 276.

Als Verfasser nennt sich Huon le Roy, ein nordfranzösischer Spielmannskönig des 13. Jahrhunderts, von dem wir nichts weiter wissen (s. Hist. litt. XXIII, 115).

Eine ähnliche Erzählung findet sich unter jenen 32 neuen Phädrusfabeln, welche im Jahr 1808 zu Neapel in einer Handschrift des bekannten Humanisten Perotti gefunden wurden, der als Erzbischof von Manfredonia im Jahr 1480 starb und über deren Echtheit trotz Heynes Verdikt noch immer die Meinungen schwanken. Die 15. dieser neuen Fabeln erzählt von einem Mädchen, um das ein reicher und ein armer Jüngling freiten. Der reiche Werber trug den Sieg davon, und bald entfaltete sich der Brautzug, der die Jungfrau in seine vor der Stadt gelegene prächtige Villa geleiten sollte. Vor der Schwelle ihres Hauses stand zufällig der Esel, der dem armen Freier bei seinem Geschäft zu dienen pflegte. Den führten die Mägde der Braut vor, damit sie ihre zarten Füße schone. Während sie dahinritt, sandte Venus, die sich des Armen

erbarmte, ein greuliches Unwetter; Hagel und Regen zersprengte den Brautzug, und jeder suchte sein Heil in jäher Flucht. Der Esel aber lief den gewohnten Weg zum Hause des armen jungen Mannes. Auf sein Geschrei liefen die Diener heraus, sahen mit Staunen die schöne Jungfrau und meldeten sie ihrem Herrn, der eben mit einigen Freunden beim Becher den Liebesgott anrief. Nun war sein Leid in Freude verwandelt; Bacchus und Venus vereint gaben ihm den Gedanken ein, daß er sich unter dem freudigen Zuruf der Genossen mit der Jungfrau vermählte. Die Eltern ließen die Verlorene durch den Ausrufer suchen. Als aber bekannt wurde, was geschehen war, begrüßten es alle als eine Gunstbezeugung der Himmlischen (Phaedri Fabularum Aesopiarum Libri quinque, publ. Schwabe et Gail, Parisiis 1826, II, 517).

In den Cent nouvelles nouvelles, N. 31, besteigt ein junger Knappe ein vor der Thüre seines Freundes haltendes Maultier, läßt ihm die Zügel und gelangt so zur Geliebten des Freundes, deren Wohnung ihm dieser bis dahin sorgfältig verheimlicht hat (p. p. Th. Wright, Paris 1858, I, 183 ff.).

Eine freie dichterische Bearbeitung der altfranzösischen Novelle vom Zelter gab uns Julius Grosse (Der graue Zelter, s. seine Epischen Dichtungen, München 1861, p. 141 ff.).

Der Zelter (mhd. zelter, zeldendez phert, nach einer asturischen Pferderasse thieldo benannt, lat. paraveredus, palefridus, franz. palefroi, engl. palfray) war das Reitpferd der Damen, der Geistlichen und der ungewaffneten Ritter, im Gegensatz zum Streithengst (mhd. ros, ors, rârit, engl. stede, altfranz. destrier, lat. dextrarius, weil er auf dem Marsche vom Ritter oder seinem Knappen an der rechten Hand geführt wurde). Wer auf dem Zelter ritt, gab damit zu erkennen, daß er in friedlicher Absicht komme; daher Kaiser Friedrich Rotbart verordnete, wenn ein fremder Ritter, der auf einem Zelter, ohne Schild und Waffen sich einer Burg nähere, verletzt werde, so sei das Friedensbruch; sitze er aber auf einem Streitroß und habe den Schild am Hals und die Lanze in der Hand, so breche, wer ihn verletze, den Frieden nicht (Ottonis Frisingensis Episcopi et Ragewini Gesta Friderici Impera-

toris, L. III, c. 26 f. Mon. Germ. XX, 431, 36). Auch als Jagdpferd wurde der Zelter verwendet: Karl der Große reitet im Girard de Viane (p. p. Tarbé, p. 166) auf einem langmähnigen Zelter (palefroi crenu) zur Jagd. Nur ganz ausnahmsweise werden Zelter auch in Schlachtschilderungen genannt, wie im Bauduin de Sebourc (Chant XIII, 727). Sprichwörtlich waren die nordischen Zelter, palefrois norrois (Dit de l'apostoile bei Le Roux de Lincy, Livre des proverbes français I, 196. Crapelet, Proverbes et dictons populaires, Paris 1831, p. 114); sie wurden aus Dänemark nach Flandern eingeführt (Crapelet p. 131). Vergl. Bangert, Die Tiere im altfranzösischen Epos, Marburg 1886, p. 8 ff.

Was die Farbe der Rosse betrifft, so standen zwar die einfarbigen, vor allen die fleckenlos weißen, obenan; doch war auch die Buntheit im farbenfrohen Mittelalter nicht unbeliebt. Man denke an das Roß Enidens in Hartmanns Erec (1285 ff.); das ist links blendend weiß, rechts schwarz, und über den Rücken läuft ein grüner Streif; das weiße Ohr wird von einem schwarzen, das schwarze von einem weißen Ringe eingeschlossen. Ebenso ist Flores Zelter auf der einen Seite weiß, auf der andern rot, und dazwischen läuft von der Stirn über das Rückgrat ein schwarzer Streif (Flore und Blanscheflur von Konrad Fleck, herausg. von Sommer, Quedlinburg und Leipzig 1846, p. 92, v. 2745 ff.). Noch bunter ist das Roß Camillens bei Benoit de Sainte-More und Heinrich von Veldeke (s. Eberts Jahrbuch für romanische und englische Litteratur, Berlin 1860, II, 15). Diese bunten Rosse scheinen übrigens nur in der vornehmen Welt Mode gewesen zu sein; das Volk, wenigstens in späterer Zeit, hielt nicht viel davon, wie das Sprichwort beweist: Buntes Pferd verkauft man gern (s. Jähns, Roß und Reiter, Leipzig 1872, I, 43. 47). So buntscheckig dürfen wir uns jedoch Herrn Wilhelms Zelter nicht vorstellen. Seine Schönheit besteht darin, daß an ihm die einzelnen Haare bunt gemischt sind, so daß er in einer unbestimmten Farbe schillert. (Vergl. Boehmer, De colorum nominibus equinorum, in seinen Romanischen Studien, Straßburg 1875, I, 244 ff., bes. 262 ff.).

Wie die Eigennamen der Rosse meist ihrer Farbe entnommen wurden, so begegnen wir in den Dichtungen

neben Blanchard (Schimmel), Morel (Rappe), Fauvel (Fuchs), Sorel (braungelb), Liart (hellgrau), Baiard (hellbraun), Ferrant (eisengrau), Bauzant (Scheck) auch dem Pferdenamen Vairon; so heißt z. B. das Roß Baudoins in Bodels Chanson des Saxons (p. p. Fr. Michel, Paris 1839, I, 230. 243), das des Partonopeus (Partonopeus 6881. 6893), das Renarts von Dammartin (Jubinal, Nouveau Recueil de Contes, Dits et Fabliaux, Paris 1839, II, 23) u. a. (vergl. Bangert, a. a. O. p. 44).

1) Die Ritter der Champagne standen in hohem Ansehen; ihre Tüchtigkeit war sprichwörtlich (s. Dit de l'Apostolle bei Le Roux de Lincy, Livre des proverbes français, Paris 1842, I, 219).

2) Ueber die alten Wälder der Champagne s. A. Maury, Les forêts de la France dans l'antiquité et au moyen-âge, Paris 1856, p. 151 ff.

3) Da nach Turnierrecht die Rüstung und das Roß des Gefangenen dem Sieger gehörten und der Gefangene sich selbst durch eine Geldsumme lösen mußte, so wurde der turnei umbe guot bald eine rücksichtslos ausgebeutete Erwerbsquelle. Es gab eine eigene Klasse von Rittern, welche auf ihre Gewandtheit in den Waffen vertrauend als Landfahrer von Turnier zu Turnier zogen, um sich mit ihrem Schilde den Lebensunterhalt zu verschaffen (s. Liedner, Das deutsche Turnier im 12. und 13. Jahrhundert, Berlin 1881, p. 20). In Deutschland standen besonders die Osterherren, die Ritter von jenseits der Saale, im Rufe, daß sie nur „um Gut" turnierten (ebenda 18). Ein geschickt gehandhabtes Turnierschwert ernährte seinen Mann; daher führt eines den bezeichnenden Namen Gagnepain (Pélerinage du Monde s. Le Grand d'Aussy, Fabliaux, 3. édition, I, 251). Bauduin von Sebourc gewinnt an einem Vormittag nicht weniger als 20 Rosse (Chant III, 811); Amadas erobert auf seiner Turnierfahrt im ganzen 600 Rosse (Amadas et Ydoine 1470, p. p. Hippeau, Paris 1863, p. 52). In Zeiten, wo es weder Kriege noch Turniere gab, kamen die „armen Ritter", die auf die Beute angewiesen waren, in eine sehr bedrängte Lage, wie der Ritter im Fableau bei Barbazan-Méon III, 410, v. 37. Andererseits geschah es nicht selten, daß begüterte Ritter durch ihre Leidenschaft für das Turnier vollständig ver-

armten (s. Jubinal, Nouveau Recueil I, 174). In welch abgehaustem Zustand einzelne Ritter, denen das Glück der Waffen nicht hold war, den Turnierplatz verließen, zeigt uns Drouins Schelmenroman an dem Neffen des Herzogs von Burgund, den sein Sieger rein ausplündert und im dürftigsten Aufzug auf einer hinkenden wurmkranken Mähre heimschickt (Trubert 1539 ff. bei Méon, Nouveau Recueil I, 240).

4) Gallardon ist ein Städtchen in der Beauce zwischen Chartres und Paris, in unserem Jahrhundert bekannt geworden durch den Bauern Martin, jenes für den Wandel der Zeiten so charakteristische Gegenstück zur Jungfrau von Orleans: er empfieng wie sie Offenbarungen von Engeln und verkündete dieselben im Jahr 1816 dem König Ludwig XVIII, wurde aber dafür von diesem ins Irrenhaus gesperrt (s. A. Maury, Essai sur les légendes pieuses du moyen-âge, Paris 1843, p. 257 f.).

Der Ritter mit dem Fässlein.

Du Chevalier au barizel s. Barbazan-Méon I, 208 ff.

Die Quelle dieser schönen Bußlegende, worauf sich der ungenannte Dichter v. 998 beruft, ist mir nicht bekannt. Die Vitae Patrum (Migne, Patrologia latina LXXIII. LXXIV), welche so manche wunderbare Bekehrung erzählen, haben diese Legende nicht. Im 14. Jahrhundert wurde unser Gedicht in französische Prosa umgesetzt (Histoire littéraire XXIII, 167).

1) Moriane ist das dalmatinische Küstenland, das in den deutschen Volkssepen von Hug- und Wolfdietrich und im Spielmannsgedicht von König Rother vielgenannte Herzogtum Meran. Dux Meraniae war der Titel der Dachauer Grafen um die Mitte des 12. Jahrhunderts und seit 1178 der ihrer Erben, der Berthold von Andechs (Heigel und Riezler, Das Herzogtum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Ottos von Wittelsbach, München

1867, p. 209). Die tirolische Stadt Meran, welche zum erstenmal im Jahr 1239 urkundlich genannt wird, hat damit nichts zu thun (s. Müllenhoff in Haupts Zeitschrift VI, 449).

Der Tänzer unsrer lieben Frau.

Del tumbeor Nostre-Dame, herausg. von W. Förster in der Romania II, 315 ff. Die Handschriften s. Monmerqué et Michel, Lai d'Ignaures p. 35 ff. Gröber in der Zeitschrift für romanische Philologie IV, 88. Das Gedicht ist aus dem Ende des 12. Jahrhunderts.

Die Quelle ist unbekannt. Eine abweichende Gestalt der Legende überliefert Gautier von Coincy in seinem Miracle Nostre Dame de Sardenay (v. 885 ff. Ausgabe von Poquet Sp. 868). Da ist es ein Kartäusermönch, der sich so lange vor dem Marienbild auf nackten Knien im Gebet abarbeitet, bis ihm der Schweiß von der Stirne rinnt und die heilige Jungfrau vom Himmel niedersteigt, um ihm mit ihrem zarten, schneeweißen Handtuch (touvaille) das Angesicht abzuwischen.

Der arme Schüler.

Le povre Clerc s. Méon, Nouveau Recueil I, 104. — Montaiglon, Recueil V, 192.

Von diesem Schwanke giebt es zwei verschiedene, parallel laufende Fassungen: in der einen tritt der Held als Erzähler, in der andern als Zauberer auf.

Jene, die ältere, kennen wir seit dem 13. Jahrhundert aus unserem Fableau und aus einem Gedichte des Strickers (Kleinere Gedichte von dem Stricker, herausg. von Hahn, Quedlinburg und Leipzig 1839, p. 9 ff.). Diese beiden Dichtungen, da keine die unmittelbare Vorlage der andern

gewesen sein kann, gehen auf ältere, ohne Zweifel mündliche Ueberlieferungen zurück. Beim Stricker ist es der Knecht des Bauern, der das Verhältnis der Frau zum Pfarrer beobachtet hat und eines Morgens, als er mit seinem Herrrn ins Holz fahren soll, unter dem Vorwande, er habe seinen Hut und seine Säustlinge vergessen, ins Haus zurücklauft, um die Frau zu belauschen, wie sie eben für den Pfarrer ein Ferkel brät, einen Kuchen (vochenz) backt und eine Kanne mit Met füllt. Da der Knecht nicht zurückkommt, fährt der Bauer unerwartet schnell nach Hause und stört so das Frühmahl der Verliebten. Speise und Met werden in der Eile versteckt, und der Pfaffe kriecht unter eine Bank im Winkel. Der Knecht entschuldigt sich bei seinem Herrn mit dringenden Arbeiten und schlägt ihm vor, sie wollen vor der zweiten Fuhre einen Imbiß einnehmen. Während ihnen die Frau Brot und Käse auftischt, erzählt der Knecht, wie ein Wolf aus der Herde ein Ferkel raubte, so groß wie jenes gebratene, wie er einen Stein gegen ihn aufhob nicht größer oder kleiner als jener Kuchen, wie dem Wolf von dem Wurf so viel Blut entströmte, als Met in jener Kanne sei, und wie das im unwegsamen Gestrüpp sich verkriechende Untier ihn so furchtbar angesehen habe wie jener Pfaffe unter der Bank. Da wird der Pfaffe vom Bauern gebunden und muß sich mit großem Gute lösen, und die Frau erhält eine Tracht Schläge. Der Knecht aber genießt fortan der Liebe des Herrn, weil er die Schuldigen mit solcher Schlauheit zu überführen gewußt hat. — Auf eine andere altdeutsche Bearbeitung des Schwanks wird im dritten Band der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen (3. Aufl. Göttingen 1856, p. 109) hingewiesen: der kündige kneht, in einer Wiener Handschrift (428 N. 62). — In Venedig lebt der Schwank noch heute im Volksmund. Da ist es ein alter Bettler, der von der Frau eines Fischers zurückgewiesen wird und dann ihrem Mann eine Geschichte erzählt von dem Tier, so groß wie der versteckte gebratene Hase, das er mit einem Steine warf, so groß wie der versteckte Käse, worauf es Blut verlor, so rot wie der verborgene Wein, und ein so böses Gesicht machte wie der Pfaffe unterm Bett (Bernoni, Fiabe popolari veneziane, Venezia 1873, p. 33, N. VII. Cosquin Romania X, 552).

Sehr abgeschwächt ist die Erzählung in Basiles Pentamerone (übertragen von Liebrecht, Breslau 1846, I, 253). Hier verstecken zwei Eheleute ihr leckeres Mahl vor ihrem schmarotzenden Gevatter; dieser hat aber alles durch das Schlüsselloch mit angesehen und beginnt nun eine Erzählung wie der arme Schüler, nur daß er statt von einem Wolf von einer furchtbaren Schlange spricht, so groß wie der Aal im Schranke u. s. w. Doch erzielt er damit nicht die gewünschte Wirkung: der erzürnte Wirt jagt ihn mit Scheltreden hinaus. — Mit fremdartigen Zügen vermischt findet sich unser Schwank in einem syrischen Tiermärchen: hier ist es der Fuchs, der, von der Frau zurückgewiesen, die versteckte Speise und den Liebhaber im Kornkrog verrät (Prym und Socin, Syrische Sagen und Märchen, Göttingen 1881, p. 295. Romania X, 553). — Ganz trümmerhaft ist das von Cosquin mitgeteilte lothringische Märchen (Romania X, 551).

Zahlreicher und besser erhalten sind die Darstellungen der jüngeren Form des Schwanks, worin der abgewiesene Fremdling die Rolle des Schwarzkünstlers spielt. Sie stammen aus der Blütezeit der fahrenden Scholaren, dem 15. und 16. Jahrhundert. In Versen wird der Schwank erzählt von Hans Rosenblut (A. von Keller, Fastnachtspiele, Stuttgart 1853, III, 1172 ff.), von Burchard Waldis (Esopus, 4. Buch, 42. Fabel, herausg. von Tittmann, Leipzig 1882, II, 230 ff.), von Eucharius Eyering (Proverbiorum Copia, Eißleben 1601, II, 481 ff.), in dem altschottischen Gedicht The Freirs of Berwik, dem Dunbar zugeschrieben (Pinkertons Ancient Scotish Poems, London 1786, I, 65 ff.), und von dem neueren schottischen Dichter Allan Ramsay (Select Poetical Works, London 1853, p. 34 ff.). Prosadarstellungen finden sich in Michael Lindeners Rastbüchlein von 1558 (Ausgabe von Franz Lichtenstein, Tübingen 1883, p. 16), bei Abraham a Sancta Clara (Judas der Erzschelm s. Sämtliche Werke, Lindau 1872, V, 132 ff.), in der Erzählung „Der Teufelsbanner" von Georg Nicolaus Bärmann (in seinen „Papieren aus meiner bunten Mappe", Berlin 1826), in dem hessischen Märchen vom Bürle (Grimm, Kinder- und Hausmärchen N. 61), und darnach in Andersens Märchen „Der kleine Klaus und der große Klaus" (Sämtliche Märchen, 11. Auflage, Leipzig 1874, p. 45 ff), ferner im englischen Volksbuch von

Fryer Bacon (W. J. Thoms, Early English Prose Romances, London 1858, I, 229 ff.) und beim Herrn von Ouville (Les Contes aux heures perdues, Paris 1651, II, 182 ff.). Dramatisch behandelt wurde der Stoff im Fastnachtspiel von Hans Sachs vom Jahr 1551 (Ausgabe von A. von Keller, Tübingen 1875, IX, 72 ff.), im Zwischenspiel des Cervantes «La Cueva de Salamanca» (Comedias y Entremeses de Miguel de Cervantes-Saavedra, Madrid 1749, II, 304 ff.), in dem französischen Lustspiel «Les Fous divertissants» von Raimond Poisson (1658—1735), woraus Dancourt, der berühmte Komiker Ludwigs XIV, einen Akt für sich herrichtete und unter dem Titel «Le bon soldat» zum erstenmal am 10. Oktober 1691 aufführen ließ (Léris, Dictionnaire portatif historique et littéraire des théâtres, 2. édition, Paris 1763, p. 407. Biographie Universelle, Ancienne et Moderne. Nouvelle édition, Paris, XXXIII, 587), später zu einer komischen Oper verarbeitet: «Le soldat magicien» von Anseaume, dem Souffleur am Théâtre-Italien († 1784), gedruckt als 11. Stück seines «Théâtre, Paris 1766», Musik von Philidor (1726—95), zum erstenmal aufgeführt in Paris am 14. August 1760 (Léris ib. 407. Fétis, Biographie universelle des Musiciens, Paris 1864, VII, 30b. 32a); auch auf deutschen Bühnen gegeben, z. B. in Berlin am 28. April 1785 „Der zaubernde Soldat" (Teichmanns Nachlaß, herausgeg. von Dingelstedt, Stuttgart 1863, p. 409); eine andere Uebersetzung von dem bekannten Mannheimer Buchhändler Christian Friedrich Schwan „Der Soldat als Zauberer, Operette" erschien Mannheim 1772 (Goedekes Grundriß II, 1046). Selbständig verarbeitet wurde der Stoff im deutschen Lustspiel „Der Bettelstudent oder das Donnerwetter", in zwei Akten, von Paul Weidmann (gedruckt im 5. Band der „Neuen Schauspiele, aufgeführt auf dem Churfürstlichen Theater zu München, München und Augsburg 1777"), zum Singspiel verarbeitet von Franz Xaver Huber, komponiert von Peter Winter, zum erstenmal aufgeführt in München 1785 und im selben Jahre zu Prag in tschechischer Sprache von der Bondinischen Gesellschaft (Gothaer Theaterkalender auf das Jahr 1786, p. 184. 168), ein zweitesmal komponiert von Schenck, aufgeführt in Wien 1796, gedruckt Wien 1800 (vergl. Fernbach, Der Theaterfreund, Berlin 1860,

p. 54. Clément et Larousse, Dictionnaire lyrique ou Histoire des Opéras, Paris, p. 264), wieder behandelt in dem Melodrama „Der Bettelstudent", das Matthäus Buchwieser von Sendling bei München als Gymnasist komponierte und während der Ferien 1793 in Tölz mit seinen Mitschülern aufführte (Lipowsky, Bayerisches Musik-Lexikon, München 1811, p. 406), zuletzt bearbeitet von Julius Cornet in dem musikalischen Quodlibet „Der reisende Student oder das Donnerwetter", Musik von A. Methfessel und anderen Komponisten, herausgegeben von Louis Schneider im 1. Bändchen seines „Jokosus, Repertoire für das deutsche Liederspiel, Vaudeville und Quodlibet, Berlin 1838".

Es würde zu weit führen, auf die meist außerordentlich platten jüngeren Lustspiele und Operetten näher einzugehen. Von den älteren Bearbeitungen hat jede ihre eigentümlichen Züge, und keine läßt sich mit Sicherheit als die unmittelbare Quelle der andern nachweisen. Sie scheinen vielmehr alle aus der lebenden Volksüberlieferung geschöpft zu sein. Die Exposition ist dieselbe wie im Fableau. In der Mehrzahl der Fälle ist der um Obdach bittende Fremdling ein fahrender Student; im altschottischen Gedicht sind es zwei weiße Mönche, Jakobiner; im englischen Volksbuch ist es Miles, der Diener des Bacon, beim Herrn von Ouville und in den französischen Dramen ein Kriegsmann, im deutschen Märchen ein Bäuerlein. Die Frau ist in der Regel eine Müllerin, bei Rosenblut, Hans Sachs und im altschottischen Gedicht eine Bäurin. Ihr Liebhaber ist fast in allen Bearbeitungen der Pfarrer des Orts, im altschottischen Gedicht der Superior eines grauen Klosters; der Herr von Ouville hat einen Advokaten, Abraham a Sancta Clara einen Gerichtsschreiber, Andersen einen Küster daraus gemacht. Im Weidmannschen Lustspiel und den darnach gearbeiteten Operetten ist es ein Ingenieurlieutenant und Hydraulikus, der Liebhaber der Müllerstochter. In der Regel wird der Fremdling von der Frau kurzweg aus dem Hause gewiesen, kehrt später selbst zurück oder wird wie im Fableau vom Ehemann zurückgebracht. Bei Eyering wird der „hinfahrende Schüler", im deutschen Märchen das Bäuerlein, im altschottischen Gedicht das Paar der

Mönche von der Frau im Heuschober untergebracht, von wo aus sie dem zurückgekommenen Ehemann ihre Anwesenheit durch Räuspern verraten. Statt zu erzählen, rühmt sich der Fremdling seiner Kenntnisse in der Magie und erbietet sich, seinem Wirte Proben davon zu zeigen. Er zieht seinen Zauberkreis, treibt seinen Hokuspokus und bezeichnet dann die Orte, wo auf seine Beschwörung hin Speisen und Wein erschienen seien. Schließlich hilft er, gutmütiger als der Schüler im Fableau, dem Liebhaber aus der Klemme, indem er ihn als seinen dienstbaren Teufel in Menschengestalt aus dem Versteck hervorkommen und das Haus verlassen heißt. Dabei ruft der Ehemann verwundert: Ei, wie sieht doch der Teufel unserem Pfarrer so ähnlich! Statt mit Schande und Prügeln die Schuldigen zu bestrafen, läßt sich also diese Fassung des Schwanks mit ihren ausgestandenen Aengsten genügen. Nur die drei schottisch-englischen Bearbeiter konnten es sich nicht versagen, dem davoneilenden Teufel vom Ehemann wenigstens einen Schlag versetzen zu lassen.

So vortrefflich die ältere Fassung erfunden und erzählt ist, so verdient doch die jüngere durch die phantastische Komik der Beschwörung und den feineren Humor des Schlusses den Vorzug, dessen sie sich jahrhundertelang bei Dichtern, Erzählern und Librettisten zu erfreuen hatte. Am besten wirkt die einfachste Darstellung, wenn, wie bei Abraham a Sancta Clara, der geängstigte Liebhaber die Beschwörung ohne weiteres versteht und sich zu nutze macht; weniger gut ist es, wenn sich der Teufelsbanner mit dem versteckten Pfarrer auf Latein verständigt, wie bei Waldis und Eyering, oder wenn er gar, wie bei Rosenblut, Hans Sachs und Lindener, die Komödie mit ihm verabredet. Bei Rosenblut und Hans Sachs muß sich der Pfaffe nackt ausziehen, wobei seine Kleider wie im Fableau dem Schüler als Beute zufallen, und sich den ganzen Leib mit Ruß schwärzen; bei Hans Sachs wirft er noch eine Roßhaut über, und es wird ihm dann der Auftrag erteilt, die Speisen und den Wein selbst herbeizubringen, ebenso im Zwischenspiel des Cervantes: da machen sich bei einer Ehefrau und ihrer Zofe zwei Liebhaber, der Sakristan und der Barbier, mit einem hinzugekommenen Studenten von Salamanca eine lustige

Stunde, bis der Ehemann an die Thüre pocht; schnell werden Speisen und Liebhaber versteckt, und der Student läßt darauf als Schwarzkünstler die beiden andern als seine dienstbaren Geister mit einem Korb voll Wein und kalter Küche erscheinen. Bei Waldis nennt der Student seinen Teufel Calcedoni; im englischen Volksbuch heißt er Bemo. Im deutschen Märchen hat das Bäuerlein einen Raben bei sich, von dem es sich als seinem Wahrsager das Versteck der Speisen und des Teufels verraten läßt. Daher kam der Rabe in das verkümmerte lothringische Märchen (Romania X, 551). Andersen machte daraus eine knarrende Roßhaut. Was den poetischen Gehalt betrifft, so gebührt wohl unter allen diesen Bearbeitungen dem altschottischen Gedichte die Palme.

Sankt Peter und der Spielmann.

De Saint Pierre et du Jongleur s. Barbazan-Méon III, 282 ff. — Montaiglon, Recueil V, 65 ff.

Dieses Fableau gehört zu den Schwänken, welche erzählen, warum der Teufel einzelne Personen wie den Schmied von Jüterbok und den Bruder Lustig oder ganze Stände wie die Bauern und die Landsknechte nicht in der Hölle haben will. Den Schwank von den Bauern erzählt Rutebeuf (Le pet au vilain s. Jubinal, Oeuvres complètes de Rutebeuf, nouvelle édition II, 86 ff. Montaiglon, Recueil III, 103), den von den Landsknechten Hans Sachs (Ausgabe von A. von Keller, Tübingen 1870, V, 121). Das Würfeln um Seelen kommt nicht selten in den Legenden vor (Histoire littéraire XXIII, 110). Auch Sans-Souci, der bretonische Bruder Lustig, gewinnt dem Teufel im Kartenspiel alle seine Seelen ab (Luzel, Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne, Paris 1881, I, 325 f.).

Was die Uebersetzung betrifft, so war ich genötigt, bei der Schilderung des Würfelspiels meine eigenen Wege zu gehen, da die Würfelkunde meiner Studentenjahre nicht ausreicht, um die Rechnung des tremerel, das die beiden spielen, zu verstehen.

Eine Bearbeitung des Schwanks in deutschen Knittelversen gab Johannes Scherr in seinem Bildersaal der Weltlitteratur, 2. Aufl. Stuttgart 1869, I, 200.

Aucassin und Nicolette.

Aucassin und Nicolette, neu nach der Handschrift mit Paradigmen und Glossar von Hermann Suchier, 2. Auflage, Paderborn 1881.

Ueber den Roman und die späteren Bearbeitungen s. die Erläuterungen zu meiner Uebersetzung: Aucassin und Nicolette, altfranzösischer Roman, Wien 1865 (bei Schönewerk, dann übergegangen an Rolck in Troppau und von diesem an Gustav Brauns in Leipzig), die Vorrede von Gaston Paris zur neufranzösischen Uebersetzung von Bida (Paris 1878), die Vorrede Suchiers zu seiner Ausgabe und Hugo Brunners Dissertation: Ueber A. und N. Halle 1880.

Die in der Komposition an die spätgriechischen Romane erinnernde Dichtung stammt noch aus dem 12. Jahrhundert. Der ungenannte Verfasser gehörte Nordfrankreich an. Seine Quelle ist nicht bekannt, vielleicht eine orientalische, dem Roman von Flore und Blancheflor verwandte Liebesgeschichte, was besonders der von Brunner entdeckte arabische Ursprung des Namens Aucassin (Al-Kâsim) wahrscheinlich macht. Es zeigt sich nirgends ein geschichtlicher Anhalt. Grafen von Beaucaire hat es nie gegeben.

Die Geistesanmut des Dichters, sein frischer freier Blick ins Leben, sein liebenswürdiger, in der Ironie der Uebertreibung sich gefallender poetischer Uebermut verleihen seiner Erzählung einen unvergleichlichen Jugendreiz bis zu dem Wendepunkt, wo die Geschichte den Boden der Wirklichkeit verläßt und sich nach fabelhaften Ländern verirrt. Da verliert der Dichter mit einemmal den innern Anteil an den Schicksalen seiner Lieblinge und macht sich in leichtfertiger Sorglosigkeit den Abschluß allzu bequem.

So einzig wie die Stimmung des Werks ist auch seine

äußere Form, welche zwischen gesungenen Versen und gesprochener Prosa abwechselt. Die französischen Spielleute unterbrachen wohl auch sonst den recitierenden Vortrag zur Erholung ihrer Zuhörer mit Gesang, indem sie ihren epischen Dichtungen lyrische Lieder, eigene oder fremde, einfügten. Ein Hauptbeispiel ist der Roman de la Violette, zu dessen Empfehlung sein Verfasser ausdrücklich anführt, daß man dabei sowohl lesen als singen könne:

E s'est li contes biaus et gens
Que je vous voel dire et conter,
Quar on i puet lire et chanter (Ausg. von Fr. Michel, Paris 1834, p. 4). Aehnliches haben wir im Roman von der Birne, vom Kastellan von Couci, im Lai d'Aristote, im Dit de la Panthère d'Amours, im Cléomades u. a. In allen diesen Dichtungen handelt es sich aber nur um gebundene Rede; es wechseln gesungene Verse mit gesprochenen. Mischung von Prosa und Poesie findet sich nur im Aucassin. Für diese Form hatte man, wie es scheint, einen eigenen Gattungsnamen: chantefable Singemâre. Name und Sache wäre mit unserem Roman spurlos verschollen.

Vielleicht ist auch diese Form auf ein orientalisches Vorbild zurückzuführen. Denn Abwechslung von Prosa und Versen ist ein eigentümlicher Charakterzug der arabischen, persischen und türkischen Litteratur (Hammer, Geschichte der osmanischen Dichtkunst, Pesth 1836, I, 23), auch in Indien unter dem Namen tschampû eingebürgert (Lassen, Indische Altertumskunde, Bonn 1847, IV, 810). So wurde die Sage von Nal und Damajanti von Trivikrama Bhatta als Roman in Prosa und Versen behandelt unter dem Titel Nalatschampû (Colebrooke, Miscellaneous Essays, new edition by Cowell, London 1873, II, 95). Erzählende Prosa mit eingeflochtenen Gedichten bildete die älteste Form aller arabischen Ueberlieferung und lebt so noch heute im Munde der maurischen Rhapsoden (Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, Berlin 1865, II, 60 f.). Unser Roman unterscheidet sich von den orientalischen nur darin, daß bei ihm die Erzählung auch in den eingestreuten Versstücken (mit einziger Ausnahme des zweiten) fortschreitet, während die Verse der Orientalen rein lyrischer oder didaktischer

Natur sind und ausgelassen werden können, ohne den Gang der Geschichte zu unterbrechen.

Die gesungenen Stücke bestehen im Original aus Tiraden, beliebig langen Reihen von assonierenden siebensilbigen Versen, welche ein kürzerer viersilbiger, bei den Provenzalen bioc oder bordo genannter, Vers abschließt (Wolf, Lais p. 190 N. 23). Ich habe in meiner Uebersetzung statt der Assonanz den unserem Ohr gefälligeren Reim gewählt und die Schlußzeile dem trochäischen Rhythmus der Tirade angepaßt.

Die Tiraden unseres Romans sind die einzigen mit siebensilbigen Versen und die einzigen, wozu die Singnoten erhalten sind (in unser Notensystem umgeschrieben in meiner Uebersetzung, Wien 1865, p. 68).

Da die Verse durch ihr festeres Gefüge vor dem abschleifenden Einfluß der mündlichen Ueberlieferung besser geschützt waren, zeigt ihre Sprache ein altertümlicheres Gepräge als die der erzählenden Prosa.

Beiläufig mag daran erinnert werden, daß die Abwechslung von Versen und Prosa nach dem Vorgange von Boccaccio und Sannazaro durch Opitz mit seiner Hercynie 1630 auch in unserer Litteratur eingeführt wurde. Es folgten, um nur die bekanntesten zu nennen, Fleming mit seiner Festschrift auf die Brockmannsche Hochzeit 1635, Sibylle Schwarz († 1638) mit ihrem Faunus, die Pegnesischen Schäfergedichte 1644, Schirmer mit seiner Schäferei von Thyrsis 1657, Schwieger mit seiner Verführten Schäferin Cynthia 1661.

1) „Blau" steht hier für das unübersetzbare vair: ex vair heißen Augen, welche in unbestimmten Farben schillern, was bei den Franzosen des Mittelalters für die höchste Schönheit gegolten hat.

2) Vizgraf, altfranz. visquens, lat. vicecomes, hieß in der merowingischen und karolingischen Zeit der Stellvertreter des Grafen, später der Stadtrichter in den kleineren Städten (s. Du Cange s. v. vicecomes). Daher der heutige Adelstitel vicomte.

3) In solchen leidenschaftlichen Hyperbeln, worin der Liebende den Besitz der Geliebten über Gott und Seligkeit setzt, wetteifern im Mittelalter Orient und Occident. Wenn wir in der Sage von Fridhthjof lesen, daß er Ingi-

Björgs Liebe höher schätzte als den Zorn der Götter (vergl. K. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes, München 1856, II, 249), so erklären wir uns das aus dem nordischen Heldentrotz. Auffallender berühren uns ähnliche blasphemische Aussprüche im Munde christlicher Dichter. Diez hat solche aus den Liedern der Troubadours zusammengestellt (Die Poesie der Troubadours, 2. Aufl. von Bartsch p. 144 f.). Einer der letzteren erklärt offen, er würde sich dem Antichrist ergeben, wenn dieser ihm zum Besitz der Geliebten verhelfen wollte. Der Dichter des altfranzösischen Partonopeus versichert, er würde das Paradies sofort verlassen, wenn ihm die Geliebte von draußen winkte (v. 7514). Ein anderer sagt, der Besitz der Geliebten sei mit der Hölle nicht zu teuer erkauft (Barbazan-Méon I, 349, 60). Adenets Cleomades verschmäht das Paradies, wenn er dort Claramonde nicht wiederfinde (v. 8291). Dasselbe versichert ein italienischer Dichter der Hohenstaufenzeit (Poeti del primo secolo, Firenze 1816, I, 319). So sagt auch der deutsche Minnesänger Wachsmut von Mühlhausen:

Mir waere ê liep bî ir ze sîne
dan bî got in paradîs (Hagen, Minnesinger I, 327 a), ebenso Ulrich von Lichtenstein im Vrouwen dienest (Ausg. von Lachmann, Berlin 1841, 583, 15). In Wolframs Parzival (219, 24) möchte der unglücklich liebende König Clamide die Strafe des Pilatus und des armen Judas auf sich nehmen, wenn er Condwiramur umfangen dürfte. Bei Herbort von Fritslar will Helena dem toten Paris ins Jenseits folgen, gleichviel wohin (Liet von Troye 14040). Von einer ähnlichen Aeußerung erhielt der arabische Dichter Omar, Sohn des Abi Rabiah, den Beinamen „Freund der Hölle" (Weil, Die poetische Litteratur der Araber vor und unmittelbar nach Mohammed, Stuttgart und Tübingen 1837, p. 75 ff.). Als ein anderer arabischer Dichter, Dschumeil, wegen der Magerkeit seiner Geliebten zur Rede gestellt wurde, erwiderte er: Sähest du sie mit meinen Augen, so würdest du ihre Nähe der Gegenwart Gottes vorziehen (ebenda 78). Ganz wie Aucassin sagt ein altes rumänisches Lied:

In die Hölle geh' ich gern lebendig;
Nur allein will ich nicht sein,

Sondern mit der Iliana,

Iliana Rosinzana (Schuller, Merkwürdige romänische Volkssagen, Hermannstadt 1857, p. 6). Lucassins ganze Rede über die Hölle erscheint wie eine Paraphrase des sicilianischen Sprichworts, das uns Ludolf von Suchen aus dem 14. Jahrhundert überliefert hat: Ich will lieber im Mongibello (Aetna, Eingang zur Hölle) bei Königen und Fürsten sein als im Himmel bei Lahmen und Blinden (Liber Ludolphi de itinere terrae sanctae, c. 14, Ausg. von Deycks, Stuttgart 1851, p. 20).

4) Wie im Hohelied wird die Geliebte im Altfranzösischen suer, douce suer angeredet (z. B. Bartsch, Altfranz. Romanzen und Pastourellen p. 263, N. 24, 64. p. 264. N. 25, 27. p. 501, N. 45, 44 u. a. Paternostre d'Amours 31 bei Barbazan-Méon IV, 442 u. f. w.). Auch Ehegatten hohen und niedern Standes gaben sich die Kosenamen bele suer und biaus frere (z. B. Montaiglon, Recueil I, 199. 200. 320. 321. 323. IV, 121. Crestien, Erec 4884. Berte aus grans piés 1217. 2181. Florete suer, tres douce amie, Floriant 6679 u. f. w.). Aus dem Französischen kam diese bei germanischen Völkern nicht übliche Anrede auch ins Altenglische (z. B. Chaucer, Canterbury Tales 6386. 7333: leeve dame, oure suster deer).

5) Die Nasenstange, mhd. nasebant, altfranz. nasal, war ein am Helmrand über der Stirne angeschmiedeter Eisenstab, der über die Nase herabragte, um sie vor Hieben zu schützen (A. Schultz, Das höfische Leben, Leipzig 1880, II, 51). In der älteren Zeit war dies die einzige Deckung des Gesichtes. So kämpft noch der alte Heinrich von Narbonne bei Alischanz (s. Wolframs Willehalm 408, 5). Später kam die ventaille, mhd. finteile, hinzu, der Zipfel der unter dem Helme getragenen Kettenhaube, der von unten über Kinn und Mund gezogen und links oben am Helmrand befestigt wurde (Schultz II, 42). Aus dem Nasal wurde durch Verbreiterung die barbiere, eine gewölbte Platte mit Augenlöchern, die vom Helmrande bis zum Kinn herabgieng. Sie bildete den Uebergang von der Nasenstange zum späteren Visier (Schultz II, 53 f.). Der Sieger pflegte den Besiegten am Nasal zu fassen, um ihm das Haupt abzuschlagen (z. B. Horn et Rimenhild 1699 u. a.) oder ihn als Gefangenen wegzuführen (z. B. Girard de Viane p. 94 u. a.).

6) Den folgenden Satz habe ich ausgelaſſen, weil der Vergleich mit den Wallnüſſen unſerem heutigen Geſchmacke zu ſehr widerſpricht.

7) Die Böſchung des Burggrabens war alſo nicht ſenkrecht, ſondern ſchräg abfallend nach Art der römiſchen Befeſtigungswerke.

8) Vom Blumenhaus, das ſich im Volksliede Liebende bauen, handelt Uhland, Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage, Stuttgart 1866, III, 241 f. Vergl. Mittler, Deutſche Volkslieder, Marburg und Leipzig 1856, N. 974, Str. 5. 975, 7. 976, 4. 977, 7. 980, 6. Daß es als Erkennungszeichen und Liebesprobe dient, iſt unſerem Roman eigentümlich.

9) Wenn wir zum erſtenmal in einer märchenhaften Geſchichte leſen, daß nach der Geburt eines Kindes der Vater ſtatt der Mutter das Wochenbett hütet, ſo werden wir das für eine ſpaßhafte Erfindung halten und uns über den barocken Einfall verwundern. Wie wächſt aber unſer Erſtaunen, wenn wir durch die Ethnologen belehrt werden, daß ein ſo ſeltſamer Brauch wirklich exiſtiert, ja, daß es wenige Bräuche giebt, welche auf Erden ſo verbreitet ſind wie dieſer! Am häufigſten finden wir ihn bei den Ureinwohnern Südamerikas, vor allem bei den braſilianiſch-guaraniſchen und bei den caribiſchen Stämmen, auch in Peru bei den Indios bravos und bei den Stämmen der Pampas (Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, 2. Aufl. Leipzig 1884, I, 148 ff.). Ganz wie der König von Torelore lag der abiponiſche Kazik Malakin im Kindbett, als ihn der Jeſuitenmiſſionär Dobrizhoffer mit einem Spanier beſuchte; er ſtand auf, um die Fremden zu begrüßen, legte ſich aber gleich darauf wieder zu Bette (Dobrizhoffer, Historia de Abiponibus, Viennae 1784, II, 231). Demſelben Brauch begegnen wir in Nordamerika bei den Indianern von Südkalifornien (Ploß I, 148). In Grönland und in Kamtſchatka hat ſich der Vater wenigſtens mehrere Wochen der Arbeit zu enthalten (Lubbock, Die Entſtehung der Civiliſation, deutſch von Paſſow, Jena 1875, p. 14). Marko Polo, der im 13. Jahrhundert Aſien durchwanderte, fand das Männerkindbett in der chineſiſchen Provinz Jün-nan (Peregrinatio II, c. 41, deutſch von Bürck, Leipzig 1854, p. 400). Dort bei den Mao-tſe, den Ureinwohnern des Gebirgslandes, iſt

es noch heute im Brauch (Tylor, Forſchungen über die Urgeſchichte der Menſchheit, aus dem Engliſchen von Müller, Leipzig o. J. p. 379), ebenſo auf Buru, einer der Molukken, und bei den Dajaken auf Borneo (Ploß I, 147). In Afrika iſt uns der Brauch für die Kongoneger bezeugt (ebenda). Die älteſten Zeugniſſe der Geographen aber betreffen europäiſche Völker, die wilden Ureinwohner Korſikas (Diodorus Siculus V, 14) und die Keltiberer in Spanien (Strabo im 3. Buch). Bei den von den Iberern ſtammenden Pyrenäenvölkern, den Basken in Biskaya und Navarra und auf der franzöſiſchen Seite der Pyrenäen, in Bearn, hat ſich der Brauch bis in unſere Zeit erhalten (Fr. Michel, Le Pays Basque, Paris 1857, p. 201. Ploß, I, 145 f.). In Bearn hatte man dafür den jetzt in der Wiſſenſchaft eingebürgerten Ausdruck la couvade (von couver brüten). Die verſchiedenen Anſichten über die Entſtehung dieſer Volksſitte hat Ploß zuſammengeſtellt (I, 153 ff. Vergl. Baſtian in der Zeitſchrift für Völkerpſychologie, Berlin 1868, V, 156 ff. Tylor a. a. O. 370 ff. Peſchel, Völkerkunde, 6. Aufl. von Kirchhoff, Leipzig 1885, p. 25 ff.). Die beſte Erklärung hat ſchon der alte Dobrizhoffer gegeben: ſein Kazik verſchmähte die ſonſt von ihm hochgeſchätzte Priſe Tabak, da es ſeinem Kinde ſchlecht bekommen würde, wenn er ſeine Naſe ſo ſtark reizte, und er legte ſich ſchnell wieder zu Bette, damit ſein Aufenthalt in freier Luft dem Kinde keinen Schaden bringe. Es war allgemeiner Glaube der Völker, daß zwiſchen dem Leben des Kindes und dem des Vaters ein geheimnisvoller ſympathiſcher Zuſammenhang beſtehe, ſo daß der Vater durch unvorſichtiges Eſſen und Hantieren ſeinem Kinde großen Schaden zuziehen könne. Daher blieb ihm, der von ſeiner Umgebung für Leben und Geſundheit des Kindes verantwortlich gemacht wurde, nichts anderes übrig, als ſich bei ſtrenger Diät im Bette zu halten. Indem er ſich ſchonte, ſchonte er ſein Kind.

Von dieſem urweltlichen Brauche mag im Mittelalter vereinzelte Kunde bei den europäiſchen Kulturvölkern umgegangen ſein. Es mag ſich damit von ſelbſt die Vorſtellung eines gynäkokratiſchen Gemeinweſens verbunden haben, wo die Weiber ins Feld ziehen und die Männer die weiblichen Geſchäfte verrichten, wie das ſchon im

ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Antonius Diogenes in seinem Roman „Die Wunder jenseits Thule" von den spanischen Artabrern erzählt (Rohde, Der griechische Roman, Leipzig 1876, p. 265). So weiß auch der von Suchier in seiner Aucassin-Ausgabe (p. 52) angeführte niederländische Versroman Heinric en Margriete van Limborch von einem Amazonenland, wo die Männer im Kindbett liegen und die Frauen ins Feld ziehen. Hier können die besprochenen ethnologischen Thatsachen zu Grunde liegen; doch befinden wir uns schon in der Sphäre des Fabelhaften. Ganz phantastisch vollends erscheint die Erzählung in unserem altfranzösischen Roman. Da ist jede Beziehung auf wirkliche Zustände abgestreift, und es läßt sich kaum entscheiden, ob Männerkindbett und Amazonentum der Wirklichkeit entlehnt oder frei erfunden sind. Für die Annahme, der Dichter ziele auf die pyrenäischen Basken, bietet sich nicht der geringste Anhaltspunkt. Wir stehen auf dem Boden von Nirgendheim, mitten in dem Lügenmärchen von der „verkehrten Welt". Darüber läßt schon der Name Torelore keinen Zweifel.

Torelore wie turelure, tirelire ist eine bloße Gruppe von Trällerlauten, wie sie besonders im Refrain von Volksliedern gesungen werden (Beispiele s. Romania VIII, 84, N. XIX. 86, N. XXII). Man sagt sprichwörtlich: C'est toujours la même turlure, das ist immer die alte Leier (den merkwürdigen Bedeutungswechsel im niederdeutschen türlüre, törelör s. Lappenberg, Scherzgedichte von Joh. Lauremberg, Stuttgart 1861, p. 229, Anm. zu III, 215. Braunes Ausgabe, Halle 1879, p. 115). In Wälschtirol heißt Turlulú ein dummer Mensch, mit dem es im Gehirn nicht ganz richtig ist (Schneller, Märchen aus Wälschtirol, Innsbruck 1867, p. 165). Mit diesen Trällerlauten soll also etwas Verkehrtes, etwas Nichtiges bezeichnet werden. Darum nannte man einen Maulhelden, der viel verspricht und wenig hält, „König von Torelore" (Legrand d'Aussy, Fabliaux, 3. édition, III, 372). Wenn wir von Aucassin und Nicolette lesen: sie kamen ins Land Torelore, so ist das etwa, als ob es in einem deutschen Märchen hieße: sie kamen in das Land Tirumlarum, wo die Männer im Kindbett liegen und die Frauen in den Krieg ziehen. Torelore, Turelure ist die verkehrte Welt. Daher wurde dieser Name scherzweise

auf die Gegend von Aiguemortes angewendet: denn dort verdienen die Leute ihr Brot im Krebsgang, d. h. als Fischer durch Einziehen der Netze; jemehr es regnet, desto härter wird der Boden, d. h. der Sand verhärtet sich im Regen; die Berge werden vom Wind entführt: es sind Sanddünen, und jemehr die Sonne scheint, desto mehr friert es, d. h. das Salz der Salinen krystallisiert in der Hitze (Anmerkung von Lacurne de Sainte-Palaye, Les Amours du bon vieux tems, Vaucluse et Paris 1756, p. 51). Aehnliche Schlachten wie in Torelore werden im Schlaraffenland geschlagen; man lese das köstliche Gedicht von Hans Sachs „Sturm des vollen Bergs" vom Jahr 1536 (Ausgabe von A. von Keller, IV, 354 ff.). An die Geschütze derer von Torelore erinnert ein altschwäbisches Spottlied der Dornhaner auf die Stadt Oberndorf am Neckar (Zimmerische Chronik, herausg. von Barack, Stuttgart 1869, II, 349).

10) Droit de lagan, droit de bris bezeichnet das barbarische Strandrecht, wornach die Küstenbewohner das gestrandete Gut als ihre Beute und die Schiffbrüchigen als ihre Leibeigenen beanspruchten. Ein Beispiel aus dem Leben des Angelsachsen Wilfred vom Jahr 664 s. Wright, Biographia Britannica literaria, Anglo-Saxon Period, London 1842, p. 173 (vergl. Kemble, The Saxons in England, London 1849, II, 64) spätere aus den Jahren 1112 und 1191 s. A. Schultz, Das höfische Leben II, 298 (vergl. Horn et Rimenhild 150. 234. Hartmanns Gregorius 1185). Kirche und Staat verdammten zwar den unmenschlichen Brauch, z. B. das Konzil von Nantes im Jahr 1127 (Lobineau, Histoire de Bretagne, Paris 1707, I, 131), König Philipp August von Frankreich im Jahr 1191 (Guchiers Ausgabe p. 53), in Deutschland König Wilhelm im Jahr 1265 durch die Constitutio de bonis naufragantium (Schultz a. a. O.). Doch die kleineren Landesherrn zeigten wenig Lust, auf die Einkünfte des droit de lagan zu verzichten (s. Lobineau a. a. O. I, 274 vom J. 1280; 308 vom J. 1332); selbst Bischöfe machten darauf Anspruch, wie der von Sankt Malo im Jahr 1430 (Lobineau I, 583), und noch im 17. Jahrhundert hielten Domkapitel und Abteien daran fest (ib. 846). Guiomar von Leon rühmte sich, er habe den kostbarsten Stein der Welt, der ihm jährlich 10000 Sous einbringe: er meinte damit eine durch Schiffbrüche verrufene Klippe

(ib. 205). Noch immer wird den Einwohnern der bretonischen Insel Molene ein Gebet nachgesagt, worin sie die Jungfrau Maria und den heiligen Renan um recht viele Schiffbrüche angefleht haben sollen (Sauvé, Proverbes et Dictons de la Basse-Bretagne, Paris 1878, p. 138, N. 901). In einzelnen Gegenden hat sich auch das Strandrecht bekanntlich bis in unsere Tage erhalten, und zwar nicht bloß bei den Wilden des Vitiarchipels, welche jeden Schiffbrüchigen als ein vom Herrscher des Meeres gesandtes Opfer erbarmungslos erschlagen (W. Schneider, Die Naturvölker, Paderborn und Münster 1885, I, 133. 196), sondern selbst in Europa, z. B. bei jenen bretonischen, von ihren Nachbarn „Heiden" genannten, Küstenanwohnern rätselhafter Herkunft, welche das Meer ihre Kuh nennen, die sie mit allem versorgt, und noch heute, wo sie können, unbedenklich See- und Strandraub verüben (Sauvé p. 152, N. 956). Deshalb bietet auch die Erwähnung des lagan in unserem Roman keinen Anhalt für dessen geschichtliche Datierung.

11) Von Töchtern des Königs oder Herzogs von Karthago war in Sage und Märe so oft die Rede, daß man sie sprichwörtlich anführte. „Und wenn Ihr auch die Tochter des Königs von Karthago wäret", heißt es im Liede des Quesnes de Betune (Bartsch, Altfranzösische Romanzen und Pastourellen, Leipzig 1870, p. 77, v. 47). Die Stiefmutter im altfranzösischen Roman des sept sages ist Tochter des Herzogs von Karthago (v. 162. Ausg. von Keller p. 7). Der Eingang von Konrad Flecks Flore macht uns mit zwei Töchtern des Königs von Karthago bekannt, deren eine die Geschichte des jungen Liebespaars erzählt (v. 258. Ausg. von Sommer p. 10).

12) Admiral, amuaffle, amurafle, amirafle, amiraill, amiral, amiraut, amirant, amiré bezeichnete eine hohe Würde unter den Moslim, vom arabischen amîr Fürst, Befehlshaber, mit romanischer Endung. So hießen nach John Mandeville die Stadtgouverneure der Sultane (Voiage and Travaile, ed. Halliwell, London 1839, p. 38). Der Admiral schlechtweg ist der Khalif von Bagdad:

swer den keiserlichen namen hât,
den die heiden nennent admirât,
derst ouch vogt ze Baldac.
Wolframs Willehalm 454, 1.